Der

Verzweiflungskampf

der

ariſchen Völker mit dem Judentum.

STADT-BIBLIOTHEK
FRANKFURT AM MAIN

Der

Verzweiflungskampf

der

ariſchen Völker mit dem Judentum.

Von

Hermann Ahlwardt
Rektor in Berlin.

Greif niemals in ein Wespenneſt,
Doch wenn Du greifſt, ſo greife feſt.

Berlin 1890.

Verlag von F. Grobhäuſer.

STADT-BIBLIOTHEK
FRANKFURT AM MAIN

Inhaltsangabe.

		Seite
	Einleitung	V
1.	Der deutsche Volkscharakter	1
2.	Der semitische Volkscharakter	5
3.	Jude und Bauer	14
4.	Jude und Handwerker	22
5.	Jude und Arbeiter	36
6.	Jude und Beamter	40
7.	Opfer des Wuchers	41
8.	Jude und Kleingewerbetreibender	164
9.	Jude und Großhandel	171
10.	Jude, Adel und Offizier	174
11.	Der Jude und die Fürsten und Gewaltigen	180
12.	Der Jude in der Justiz, Medicin, Kunst und Wissenschaft	187
13.	Jude und Börse	195
14.	Jude und Politik	198
15.	Der Jude und die soziale Frage	202
16.	Der Jude in der Gemeindeverwaltung	205
17.	Der Jude und das höhere Schulwesen	206
18.	Der Jude und die Volksschule	211
19.	Der Jude und die Presse	217
20.	Der Jude und die öffentliche Sittlichkeit	220
21	Der Jude als Patriot	230
22.	Der Jude in Frankreich, Rußland 2c.	231
23.	Urteile bedeutender Männer	232
24.	Der Weg zur Selbstbefreiung	237
	Schlußwort	249

Einleitung.

Nach Schopenhauer ist die Geschichte zwar keine Wissenschaft, weil ihr die notwendigsten Vorbedingungen dazu fehlen, aber sie ist viel mehr, nämlich für das ganze Menschengeschlecht dasselbe, was die Vernunft für den Einzelnen ist. Ihr Wert ist daher für die Menschheit unermeßlich, sofern es dieser gelingt, in ihre Lehren, die aus einer Fülle von Einzelheiten geschöpft sein wollen, einzudringen und dieselben dann auch zu beherzigen.

Ich bin aber der festen Ueberzeugung, daß unsere gegenwärtigen Geschichtsschreiber und Geschichtsphilosophen bei ihren Forschungen größtenteils von falschen Voraussetzungen ausgehen, daher auch zu falschen Schlüssen kommen.

Die späte Nachwelt wird die gegenwärtige Geschichtsperiode als die Zeit des Kampfes zwischen den indogermanischen Urbewohnern Europas und den semitischen Eindringlingen, oder, falls sie diesem Kampfe Prinzipien zu Grunde legen sollte, als den Kampf des indogermanischen Idealismus mit dem semitischen Realismus bezeichnen.

Allerdings wickelt sich dieser Kampf, soweit es vom Willen der eingedrungenen Semiten abhängt, seit vielen Jahrhunderten in aller Stille ab. Aber an Grausamkeit kommt diesem Kampfe kein einziger gleich. Die von den semitischen Siegern zu Tode getroffenen Germanen sinken nach schwerem Todeskampfe ruhmlos in ein stilles, oft heißersehntes Grab. Kein Dichter schildert ihre Leiden, kein Geschichtsschreiber zollt ihrer Standhaftigkeit Anerkennung, und doch haben viele von ihnen wackerer gekämpft, als die Helden, von denen die moderne Kriegsgeschichte zu sagen weiß.

Diejenigen geschichtlichen Thatsachen, welche augenblicklich als die Kardinalpunkte in den Vordergrund gestellt werden, z. B. die tausendjährigen Kämpfe der Westfranken und Ostfranken um das Lotharsche Erbe mit ihren Schlachten bei Roßbach, Jena, Leipzig, Sedan wird eine spätere Geschichtsschreibung nur als interessante Zwischenstücke ansehen, die das Auge von dem eigentlichen, viel stiller sich entwickelnden Drama abgewendet haben. Die Katzbalgereien von 1848, die Verfassungskämpfe in Preußen von 1861 bis 1866, der sogenannte Kulturkampf von 1871—1878 werden gar nur als Spektakelstücke angesehen werden. Dagegen werden geschichtliche

Vorgänge, die jetzt erſt in zweiter oder dritter Linie ſtehen, z. B. die Erhebung der Jüdin Eſther zur Königlichen Geliebten durch den König Kaſimir von Polen, die es den Juden ermöglichte, viele Jahrhunderte in Polen frei zu praktizieren, ferner die Teilung Polens durch die drei angrenzenden Mächte, als dieſes Land durch das Judentum für den Untergang reif gemacht war, und die in Zukunft die Teilung Preußens, Oeſterreichs und Rußlands durch die polniſchen Juden heißen wird, die Herrſchaft Cremieux's und Gambettas in Frankreich, der Berliner Congreß mit ſeiner Auslieferung Rumäniens an ſeine jüdiſchen Bedränger, die Judenemancipation von 1848, der Abfall Laskers von der Fortſchrittspartei im Jahre 1866 und ſein Uebergang ins Lager der Regierung, um von dieſer den deutſchen Handwerkerſtand ſeinem Volk einſchlachten zu laſſen, für den ſpäteren Geſchichtsforſcher eine höhere Bedeutung erhalten.

Der Kampf iſt ſo alt, wie die Geſchichte überhaupt.

Früher, bei den Kämpfen um das Mittelländiſche Meer und die Küſtenländer desſelben wurde häufig die Entſcheidung der Waffen angerufen, die ſchließlich für die Semiten ungünſtig ausfiel. Seitdem hat derjenige Zweig der ſemitiſchen Völker, der bei ſeinen eigenen Stammesgenoſſen verachtet und verabſcheut wird, den man als Hebräer, Israeliten oder Juden bezeichnet, den Kampf in durchaus geräuſchloſer, heimtückiſcher Weiſe wieder aufgenommen. Er hat ſich bei allen ariſchen Völkern eingeſchmuggelt, faſt überall Einfluß auf die Geſetzgebung gewonnen, ſaugt die Völker aus und macht ſie dann zu willenloſen Sklaven. Zu einem ſolchen Kampfe iſt der jüdiſche Volksſtamm mit den herrlichſten Gaben, einem bedeutenden Verſtande, unermüdlicher Thatkraft und hohem Gemeinſinn ausgerüſtet und hat hierdurch ſein Ziel, die volle Unterjochung der Völker, die ihm in unſeliger Verblendung Gaſtfreundſchaft gewährten, faſt erreicht. Bringt nicht die letzte Stunde noch Rettung, ſo iſt die ſemitiſche Herrſchaft eine unbedingte geworden.

Wie es möglich geworden iſt, daß ein zahlreicher, kriegeriſcher und arbeitſamer, dabei freiheitsliebender und ſtolzer Volksſtamm einem andern, weit weniger zahlreichen, unkriegeriſchen und unproduktiven Stamme hat erliegen können, will ich in Nachfolgendem unterſuchen.

Daß ich hierbei meine eigenen Erlebniſſe mit in den Vordergrund ſtelle, bedarf einiger erläuternden Bemerkungen. An und für ſich ſind dieſelben für die Geſammtheit ſo gleichgültig, wie es die Erlebniſſe einer untergeordneten Perſon nur ſein können. Auch entbehren dieſelben, zumal manche unerquicklichen Verhältniſſe darin vorkommen, alles Intereſſanten. Gleichwohl ſchreibe ich dieſen Erlebniſſen einen hohen Wert zu, weil ſie typiſch ſind für das, was Tauſenden ſchon begegnet iſt, und Tauſenden noch begegnen wird. Meine Schwäche, einem bedrängten Freund über meine Kräfte hinaus beizuſtehen, iſt in unſerm Volk leider eine allgemeine, die auch bei unſern Nachkommen nicht ausgerottet ſein wird. Ebenſo allgemein iſt die ſchlaue Benutzung dieſer Schwäche durch die Hebräer. Gleiche Urſache, gleiche Wirkung! Daher iſt meine Lebensgeſchichte durchaus nicht ſo unbedeutend, wie ſie erſcheint. Daß meine Perſon bei

dieſer Darſtellung nicht gewinnen kann, iſt ſelbſtverſtändlich, aber bei dem Ziel, das ich mir geſteckt habe, auch abſolut gleichgültig.

Nur für die Allgemeinheit ſind meine Darſtellungen berechnet, und wenn dieſe dazu beitragen ſollten, derſelben die Augen zu öffnen und zum einmütigen und rückſichtloſen Kampf mit allen geſetzlichen Mitteln gegen die ſemitiſchen Bedrücker zu veranlaſſen, ſo iſt das höchſte Ziel meines Lebens erreicht.

Die beiden erſten Kapitel, welche von dem deutſchen und ſemitiſchen Volkscharakter handeln, ſind keineswegs beſtimmt, eine erſchöpfende Darſtellung zu geben. Sie ſollen nur die Grundlage bilden, auf der ſich das Nachfolgende aufbauen kann.

Erſt die Schlußkapitel faſſen das Endergebnis zuſammen.

Das Endreſultat kann, dem Weſen der Geſchichte entſprechend, nur ein Produkt vieler Einzelheiten ſein.

Ich kann es daher nicht umgehen, vielfach Handlungen noch lebender, beſtimmt bezeichneter Perſonen anzuführen, die dieſen, wenigſtens in den Augen meines eigenen Volksſtammes, unmöglich zur Ehre gereichen können. Ich bin aber weit davon entfernt, dieſe namhaft gemachten Perſonen als beſondere Böſewichter zu bezeichnen und ſie durch Nennung ihrer Namen beſonders zu beſtrafen. Mir kommt es lediglich darauf an, aus einer Fülle von Thatſachen leitende Grundſätze zu gewinnen, die dem deutſchen Volke für ſpätere Entſchlüſſe als Richtſchnur ſeines Handelns dienen können. Jede Beſtrafung einzelner Perſonen liegt meiner Seele fern.

Und nun gehe hinaus, mein Buch, erfreue meine Mitkämpfer, begeiſtere die Lauen und zeige allen deutſchen Männern, die jetzt in unſeliger Verblendung für die ſemitiſchen Unterdrücker kämpfen, welches Erbteil ſie ihren eigenen Kindern hinterlaſſen!

Der Verfaſſer.

Der deutſche Volkscharakter.

Das deutſche Volk gehört dem großen ariſchen oder indogermaniſchen Volksſtamme an. Derſelbe hat ſeine Heimat wahrſcheinlich in dem Hochlande von Iran und hat ſich von dort einerſeits über Vorderindien, andererſeits faſt über ganz Europa verbreitet. Allerdings giebt es auch hervorragende Gelehrte, die ſeine Heimat in nordiſchen Ländern ſuchen, alſo eine Verbreitung von Norden nach Süden annehmen. Die Griechen, Römer, Gallier, Germanen und Slaven ſind Zweige der großen ariſchen Völkerfamilie. Das Wort „Arier“ hängt zuſammen mit dem griechiſchen Wort ἄριστοι, „die Beſten“. In der That ſteht dieſer Stamm in Folge ſeiner körperlichen und geiſtigen Beſchaffenheit an der Spitze des Menſchengeſchlechts. Unterſcheiden ſich die einzelnen Völker dieſes Stammes auch mannigfach, ſo haben ſie ihre Haupteigenſchaften doch gemeinſam. Wir wenden uns, dem Zweck dieſes Aufſatzes entſprechend, dem deutſchen Volkscharakter zu. Um denſelben zu verſtehen, müſſen wir uns die Örtlichkeit vergegenwärtigen, in der das deutſche Volk ſeine Jugendzeit verlebt hat. Es iſt der Urwald mit all' ſeinen Gefahren. Nirgends mehr, als hier, konnte ſich ein ſtarkes und trotziges Geſchlecht entwickeln. Die ewige Nähe der Gefahr und die ſtete Bereitſchaft zum Kampfe auf Leben und Tod erweckte kühnen und mutigen Sinn, und dieſen haben die Vorfahren auf ihre Nachkommen vererbt. Furcht vor äußeren Gefahren iſt dem deutſchen Volkscharakter zu allen Zeiten fremd geweſen. Ein geflügeltes Wort der neueſten Zeit bezeichnet daher eine Thatſache, die ſeit Jahrtauſenden in dauernder Gültigkeit geweſen iſt. Die feierliche Waldesſtille verleitete den Deutſchen zu metaphyſiſchen Träumereien, in denen er ſich gar gern den täglichen kleinen Sorgen entrückte und daran gewöhnte, das materielle Daſein nicht als das Weſentlichſte anzuſehen. Der Wirklichkeit wurde daher nicht immer die nötige Aufmerkſamkeit zugewendet. Welche Großartigkeit, welche Gemütstiefe leuchtet uns aus der germaniſchen Götterlehre entgegen, die in den finſteren Wäldern erträumt worden war! Die Götter aller Völker ſpiegeln ja den innerſten Volkscharakter am beſten wieder. Wie einer iſt, ſo iſt ſein Gott!

Kriegeriſche Ehre, Treue, ſowohl Freundes-, als Mannes- und Gattentreue galt ihnen höher als das Leben. An den einmal gegebenen Einrichtungen hielten ſie feſt mit eiſerner Energie. Auch

an dem „roten“ Golde fanden die Deutſchen ſpäter Wohlgefallen und ſtrebten darnach, es zu beſitzen, nicht aus Geiz, ſondern aus Freude an dem blanken Schimmer. Im Kreiſe ſeiner Freunde gab ſich der Deutſche gar gern dem ſüßen, ungetrübten Lebensgenuß hin, wobei allerdings faſt regelmäßig dem Trunk übermäßig gehuldigt wurde. Die friſche Luſt am gefährlichen Wagen verleitete ihn nur zu oft zu den bedenklichſten Glücksſpielen, in denen oft Haus und Hof, Weib und Kind und die über alles geſchätzte Freiheit verloren ging. Ihr Recht war den Volksgewohnheiten entſproſſen. Gelehrter Richter bedurften ſie daher nicht. An ihrer Meinung hielten ſie feſt bis zur Aufopferung des Lebens. Die Frau nahm bei ihnen eine ſo hohe Stellung ein, wie bei keinem Volke der alten Welt. Ihre Rathſchläge waren gar oft ausſchlaggebend. Die Ehe war heilig. In geſchlechtlichen Dingen herrſchte die größte Schamhaftigkeit.

In Wäldern iſt aber der Horizont ein ſehr begrenzter, deſto genauer zu beobachten iſt das Naheliegende. Wer freilich die Spitze eines Baumes erkletteri, hat dann einen um ſo größeren Geſichtskreis, aber die unteren Zweige verdecken ihm jetzt faſt ganz die Erde, der er entſtiegen iſt. Jahrtauſende ſind ſeitdem vergangen, und welche Ereigniſſe haben ſich in dieſer Zeit abgeſpielt! Die Deutſchen ſtiegen auf den höchſten Gipfel des Ruhms, Weltreiche ſanken vor ihnen in den Staub, und viele deutſche Stämme gingen unter in ihren eigenen Eroberungen. Eine neue Religion wurde ihnen gebracht, die in ihrem Balderkultus einen ſo ſchönen Anknüpfungspunkt fand. Auf und ab ſtiegen ſie im Laufe der Jahrhunderte, ein neues Recht verdrängte ihr altes Volksrecht. Die Kultur der alten Griechen und Römer ging ihnen auf und erfüllte ſie mit neuen Ideen. Ihre Uneinigkeit machte ſie zum Spielball der Völker, bis ſie ſich im ſiebenzehnten Jahrhundert gegenſeitig faſt ganz aufrieben.

Zwei Jahrhunderte waren nötig, um ihnen unter den übrigen, raſch aufblühenden Völkern wieder eine geachtete Stellung zu ſichern. Durch die Erfahrung belehrt, ſtreben ſie jetzt wieder mächtig empor. Welcher Wandel im Laufe der Jahrtauſende! Und doch! Sehen wir ab von den äußeren Veränderungen der Kultur, gehen wir ein auf ihr innerſtes Weſen, ſo finden wir die alten Deutſchen vollkommen wieder. Die Jahrtauſende mit all ihrem Wechſel haben den Kern ihres Characters nach all ſeinen guten und ſchlechten Seiten hin wenig zu verändern vermocht. Seine Furchtloſigkeit vor äußeren Gefahren, ſeine Tapferkeit im Kriege, ſogar ein gewiſſes Behagen, Leben, Gut und Blut im friſchen, fröhlichen Wagen einzuſetzen, iſt bei dem Deutſchen noch heute vorhanden. Auch ſein Hang zu metaphyſiſchen Träumereien iſt ihm geblieben. Selbſt die untergeordnetſten Naturen fühlen Neigung, über das wie und woher des menſchlichen Daſeins, über die letzten Gründe alles Seienden nachzudenken. Daher der furchtbare Ernſt bei Behandlung aller religiöſen Fragen. Auch der bedauerliche Hang zu gefährlichen Glücksſpielen iſt geblieben, ebenſo die Neigung, in fröhlicher Geſellſchaft ſich frei zu machen von allen Erdenſorgen, wobei noch jetzt dem Trunk oft übermäßig gehuldigt wird.

Nur ein Deutscher konnte sprechen:

Werd ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön! —
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn!

Der Deutsche ist mehr, als irgend ein anderer, der Mensch des von allen Bedingungen des materiellen Daseins befreiten Augenblicks. Dies ist einerseits die Quelle seines höchsten Glückes, andererseits der Grund seiner schwersten Leiden.

Am klarsten hat dies Göthe erschaut, der als echter Meister diese Quelle des reinsten Glückes keineswegs verstopfen, aber die daran geknüpften spätern Leiden beseitigen wollte. Er rief seinem Volke zu:

Tages Arbeit! Abends Gäste!
Saure Wochen; Frohe Feste!
Sei Dein künftig Zauberwort.

Freilich, Mephistopheles hat seitdem ebenfalls große Fortschritte gemacht! Heimtückische Ränke gelten noch heute dem Deutschen als etwas Widerwärtiges. Seine Vertrauensseligkeit und seine Neigung, für seine Freunde die größen Opfer zu bringen, sind trotz der schlimmsten Erfahrungen nicht auszurotten. Er ist im Wechsel aller Zeiten Idealist geblieben. Was oben über den Gesichtskreis der alten Deutschen in praktischen Dingen gesagt ist, gilt noch heute. Sorgfältig achtet jeder auf die Vorgänge in seiner nächsten Nähe, und über diese hat auch der Niedrigststehende, wie das schon Stein bewundernd anerkannte, oft ein wunderbar gesundes Urteil. Darüber hinaus fehlt es oft bis in die gebildesten Volkskreise hinein an ruhig prüfender Einsicht, und ein geschickter Agitator, der es versteht, über die Dinge der nächsten Umgebung vernünftig zu reden, kann die Deutschen mit Hülfe der Analogie über ferner liegende Dinge, z. B. über politische, zu den unglaublichsten Ansichten bringen. Die deutschen Gelehrten endlich, die, um auf das altdeutsche Waldleben zurückzukommen, die Spitze eines Baumes erklettert haben, besitzen dann zwar einen ungemein großen Ueberblick und gelten als Leuchten der Wissenschaft in der ganzen Welt, aber ihnen fehlt wieder der Blick auf den Boden, dem sie entstiegen sind. Nirgends in der Welt stehen die Gelehrten dem Volksleben ferner, als in Deutschland. Wer sich das bisher Gesagte vergegenwärtigt, der wird den deutschen Partikularismus vollständig begreifen, der bis in die kleinsten Verhältnisse hinein spielt und zu allen Zeiten so viele Deutsche in das Lager ihrer Feinde getrieben hat. In diesem Punkte hat das Ausland die Deutschen von jeher richtig beurtheilt und seine Maßnahmen danach getroffen.

Was der Deutsche als Politiker bedeutet, darüber hat uns Robert Hamerling in seinem tollen Scherzspiel „Teut" ein erschreckend wahres Bild vor die Augen gehalten, und es wäre wohl zu wünschen, daß jeder deutsche Mann, der sich mit Politik beschäftigt, sich zunächst einmal hierin spiegeln würde. Geradezu einzig ist die Sitzung im Teutoburger Wald, welche sich mit der Frage der deutschen Reichs-

farben beschäftigt. Natürlich ist Einigkeit nicht zu erzielen, und die überstimmte Minorität verläßt jedes mal unter Protest die Versammlung, resp. wird unter Hohnlachen hinausgeworfen, bis nur ein einziger, der endgültige Sieger, übrig bleibt, der aber über die letzte Frage mit sich selbst nicht einig werden kann.

Und diesen Zwiespalt trag ich länger nicht!
Ich bin ein Deutscher, und so lang ich lebe
Werd' ich den Fluch des Zwiespalts mit mir schleppen.
Denn dies Problem, ich lös es nicht, ob mein
Gedankenstreitroß ich auch blutig peitsche —
(er zieht einen kleinen Strick aus der Tasche.)
An jenem großen schönen Eichbaum dort
Aufknüpf' ich mich. Fahr' wohl, du gold'nes Licht!
Am innern Zwiespalt stirbt der letzte Deutsche!
(er erhängt sich an der nächsten Eiche.)

Doch fehlt der politische Verstand den Deutschen in keiner Weise. Das kostbare Päckchen, welches denselben enthielt, ist unserm Urvater Teut bei seiner Einwanderung vor etlichen tausend Jahren nur geraubt worden und gegenwärtig wieder aufgefunden. Vorläufig haben nur wenige Anteil an den Schatz, doch steht zu hoffen, daß er wieder Gemeingut des ganzen deutschen Volkes werde. Dann wird jene Zeit kommen, von der es heißt:

Und es wird am deutschen Wesen
Noch einmal die Welt genesen!

Es entsteht die Frage: Wie ist es möglich, daß die Deutschen trotz ihres politischen Unverstandes doch nicht zu Grunde gegangen sind und in allen Jahrtausenden die Anschläge ihrer Gegner, welchen dieser Unverstand zur Unterlage ihrer Unternehmungen diente, schließlich zu nichte gemacht haben? Allerdings ist der Deutsche für alle weiterliegenden Sachen schwer zu erwärmen, und ist er erwärmt, so ist der Weg vom Gefühl zum Gedanken und vom Gedanken zur That sehr lang. Aber ist dieser Weg einmal zurückgelegt, so entsteht ein Feuer, das schwer wieder zu löschen ist. War der alte Deutsche einmal zum Todeskampf für sein Vaterland entschlossen, so verbrannte er, wenn es sein mußte Haus und Hof, im Notfall auch seine Wälder, und um ihn wurde es licht und klar.

Der furor Teutonicus erwachte in seiner ganzen Furchtbarkeit, und nicht früher ruhte er, bis seine Feinde zerschmettert zu seinen Füßen lagen. Die furia Francese, sagt Carlyle, ist ein leicht zu entzündendes Feuer, und man kann sich schnell eine Tasse Kaffee dabei kochen; der furor Teutonicus aber ist wie Anthracit, sehr schwer in Brand zu setzen — dann aber kann man Eisen damit schmelzen.

Es fällt mir schwer, dies Kapitel mit so kurzen Andeutungen zu schließen, doch würden weitere Ausführungen mich von meinem eigentlichen Zweck abführen. Ich bitte den Leser aber dringend, Kenntniß zu nehmen von der vierzehnten der Fichte'schen „Reden an die deutsche Nation" und dem, was Richard Wagner über „Deutsch" und „Deutschen Geist" gesagt hat.

Zusammengestellt findet man dies alles in den Materialien zu einem Katechismus der Socialreform, Berlin, Aktiengesellschaft „Pionier", Bernburgerstr. 13.

Der semitische Volkscharakter.

Die semitischen Stämme haben ihre Heimat in Mesopotamien. Zu ihnen gehören die Assyrer, die Babylonier, die Phönicier, die Araber und als die untergeordnetsten von allen die Juden, welch' letztere von ihren übrigen Stammesgenossen von jeher verabscheut waren. Unsere Charakterschilderung bezieht sich auf die letzteren allein. Während der deutsche Volksstamm in dunklen Wäldern seine Jugendzeit verträumte, wuchs der semitische in ganz anderer Umgebung auf. Baumlose Wüsten und endlose Grassteppen bildeten seine Heimat. Frei konnte sich der Blick nach allen Seiten richten, das Nahe und Ferne mit gleicher Schärfe erfassen. Das Hinausschauen in die Ferne war sogar das Notwendigere, um herannahende Feinde rechtzeitig zu entdecken, und diese Klarheit des Blickes haben sich die Juden bis heute bewahrt. Soweit es sich um den eigenen Vorteil handelt, sind sie dem Deutschen an weitem Blick zweifellos überlegen. Der Deutsche konnte jeden Augenblick in seinen Wäldern von einem wilden Tiere oder versteckten Feinden angefallen werden. Kühnheit, womöglich kühner Angriff allein konnte ihn retten, mutig wurde sein Sinn. Der Hebräer erschaute seinen Feind in weiter Ferne und konnte auf Mittel sinnen, ihn zu überlisten oder ihm zu entfliehen. Verschlagenheit, Hinterlist und Abneigung gegen offenen ehrlichen Kampf sind die Grundzüge seines Characters geblieben. Sein Nomadenleben in der Wüste machte ihm die eigentliche Arbeit entbehrlich. Er hatte nicht nötig, den Acker zu bearbeiten und ihm im Schweiße seines Angesichtes Erträge abzugewinnen. Er hütete sein Vieh oder überließ auch diese Arbeit seinen Knechten und beschäftigte sich seinerseits vorwiegend mit dem Viehhandel, der einträglich genug gewesen sein muß, da Abraham seinem Knechte Elieser sonst nicht so viele goldene und silberne Geschenke für die Braut seines Sohnes hätte mitgeben können. Abscheu vor jeder productiven Arbeit ist characteristische Eigenschaft der Juden geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Erzeugung von Werten überlassen sie anderen, aber diese Werte wissen sie mit bewunderungswürdiger Schlauheit in ihren Besitz zu bringen. In Verfolgung dieses Zieles ist ihnen große Regsamkeit und Unermüdlichkeit nicht abzusprechen. Sie verstehen die hohe Kunst, von den Produzenten möglichst billig einzukaufen, resp. seine Produkte ganz ohne Gegenleistung an sich zu bringen und dem Konsumenten möglichst teuer zu verkaufen. Der erstere erhält nicht den angemessenen Lohn seiner Arbeit und verarmt, der letztere giebt mehr für die Waare, als sie wert ist und verarmt ebenfalls. Jedes Volk, in dem die Juden zahlreicher vertreten sind, muß daher mit Naturnotwendigkeit zunächst in Armut, dann in jüdische Abhängigkeit, endlich in jüdische Knechtschaft ver-

fallen, worauf es bei den bekannten geschlechtlichen Neigungen des Judentums, nachdem es physisch entnervt ist, auch moralisch verdorben und dann eine leichte Beute seiner noch nicht, oder noch nicht so sehr verjudeten, Gegner wird. Das ist der Lauf der Geschichte von Anbeginn bis auf den heutigen Tag. Die Juden bilden, um mit ihrem größten Verteidiger Mommsen zu reden, ein Ferment der nationalen Dekomposition.

Wir sagten im vorigen Kapitel: Wie einer ist, so ist sein Gott. Um den semitischen Charakter voll zu würdigen, müssen wir seine Vorfahren betrachten, zunächst an und für sich, dann in dem Verhältnis zu ihrem Gott. Abraham stand zu seinem Gott in dem Verhältnis des Nehmens und Gebens, für gewöhnlich wird er für alle Beute, wie später Jakob, 10 Prozent gegeben haben. Letzterer versprach sie allerdings nur. Sein Vorteil stand Abraham stets obenan, und diesem ordnete er sogar seine Gatten- und Vaterliebe unter. In Egypten gab er seine Frau für seine Schwester aus und überließ sie dem Könige, um Nutzen davon zu ziehen. Wer weiß, wie lange dies Verhältnis gedauert hätte, wenn der König von Egypten nicht durch „geheime Plagen" veranlaßt worden wäre, sie zurückzugeben. Ein zweites mal versuchte Abraham dieses hoch einträgliche Geschäft mit dem Philisterkönig Abimelech, doch schlug dieses Geschäft, das ebenfalls reichen Gewinn brachte, insofern ungünstig aus, als die bildschöne Sarah, die bisher geduldig alles über sich hatte ergehen lassen, trotz ihres Alters von hoher Liebe zu diesem Mann ergriffen wurde und sich nicht geneigt zeigte, dies Verhältnis auf Befehl abzubrechen. Die Verse 16, 17 und 18 im 20. Kapitel des 1. Buches Mose enthalten gar viel mehr, als der harmlose Leser ahnt. Sarah trennte sich schließlich ganz von Abraham und vertrauerte ihr Leben in Hebron, während Abraham im Hain Mamre, nachdem er genügend Reichtümer erworben hatte, fast zu einem Lebemann ausartete, wie Kapitel 25 beweist. Überhaupt giebt das alte Testament seinem Leser immer neue Rätsel auf. Am tiefsten in dieselben eingedrungen ist H. Haug, Stuttgart, der in seinem Buch „Das alte Testament" erstaunliche Wahrheiten an den Tag fördert. Leider ist das Werk sofort nach dem Druck auf unbegreifliche Weise verschwunden, und nur ein einziges Exemplar, das der allgemeinen Vernichtung entgangen ist, hat der Zufall in meinen Besitz gespielt. Ich gedenke diese gelehrten und hochinteressanten Forschungen zu einer eigenen Arbeit zu benutzen. Doch kommen wir auf Abraham zurück. Mit seiner Magd Hagar, die allerdings nicht seinem Stamme angehörte, hatte er ein Kind gezeugt, und zwar mit Wissen und Willen seiner Frau. Leitend für diese war der Gedanke, daß bei ihrer Unfruchtbarkeit und ihrem höheren Lebensalter Abrahams ganzer Besitz dereinst in fremde Hände kommen würde; es sei daher besser, daß er Leibeserben erziele, auch wenn sie nicht die Mutter sei. Als sie aber wider Erwarten nach ihrem Aufenthalte im Philisterlande noch selbst Mutter wurde, ließ sich Abraham von ihr zu einer Handlung bestimmen, die in der ganzen Weltgeschichte nicht ihres Gleichen findet. Er verjagte den hübschen heranwachsenden Knaben, damit er mit Sarahs Sohn nicht

erbe, nebst seiner Mutter von Haus und Hof. Er, der so viele tausende von Rindern, Schafen und Kameelen, außerdem viele Knechte und Mägde hatte, gab diesem seinem Kinde, das er mit einer Frau eines anderen Stammes erzeugt hatte, nichts mit, als einige Lebensmittel und stieß ihn mit der Mutter hinaus in die Wüste, wo sie nach menschlicher Berechnung einem sicheren Hungertode verfallen mußten.

Es wird Gegenstand späterer Untersuchung sein, ob diese grauenvolle Charaktereigenschaft Abrahams auch jetzt noch bei seinen Nachkommen zu finden ist.

Isaak machte es mit seiner geliebten Frau ähnlich wie sein Vater, doch war er, der ja mit Abraham keine Spur von Aehnlichkeit hatte, hieran wohl weniger Schuld, als die spekulative Rebecka.

Jakob, den wir mit Recht Abraham den Großen nennen können, kannte nur eins: möglichst schnell reich werden, und diesem Gesichtspunkte ordnete er alles unter. Schlau benutzte er die Gelegenheit, um seinem ermüdeten und hungrigen Bruder, den harmlosen und vertrauensseligen Esau, durch Gewährung eines kleinen, augenblicklichen Genusses um große, hochbedeutende Rechte zu bringen, ebenso betrog er später seinen Vater in eigenem Interesse. Seinen Onkel und späteren Schwiegervater, der ihn, den heimatlosen Flüchtling mitleidig in sein Haus aufnahm, übervorteilte er später so sehr, daß er reicher wurde, als dieser. Er hätte ihn vollständig arm gemacht, wenn er nicht Grund bekommen hätte, seinen Schwager zu fürchten. Nach seiner Rückkehr kaufte er bei Sichem ein Stück Land, wo er sich niederließ. Hier beging er mit seinen Söhnen an seinen harmlos vertrauenden Gastfreunden ein Verbrechen, das in so scheußlicher Weise auch den schlimmsten Räuberbanden noch nie in den Sinn gekommen ist. Das Kunststück Abrahams in Egypten und bei Abimelech konnte er nicht machen, weil Lea die dazu nöthigen Körperreize nicht besaß, Rahels augenblicklicher Zustand aber einen solchen Versuch unmöglich machte. Da ging denn Dina, seine Tochter, aus, um die Töchter (!) des Landes zu besehen, was aller damaligen Sitte widersprach. Der harmlose Sichem, der Sohn des Königs, ließ sich fangen, und er beschlief sie. Um sein Unrecht gut zu machen, wollte er sie ehelichen und reiche Geschenke geben. Die Söhne Jakobs aber verlangten listiglich, daß er sich zuvor mit seinem ganzen Volk beschneiden lassen müsse. Die harmlosen, friedlichen Bewohner willigten in Alles, und die Söhne Jakobs führten die Beschneidung sehr gründlich aus. Als nun alle Männer krank und wehrlos waren, wurden sie sämmtlich von den Söhnen Jakobs ermordet. Lassen wir die Bibel weitersprechen.

1 Mose, Kap. 34, Vers 26.

Und erwürgten auch Hemor und seinen Sohn Sichem mit der Schärfe des Schwerts und nahmen ihre Schwester Dina aus dem Hause Sichems. und gingen davon.

27. Da kamen die Söhne Jakobs über die Erschlagenen und plünderten die Stadt, darum, daß sie hatten ihre Schwester geschändet.

28. Und nahmen ihre Schafe, Rinder, Esel, und was in der Stadt und auf dem Felde war.

29. Und alle ihre Habe, alle Kinder und Weiber nahmen sie gefangen und plünderten alles, was in den Häusern war.

Rahel selbst war so entsetzt daß sie bei der Geburt ihres Kindes starb. Jakob aber hatte jetzt allen Grund, die Gegend schleunigst zu verlassen, und seinen neuen Namen Israel jetzt offiziell zu führen, um die Verfolger irre zu leiten.

Auf die Höhe seiner Entwickelung gelangte der jüdische Charakter in Joseph. Die wunderbare psychologische Wahrheit, die aus dem ganzen alten Testament hervorleuchtet und dieses Buch in Wirklichkeit zum Buch der Bücher macht, läßt sich an seiner Person mit am besten nachweisen.

Erzeugt wurde er von Jakob zu einer Zeit, als dieser all seiner List bedurfte, um sich der Besitztümer seines Schwiegervaters zu bemächtigen. Die geliebte Rahel, die Vertraute seiner Seele, war natürlich in alle Kniffe eingeweiht. Ihr Sohn Joseph war denn auch ein würdiges Produkt ihrer Verbindung. Auf seine Jugendgeschichte, auch auf sein Verhältniß zu der Frau Potiphar will ich nicht eingehen, zumal darüber zweierlei Aussagen vorhanden sind. Er gelangte in ein wichtiges Staatsamt, und in diesem allein erweckt er unser Interesse in höchstem Grade.

Er war es, der das jüdische Ausbeutungssystem, das bisher nur in privatem Kreise ausgeübt werden konnte, ins Staatsleben einführte. Was bisher nur de facto ausgeführt war, geschah jetzt von Rechtswegen. Er war also der würdige Vorläufer eines Süß, Lasker, Gambetta 2c. Er wußte, daß nach einer Reihe von guten Jahren lange Teurung hereinbrechen würde. Statt nun seine Pflicht als Staatsbeamter zu erfüllen, die einfach darin bestand, dem Volk von seiner Wissenschaft rechtzeitig Kenntnis zu geben, behielt er diese für sich, kaufte alle Getreidevorräte billig auf, und als die Hungersnot hereinbrach, hatte er alles Getreide in Händen und konnte die Preise bestimmen. Diese wurden denn auch so festgesetzt, daß die Egypter, um nicht zu verhungern, ihr Hab und Gut, Weib und Kind, schließlich sich selbst hingeben mußten, um das Getreide zu erhalten, das sie selbst auf ihren Feldern früher gewonnen hatten. Ein Beispiel ähnlicher Art, daß ein ganzes freies Volk durch seine eigene Regierung mit Hülfe der Erzeugnisse seines eigenen Fleißes in vollkommene Sklaverei geführt wird, ist in der Geschichte schwerlich aufzufinden. Seinen Verwandten dagegen, Ausländern, schenkte er Getreide. Daß er damit einen Diebstahl an egyptischem Eigentum beging, war ihm Angesichts der Thatsache, daß er für seine Verwandschaft sorgte, gleichgültig. Demnächst holte er dieselben nach Egypten und gab ihnen den besten Teil des Landes zum Eigentum. Er konnte allerdings die bisherigen Einwohner vertreiben, da er sie schon rechtlos gemacht hatte. Also ein Jude wußte sich die Gunst eines Königs zu erwerben und benutzte diese dazu, seine Verwandten auf Kosten des Landes zu bereichern und ihnen eine bevorzugte Stellung zu verschaffen. Diese wußten die neue Stellung aufs beste auszunutzen, wobei ihnen eine passende

Gesetzgebung zu Hülfe gekommen sein wird. Sie studirten den Charakter der Egypter und fanden bald heraus, wo sie anzuknüpfen hatten. Aus dem Lande Gosen machten sie eine große Viehbörse und hatten bald nicht mehr nötig zu arbeiten. Um ihre Macht zu verstärken, verbanden sie sich mit allen unzufriedenen Elementen, die etwa unsern heutigen Fortschrittlern und Social-Demokraten entsprechen dürften, und bildeten bald einen Staat im Staate.

Die Egypter waren zweifellos indogermanischen Stammes, die von Osten her eingewandert waren. Ihre Religion, das Kastenwesen und viele Einrichtungen deuten auf Vorderindien hin. Als solche bedurften sie längerer Zeit, ehe sie sich des unerträglichen Zustandes bewußt wurden und noch längerer, bevor sie handelten. Endlich aber war ihre Geduld zu Ende, und sie zwangen die Juden, wenigstens Steuer zu bezahlen, die vorwiegend in Ziegelsteinen bestand, welche die Könige zu ihren großen Bauten gebrauchten. Jetzt hieß es arbeiten. Ja, arbeiten! Nun war es Zeit, daß sie das Recht erzwangen, auszuwandern. Dem, egyptischen Volk wurde vorgeredet, daß es sich nur um eine kurze, aus gottesdienstlichen Gründen notwendige Entfernung handle, und die Egypter waren gutwillig genug, ihnen zu ihren gottesdienstlichen Zwecken ihre goldenen und silbernen Gefäße zu leihen, deren Anschaffung ihnen sauer genug geworden sein mag. Dieselben wurden den Egyptern jetzt gestohlen.

Bezeichnend für die Juden war der Tanz um das goldene Kalb, die Lust zu revolutionären Aufständen gegen den Führer, endlich die beispiellos grausame Ausrottung eines ganzen Volkes, um deren Land in Besitz zu nehmen. Sie ließen nur so viele am Leben, als sie zur Bestellung des Ackers und zur Verrichtung aller sonstigen Arbeiten gebrauchten. Zur Beseitigung gefährlicher Gegner wurde in späterer Zeit mit Vorliebe der Meuchelmord gewählt. Männer und Frauen, die einen solchen begangen hatten, wurden als Nationalhelden und Heldinnen gefeiert.

David ließ die Unterthanen eines Königs, der ihn leicht beleidigt hatte, lebendig zersägen.

Nichts trägt zur Charakterisirung des jüdischen und deutschen Charkters mehr bei, als die Vergleichung der beiden Nationalhelden Simson und Siegfried.

Uebrigens war es auch schon damals mit dem Heldentum der Juden nicht weit her. Wo nicht Meuchelmord, Hinterlist oder Ueberfall im Spiele war, hat ihnen das Glück der Waffen selten geblüht. Das kleine Volk der Philister, nur wenige Quadratmeilen bewohnend, war während mehrerer Jahrhunderte ihr gefährlichster Gegner.

Der babylonische König, Nebukad Nezar kannte seine hebräischen Brüder am besten. Er führte sie aus ihrem Lande fort und siedelte sie in seiner Nähe an, um sie stets unter seinen Augen zu haben. Er gab ihnen gutes Land, auf dem sie sich ernähren konnten, schloß sie im übrigen aber von allen Völkern vollständig ab, damit sie fernerhin kein Unheil anrichten konnten. Sonst hat er sie, wie wir aus der Geschichte der Susanne und Daniel sehen, mehr als human behandelt.

Sie hatten ihre schönen Wohnhäuser mit schattigen Pa… sie hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, sogar das Recht über Leben und Tod.

Freilich sehen wir aus der Geschichte der Susanne auch, wozu jüdische Richter im Stande sind.

Als Susanne sich den beiden Richtern nicht wollte zu eigen geben, beschuldigten sie dieselbe des Ehebruchs und leisteten ohne Bedenken einen falschen Eid. Dem jüdischen Charakter gemäß, der nie und nirgends etwas anderes, als den eigenen Genuß zum Mittelpunkt seines Denkens machen kann, wäre etwas anderes auch unnatürlich.

Als der Indogermane Cyrus zur Weltherrschaft gelangte, hatten die Juden ihr Spiel gewonnen. Er kannte dieselben nicht und wurde so lange umschmeichelt, bis er sie von neuem auf die Menschheit losließ. Eine Anzahl von ihnen kehrte ja in das alte Vaterland zurück, die übrigen aber verteilten sich gleich Heuschreckenschwärmen über das ganze Land und begannen die Thätigkeit, die sie jetzt, nach über zwei Jahrtausenden, nahe ans Ziel geführt hat.

Ein anscheinend hochbedeutender Minister eines späteren persischen Königs, Haman, erkannte die Gefahr, der wir jetzt zu erliegen im Begriff stehen, rechtzeitig. Aber den Versuch, dieselbe zu beseitigen, bezahlte er mit dem Leben. Ein Jude Mardachai, der sich durch eine Denunciation von 2 höchst wahrscheinlich ganz unschuldigen Leuten bei Hofe sehr beliebt gemacht und seine Nichte dem König als Buhlerin zugeführt hatte, wußte im Verein mit seiner Nichte Hamans Sturz zu bewirken.

Aehnlich wie Joseph und Mardachai hatte sich auch Daniel an einem königlichen Hof eine hohe Stellung zu erringen gewußt. Er benutzte dieselbe, um die Volksreligion zu vernichten, ohne aber etwas Besseres an die Stelle derselben setzen zu können.

Werfen wir noch einen Blick auf das weibliche Geschlecht. Auch dort ist der reale Sinnengenuß das einzige, einer idealen Liebe ist dasselbe nicht fähig.

Die einzige idealisirte weibliche Person des alten Testaments, die Sulamith im Hohenliede, so hochpoetisch in ihren Reden, woran allein denkt sie? Lediglich an die Freuden des Geschlechtsgenusses und an die Körperkonstitution des Geliebten, die ihn zur Verschaffung dieses Genusses besonders befähigt.

Fassen wir die ersten zwei Jahrtausende der jüdischen Geschichte, bis zur Geburt Christi zusammen, so sehen wir daraus folgendes:

Trotz aller Wandlungen des Schicksals ist der jüdische Charakter von Anbeginn bis zu Ende vollständig sich gleichgeblieben. Seine Grundlage ist der optimistische Realismus. Der Jude will die Annehmlichkeiten des Lebens rücksichtslos genießen, denn ein Leben nach dem Tode ist ihm vollständig unbekannt. Er will die Güter dieses Lebens aber nicht selbst erarbeiten, sondern sie mit List oder Gewalt den andern Menschen abnehmen. Er ist mit scharfem Verstand und großer Rührigkeit ausgerüstet und wohl geeignet, sein Ziel zu erreichen. Grausamkeit in einem Maße, die keinem andern

Volke bekannt ist, sowie zügellose Wollust zeigen sich zu allen Zeiten als charakteristische Eigentümlichkeiten. Seine Religion ist ein Bündnis mit seinem Privatgott, das gegen alle übrigen Menschen geschlossen wurde. Diese letzteren hatten sie sich mit allem, was dieselben besaßen, als Sklaven schenken lassen. Sie allein waren das auserwählte Volk Gottes, der ihnen Wohlleben und Reichtum gab und nur dann zürnte, wenn sie von ihm abfielen.

Ihren Gott dachten sie sich so egoistisch, wie sie selbst waren. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß zeitweise Männer auftraten, die die Nichtigkeit des jüdischen egoistischen Treibens und die Sehnsucht nach etwas Höherem empfanden. Aber vergeblich predigten sie ihrem Volk. Sobald dasselbe ihren eigentlichen Zweck erkannte, suchte es sie zu töten. Da versenkten sich dieselben in die Zukunft, und ihr gottbegnadigtes Auge erschaute in ferner Zukunft den Erlöser, der die Banden des schrankenlosen Egoismus brechen und die Bruderliebe an die Stelle desselben setzen werde.

Von solchen gottbegnadigten Männern sind die Bücher des alten Testaments geschrieben, daher für uns von dauerndem Werte. Falsch ist es nur, die darin gekennzeichneten Männer als nachahmungswürdige Beispiele anzusehen. Der unbekannte Verfasser des Pentateuch hatte ohne Frage die Absicht, den künftigen Geschlechtern die Juden als das zu zeigen, was sie sind, um die Welt vor ihnen zu schützen. Seine Bücher wären aber der Vernichtung, er selbst dem Tode verfallen, hätte er dies unverblümt thun wollen. Er mußte daher die Form der Verherrlichung derjenigen Männer wählen, die er der Welt denuncieren wollte. Daher spart er mit der Verherrlichung da am wenigsten, wo er die schändlichsten Thaten verzeichnet. In versteckter Weise giebt er aber doch vielfach seine Absicht kund. Die genaue Darlegung erfordert aber ein eigenes Buch. Unter allen antisemitischen Schriften steht das alte Testament in erster Linie.

Haben wir gefunden, daß der jüdische Charakter in den Jahrtausenden bis zur Geburt Christi sich nicht verändert hat, so entsteht die Frage, ob die Juden nach dem Auftreten des Heilandes, der ihnen Selbstverleugnung und Bruderliebe predigte und seine Liebe zu der Menschheit mit dem Tode besiegelte, ihren Charakter verändert haben. Es ist das nicht der Fall. Als die Jünger des Heilandes eine christliche Gemeinde in Jerusalem gründeten und sich anschickten, ein Leben nach christlichen Grundsätzen zu führen, wurden sie getötet oder verjagt, und das Christentum wanderte jetzt zu den arischen Völkern, die es begeistert aufnahmen. Ueberall suchte es hier den Egoismus zu bändigen, die Sklavenketten zu brechen und die Menschen zur Bruderliebe und Verleugnung des eigenen Selbst zu erziehen. Der Römer und Grieche verließ seine Götter, die ihm ebenfalls nur Genuß versprachen, der Deutsche lernte den starren Nacken beugen vor dem Mann am Kreuze. Der Jude allein blieb sich selbst getreu und demnach auch fernerhin eine Geißel für die Menschheit. Wie weit er in seiner Selbstsucht ging, beweist am besten der Talmud, das jüdische Religionsbuch, das in den ersten Jahrhunderten nach Christo aufgezeichnet wurde und noch heut die Richtschnur für das Judentum bildet.

Soweit sich derselbe auf religiöse Vorschriften erstreckt, geht er uns nichts an, desto mehr interessiren uns aber die Vorschriften, welche den Verkehr der Juden mit den andern Völkern regeln, denn unter diesen haben wir selbst zu leiden.

Der Talmud stellt zunächst fest, daß die mosaischen Vorschriften, wie sie in den zehn Geboten enthalten sind, nur dem Juden gegenüber bindend sind, denn nur im Juden hat jeder Jude seinen „Nächsten" zu erblicken, nicht aber in den Angehörigen anderer Völkerstämme. Da bezüglich dieser nichts verboten ist, so ist Alles erlaubt.

Die Nichtjuden werden Gojim, auch Esel, Schweine, Hunde genannt.

Folgende Sätze, die ich theilweise dem antisemitischen Katechismus von Frey, Leipzig bei Fritsche, entnehme, den ich bei dieser Gelegenheit als ein vorzügliches Buch empfehle, mögen hier eine Stelle finden:

„Eine einzige israelitische Seele für sich ist in den Augen Gottes mehr wert, als alle Seelen eines ganzen Volkes.
(Schefa tal. praef.)"

„Die Sonne bescheint die Erde, der Regen befruchtet sie, nur weil die Israeliten darauf wohnen.
(Tr. Jebam, f. 63. 1 Jalk Schim. f. 124. 2.)"

„Die nichtjüdischen Völker sind wie Körbe, in die man Stroh und Dünger thut.

„Sie haben nicht die Seele, die dem Vieh gegeben ist.
(Jalh, Chad. f. 154. 2.)

„Ein Nichtjude, der den Talmud studiert, oder ein Jude, der einen Nichtjuden im Talmud unterrichtet, soll mit dem Tode bestraft werden.
(Sanh. 59a und Chagiga 13a.)"

Zu den Worten des Bibeltextes: Du sollst den Tagelöhner der Not leidet und arm ist, von Deinen Brüdern nicht drücken, fügt der Talmud hinzu:

„Die Andern werden ausgenommen.
(Tr. Bav. mez. f. 111.)"

„An Deinem Bruder sollst Du nicht wuchern, an Deinem Bruder ist es verboten, aber an den übrigen Leuten der Welt ist es erlaubt. (Jad. chas. f. 172, I.)"

Rabbi Levi ben Gerson bemerkt hierzu:

„Diese Worte sind ein befehlendes Gebot. An den Fremden sollst Du wuchern."

„Es ist den Gerechten erlaubt, betrüglich zu handeln, gleichwie Jakob gethan hat. (Jalk. Rub. f. 20, 2.)"

Da der Talmud allmählich so angewachsen war, daß man ihn nicht mehr übersehen konnte, so wurde im Jahre 1565, also erst vor 300 Jahren, ein Auszug gemacht, der Schulchan aruch heißt.
„Gedeckter Tisch."

Darin finden sich folgende Vorschriften:

„Dem Juden ist es verboten, für einen Akum (d. h. Nichtjuden) zu Ungunsten eines andern Zeugniß abzulegen. (Ch. ha—misch. 26. I.)"

„Das Geld der Akum ist wie herrenloses Gut. (Ch. ha—misch. 156. 5,)"

„Wenn ein Jude mit einem Akum ein Geschäft macht, und ein anderer Jude hilft dabei den Akum übervorteilen und betrügen, so müssen beide den Gewinn teilen. (Ch. ha—misch 183. 7.)"

„Hat ein Jude einem andern etwas verkauft, was einem Akum gestohlen ist, und der Akum fordert seine Sache zurück, so braucht der Verkäufer dem Käufer das Geld nicht wiederzugeben. (Ch. ha—misch. 225. 2.)"

„Dem Akum gegenüber giebt es keinen Betrug. (Ch. ha—misch. 227, 26.)

„Einem Akum soll man keine Geburtshilfe leisten am Sabbat. (Orach chajim 330. 2.)"

„Wer einen gefundenen Gegenstand einem Akum zurückgiebt, begeht eine große Sünde. Wenn er es jedoch thut, um die Juden in gutem Ruf zu bringen, so ist es erlaubt. (Ch. misch. 259.)"

„Wenn ein Jude andere Juden denunciert hat oder denuncieren will, so ist er dem Tode verfallen, und wer ihn umbringt, hat ein Verdienst. (Ch. ha—misch. 388. 10.)"

Das Col-nidre-Gebet, das jeder Jude alljährlich am Versöhnungstage spricht, lautet:

„Alle Gelübde und Verbindlichkeiten und Verschwörungen und Eide, welche wir von diesem Versöhnungstage an bis auf den nächsten geloben, schwören und zusagen werden, die reuen uns alle und sollen aufgelöst, erlassen, aufgehoben, vernichtet, unkräftig und ungültig sein; unsere Gelübde sollen keine Gelübde und unsere Schwüre sollen keine Schwüre sein. (Schulchan aruch I. § 619,)"

Die Juden bestreiten, daß die Lehren des Talmud noch befolgt werden.

Wäre dies aber doch der Fall, ließe sich dies an einzelnen, selbsterlebten Beispielen nachweisen, ließe sich auch nur nachweisen, daß die Vorschriften des verhältnißmäßig jungen Schulchan aruch allgemeine Gültigkeit haben, dann bildeten die Juden eine organisirte Verbrechergesellschaft deren gänzliche Beseitigung der Staat mit allen Mitteln anzustreben hätte.

Die Juden scheinen das auch selbst einzusehen, denn ein Lemberger hebräisches Journal schreibt: „Eine Uebersetzung des Schulchan aruch zu fördern ist eine Niederträchtigkeit und Gottvergessenheit im höchsten Grade. Denn diese Uebersetzung wird, wenn sie zu Stande käme, was Gott verhüten wolle, das Elend unserer

Brüder vor 300 Jahren in Spanien notwendigerweise auch über uns heraufbeschwören."

Wir können dieses Kapitel schließen, zumal in den folgenden Kapiteln sich die Einzelheiten des jüdischen Charakters noch klarer darstellen werden.

Eins aber können wir schon jetzt feststellen:

In all den Jahrtausenden ist der Charakter sich gleich geblieben. Keine Zeit, keine Kulturveränderung, keine Not, kein Glück hat daran zu ändern vermocht. Die Formen haben gewechselt, die Rache ist geblieben. Der Kampf gegen die arischen Völker ist seit ihrer Loslassung durch Cyrus ein ununterbrochener und wird nicht früher enden, bis sie diese ganz unterjocht haben oder dieselben sich ihrer Peiniger ganz entledigen. Im Jahre 1848 sind sie auch in Deutschland, das sie schon in früheren Jahrhunderten wiederholt schwer heimgesucht hatten, vollständig entfesselt worden. Man glaubte annehmen zu dürfen, daß sie sich des großen Vertrauens, das hierin lag, würdig erweisen, so zu sagen aus ihrer Haut hinausfahren würden.

Aeußerlich ist das vielfach auch geschehen, und selbst Männer, wie Eduard von Hartmann glauben, daß in 2 oder 3 Menschenaltern auch eine innere Wandlung vollzogen sein wird.

Ja wohl, eine Wandlung hat stattgefunden und wird sich auch weiterhin vollziehen, aber was für eine.

Im Besitz aller Kulturmittel sind die Juden trotz Taufe und nichtkoscherer Speisen, unter sich einiger denn je, ein gefährlicherer Feind geworden, wie jemals, und wird der letzte Augenblick der Erlösung verpaßt, dann können wir uns nur geduldig in unsere Sklavenrolle finden.

Die nachfolgenden Kapitel sind dazu bestimmt, die Korumpirung resp. Vernichtung aller Stände durch das Judenthum im einzelnen nachzuweisen.

Jude und Bauer.

Wir führen zunächst ein Bruchstück aus einer Rede an, die der Reichskanzler Fürst Bismarck im Jahre 1847 im vereinigten Landtage hielt:

„Ich will ein Beispiel geben, in welchem eine ganze Geschichte der Verhältnisse zwischen Juden und Christen liegt. Ich kenne eine Gegend, wo die jüdische Bevölkerung auf dem Lande zahlreich ist, wo es Bauern giebt, die nichts ihr Eigentum nennen auf ihrem ganzen Grundstück. Von dem Bett bis zur Ofengabel gehört alles Mobiliar dem Juden. Das Vieh im Stalle gehört dem Juden, und der Bauer bezahlt für jedes einzelne seine tägliche Miete, das Korn auf dem Felde und in den Scheunen gehört dem Juden, und der Jude verkauft dem Bauer das Brot-, Saat- und Futterkorn metzenweise. Von einem ähnlichen christlichen Wucher habe ich wenigstens in meiner Praxis nie gehört!" Soweit Fürst Bismarck.

Im Allgemeinen versteht man unter Bauer einen Grundbesitzer, der mit Hülfe von wenigen Personen seinen Acker selbst zu bearbeiten im Stande ist und ein, höchstens zwei Gespann Pferde hat. Leute mit geringerem Grundbesitz, besonders solche, die ohne fremde Hülfe ihren Acker bestellen können, werden auf dem Lande selbst nicht als Bauern angesehen. Man nennt sie Halbbauern, Kleinbauern, Kossäten, Büdner u. s. w. Für unsere Zwecke ist es aber nicht nötig, diesen Unterschied zu machen. Wir verstehen unter Bauer daher schlechthin jeden Grundbesitzer, der allein, oder doch ohne Hülfe vieler Personen sein Grundstück bewirtschaften kann.

Der Bauer war nicht immer freier Herr seines Besitztums; er hatte dasselbe von dem Edelmann, vom Staat oder einer größeren Korporation zum Lehen. Genommen konnte ihm sein Hof nicht werden, es sei denn, daß er ohne berechtigte Erben starb. Aber ohne Einwilligung des Lehnsherrn durfte er denselben weder verkaufen, noch mit Schulden belasten. An den Lehnsherrn hatte er bestimmte, je nach Zeit und Umständen verschiedene Pflichten zu leisten. In manchen Ländern wuchsen diese Pflichten allmählich zu einer schweren Last an, besonders in Frankreich, und diese Lasten sind es, die der französischen Revolution ihre furchtbare Ausdehnung gegeben haben. In manchen deutschen Ländern sind diese Lasten ebenfalls schwer gewesen, wenngleich sie mit Hinblick auf die entsetzliche Abhängigkeit, in welcher heutzutage ein großer Theil der Bauern zum Juden steht, als verschwindend angesehen werden müssen. Der furchtbare Bauernkrieg im 16. Jahrhundert mit all seinen entsetzlichen Folgen brach bekanntlich in Schwaben darum aus, weil ein Gutsherr seine Bauern zwang, für ihn im Walde Beeren zu suchen. Mir liegen Geschichten der Dörfer Friedrichsfelde und Lichtenberg vor, in denen die Lasten der einzelnen Höfe genau aufgezählt sind.

Der eine Hof hatte jährlich einen Hahn zu leisten, der andere einige Scheffel Getreide, ein dritter alljährlich einen Stiefel für den Herrn Pfarrer u. s. w. Am unangenehmsten waren sicherlich die Hand- und Spanndienste, die viele Bauern gerade in der Zeit zu leisten hatten, wo sie selbst mit Arbeit überhäuft waren. Sie stellten dann in der Regel einen sogenannten Hofgänger. In Preußen ist der Bauernstand, der damals den untersten Stand bildete, der ganzen socialen Richtung seines Herrscherhauses entsprechend, gegen zu großen Druck stets geschützt worden. Die Pflichten wurden schon sehr frühzeitig streng abgegrenzt. Friedrich Wilhelm I. verordnete: „Ich will nicht, daß meine Herrn Beamten mit den Pferden meiner Bauern spazieren fahren.“ Friedrich der Große konnte sich über nichts mehr freuen, als wenn er bei seinen Reisen durch das Land erfuhr, daß Bauern größere Summen auf der Bank angelegt hätten. Es kam vor, daß manche dort bis zu 60000 Thalern zu stehen hatten. Doch auch der arme Bauer war in seiner Existenz insofern gesichert, als er auf seinen Hof keine Schulden machen, dieser ihm also nicht genommen werden konnte. Durch die Stein'sche Gesetzgebung wurde der Bauer freier Eigentümer, wogegen sich seltsamerweise viele Bauern sträubten, was mehrere Geschichts-

schreiber als einen Beweis für die grenzenlose Verkommenheit des Bauernstandes ansehen wollten. In den dreißiger Jahren kam die Separation hinzu. Bis dahin lagen die Äcker der Bauern nach altdeutscher Weise vielfach durcheinander. Jeder hatte ein Stück des besseren, mittleren und schlechteren Ackers. Eine bedeutende Fläche war Gemeindeweide, und jeder, auch der ärmste Bewohner des Ortes hatte das Recht, auf dieser Weide eine Kuh, häufig auch ein Schwein, ein Schaf oder eine Anzahl Gänse zu halten, die von den Gemeindehirten gehütet wurden. Bei der Separation wurden die einzelnen Ackerflächen verständigerweise zusammengelegt, so daß derjenige, der guten Acker erhielt, eine geringere Morgenzahl bekam. Leider wurden auch die Gemeindeweiden mit aufgeteilt, und hierdurch wurde das ländliche Proletariat geschaffen, da den Nichtbauern die Möglichkeit genommen wurde, Haustiere, insbesondere eine Kuh zu halten. Aus diesem Grunde steht die Separation bei den kleinen Leuten in sehr üblem Andenken. Von jetzt ab war der Bauer ein freier Herr gleich dem Edelmann. Er konnte sein Grundstück nach Belieben verkaufen, mit Hypotheken belasten, unter seine Kinder teilen u. s. w. In manchen Gegenden sind die Höfe denn auch so vielfach geteilt worden, daß sich die Besitzer auf ihrem Boden nur noch sehr notdürftig nähren können. Andere haben ihren Hof zwar ungeteilt einem Kinde übergeben, zu Gunsten der übrigen Kinder aber denselben dermaßen mit Hypotheken belastet, daß er sich nur noch schwer erhalten kann. Noch andere haben die übrigen Kinder mit dem ersparten Gelde abgefunden. Wo dies der Fall war, da ist noch jetzt ein leistungsfähiger Bauernstand vorhanden. Im Allgemeinen aber sollte der Bauer seiner neuen Freiheit nicht lange froh werden, denn es fand sich ein neuer Gebieter, der es vorzüglich verstand, sich den Lohn seines Fleißes anzueignen. Es war der Hebräer, dem in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit vom Staate die vollen Bürgerrechte gewährt worden waren. Gewisse Charaktereigenschaften des Bauern waren es, die der Jude, der in allen Sätteln gerecht ist und durch jedes Loch schlüpfen kann, dazu benutzte, den Bauernstand, einen der Grundsäulen des Vaterlandes, bis ins innerste Mark zu verderben. Hierher gehört zunächst die unbedingte Verschlossenheit des Bauern seinen nächsten Bekannten gegenüber. Sein Stolz erlaubt es nicht, diese um eine Gefälligkeit in Geldangelegenheiten zu bitten. Beim Juden hat er das nicht nötig, denn dieser bringt ihm mit der größten Liebenswürdigkeit das Geld ins Haus.

Zweitens gehört dahin die Prozeßsucht mancher Bauern.

Der Jude, welcher jeden Hof genau kennt, sich in jedes Geheimnis einzudrängen und jede kranke Stelle zu entdecken versteht, findet hier, besonders als Agent einer bestimmten Klasse von Rechtsanwälten, ein reiches Feld seiner Thätigkeit. Drittens haben wir hierher zu rechnen die Leichtgläubigkeit vieler Bauern, sobald ihm reichere Vorteile in Aussicht gestellt werden, oder er dem Genuß geistiger Getränke etwas übermäßig gehuldigt hat.

In solchen Zuständen sind tausende von Bauern zur Unterzeichnung von Schriftstücken gebracht worden, deren Bedeutung ihnen erst später in furchtbarer Weise klar geworden ist.

Von all den Beispielen will ich hier nur 2 anführen, von denen das letzte den Vorzug hat, den allerletzten Wochen anzugehören.

Schweinfurt. Ein Bild schnöder Gewinnsucht, verknüpft mit einer geradezu empörenden Gewissenlosigkeit, hat die am verflossenen Donnerstag von der Ferienkammer des königl. Landgerichts dahier gepflogene Verhandlung gegen die Handelseheleute Salomon und Sophia Reis von Oberwaldbehrungen entrollt. Ein Bauer aus der Gegend von Mellrichstadt, der sich in den günstigsten Vermögensverhältnissen befunden hatte, war aus irgend einem Grunde genötigt, ein kleines Darlehn aufzunehmen. Statt sich an einen vermögenden Nachbarn, der ihm wohl bei vollständig hypothekenfreiem Anwesen die begehrte Hülfe bereitwilligst gewährt hätte, zu wenden, richtete der Bauer seine Schritt zu Salomon Reis. Nach gepflogener Abrechnung wurde eine Urkunde über den Empfang von 340 M. ausgestellt und dem Bauer vorgelesen. Vor der Unterzeichnung dieses Schuldscheines wurde jedoch die Aufmerksamkeit des Bauern von dieser Urkunde abgelenkt und in der Zwischenzeit ein von der Sophia Reis vorher schon geschriebener Schuldschein von 3400 M. an die Stelle jenes geschoben und auch von dem Bauer ohne nochmalige Prüfung unterschrieben. Ein halbes Jahr darnach war derselbe wiederum genötigt, eine Schuld von 250 M. aufzunehmen. Was lag näher, als daß er sich an Salomon Reis, der ihm ja schon den ersten Betrag gegen eine Zinsentschädigung von nur 4 pCt. vorgeschossen hatte, zu wenden. Hier fand er dasselbe freundliche Entgegenkommen, wie das erste mal. Aber auch hier wurde dieselbe Manipulation, wie bei der ersten Schuldurkunde, ins Werk gesetzt. Als es nämlich bis zum Unterschreiben der Schuldurkunde über 250 M. gekommen war, wandte sich der Bauer, von der Sophia Reis am Rockärmel gezupft, um, besprach mit derselben einige gleichgiltige Dinge, wobei er natürlich nicht bemerkte, daß an Stelle der früheren Urkunde über 250 Mk. eine solche über 6554 Mk. auf den Tisch gelegt worden war, die er dann ohne nochmaliges Durchlesen unterschrieb. Der Bauer, dankerfüllten Herzens über die Noblesse des Salomon Reis, der ihm, obwohl er ihn kaum kannte, zwei Darlehen zu 4 pCt. gegeben hatte, wanderte getrosten Mutes heimwärts mit der festen Ueberzeugung, daß Treue und Glauben, eine der Cardinaltugenden des deutschen Volkes, doch noch nicht so ganz, wie oft behauptet, aus der Welt verschwunden seien. Aber welch jähes Ende mußte dieser Wahn erfahren, als dem Bauer eines Tages eine gerichtliche Klage zugestellt wurde, worin er auf Zahlung von 6554 Mk. baar erhaltene Darlehen belangt wurde. Sofort wurde ihm klar, daß er das Opfer eines schändlichen Betruges geworden, allein bei der den Bauern ja leider eigentümlichen Scheu, irgend Jemandem von seiner Bedrängnis auch nur das Geringste mitzuteilen, hatte er es unterlassen, bei Unterschreibung seiner beiden Schuldurkunden Instrumentszeugen beizuziehen, während sich andererseits im Dienste des Salomon Reis stehende Personen leicht fanden, welche die Richtigkeit der Schuldurkunden und den wirklichen Geldempfang Seitens des Bauern unterschriftlich bezeugten. Die Folge war

natürlich, daß der Bauer, der die Richtigkeit seiner Unterschrift ja nicht in Abrede stellen konnte, in zwei Instanzen zur Zahlung des eingeklagtes Betrages von 6554 Mk., sowie zur Tragung der sehr bedeutenden Prozeßkosten verurteilt wurde. So war der Mann, der bisher in einer nicht ungünstigen Vermögenslage sich befunden hatte, mit einem Schlage mit seiner zahlreichen Familie an den Rand des gänzlichen Vermögensruines gebracht worden, aus keinem anderen Grunde, als weil unersättliche Habgier die bäuerliche Leichtgläubigkeit, und wir dürfen wohl auch sagen Dummheit auszunützen verstand. Doch es sollte die Sache noch nicht zur Ruhe kommen. Trotz der beiden den Bauern zur Zahlung verurteilenden civilrechtlichen Erkenntnisse, welche die von dem Bauer geltend gemachte Einrede des Betruges mangels Beweises selbstverständlich nicht berücksichtigen konnte, ist es endlich doch der eingeleiteten strafrechtlichen Untersuchung gelungen, so viel Beweismaterial zu schaffen, um die verbrecherische, gewissenlose Handlungsweise der Reis'schen Eheleute vor das Forum des Strafrichters ziehen zu können. Die Verhandlung vom vorigen Donnerstag hat nun in ihrem Verlaufe ein ebenso grelles als leider auch wahres Bild von der Geschäftsführung gewisser Leute uns vor Augen geführt, daß wir uns nun keineswegs mehr über die überaus ungünstige Lage, in welcher sich unsere Landbevölkerung befindet, wundern können. Wenn sich z. B. Salomon Reis nicht scheuen darf, einzugestehen, daß er in 2 Fällen für Darlehen im Betrage von je 1800 Mk. sich eine Provision von je 1100 Mk., also mehr als 60 pCt., hat versprechen lassen und es auch Leute giebt, die sich zu einem solchen Versprechen herbeilassen, so kann wohl mit Recht behauptet werden, daß unsere gegenwärtigen sozialen Verhältnisse bis zu einem so hohen Grade ungesund und verderbt sind, daß eine Reaktion zum Bessern ein dringendes Gebot der Notwendigkeit ist. Dieses Ziel kann aber nur dadurch erreicht werden, wenn einmütig einerseits das Thun und Treiben der Geschäftsleute gewisser Art schonungslos an den Tag gelegt wird, andererseits aber der Bauer in seinen Geldnöten, in die ja Jeder irgend einmal verwickelt werden kann, sich nicht mehr scheut, sich, sei es an seinen vermögenden Nachbarn, sei es an Hilfskassen irgend welcher Gattung, zu wenden und so dem erbarmungslosen Wucher jeder Boden für seine Thätigkeit entzogen wird. Reis hat sich aber auch nicht entblödet, zur Realisirung seiner habgierigen Manipulationen sich noch eines anderen Mittels zu bedienen, dessen moralische Verwerflichkeit schon um deswillen eine so hohe ist, weil dadurch das Rechtsbewußtsein des Volkes eben so sehr geschädigt werden muß, als es den Richter nicht in die Lage setzt, ein materiell richtiges Urteil zu sprechen. Reis suchte nämlich seine Dienstmagd in einem Bagatellprozesse zur Abgabe einer falschen Aussage, somit zur wissentlich falschen Versicherung an Eidesstatt zu verleiten. Salomon Reis hat in seiner Ehefrau Sophia eine würdige Gehilfin gefunden, die es verstanden hat, ihren Ehegatten bei allen seinen wucherischen und betrügerischen Manipulationen kräftig zu unterstützen. Die Vertheidiger suchten die Unschuld ihrer Clienten an der Hand eines mißglückten Entlastungsbeweises darzuthun und beantragten für beide Angeklagte

Freisprechung, während die Anklage durch den Staatsanwalt ihrem ganzen Umfange nach — Salomon Reis war außer der vorerwähnten Reate auch noch eines Diebstahls bezichtigt — aufrecht erhalten wurde. Das schließlich verkündete Urteil dürfte einerseits vielen Persönlichkeiten, deren Geschäftsthätigkeit sich nicht durchweg als eine reelle bezeichnen läßt, zur Warnung dienen, um sich vor einer unangenehmen Kollision mit dem Strafgesetze zu hüten, andererseits ist es aber auch geeignet, dem Unwillen, welche das schamlose, betrügerische Gebahren dieser Leute erregt, einigermaßen Satisfaction zu geben. Salomon Reis wurde zweier Vergehen des Betruges und eines Vergehens des Versuches zur Verleitung zur Abgabe eines falschen Handgelübdes schuldig erkannt und hierwegen in eine Gefängnisstrafe von drei Jahren, sowie in eine Geldstrafe von 1200 M. verurtheilt: zugleich wurden demselben die bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren aberkannt. Das Urteil gegen Maria Reis lautete wegen zwei Vergehen des Betruges auf sechs Monate Gefängnis. Den beiden Verurteilten fallen auch die sämtlichen Kosten zur Last. (Mannh. Tagebl.)

Das zweite Beispiel dieser Art spielte sich vor einigen Wochen in Berlin ab. Der Großbauer Springer zu Karow bei Blankenburg in der Nähe von Berlin, in regulären Verhältnissen lebend, überschreitet beim Trinken häufig die Grenzen der Mäßigkeit und ist dann nicht immer voll zurechnungsfähig. So saß er vor wenigen Wochen in einem Lokal in Berlin, und zwei vorhandene jüdische Studenten erkannten seinen Zustand. Schnell war noch ein dritter Jude herbeigeholt, der als Käufer auftrat. Der Bauer sah sich bald bei einem Notar, die Studenten waren Zeugen, und ehe der Bauer noch so recht wußte, was mit ihm geschehen, war der Hof, der 72000 Mk. wert ist, für 36000 Mk. verkauft. Das über die Hypotheken hinaus an den Bauern Springer zu zahlende Geld ist erst nach Jahren fällig. Frau und Kinder sind vom Hofe vertrieben, ein Gebot der Verwandten von 9000 Mk., um den Kindern den Hof zu erhalten, ist abgelehnt worden. Ich glaube, daß leicht 500 Strafgefangene mit zusammen 2000 Jahren Zuchthaus gefunden werden könnten, die insgesamt, wahrscheinlich von der Not gedrängt, an Geld und Gut nicht soviel Schaden angerichtet haben, wie diese Herren, die aber ganz gesetzlich gehandelt haben. Zu solchen Zuständen sind wir unter Herrschaft des römischen Rechts gekommen.

Auf so plumpe Weise läßt sich natürlich nicht jeder Bauer fangen. Doch der Jude umschleicht ihn, wie der Fuchs den Hühnerhof und sucht die günstigste Angriffsstelle zu erspähen. Ist dem Bauern vor der Ernte das Geld knapp, so kauft er ihm das Getreide auf dem Halm, die Wolle auf den Schafen und das Kalb im Mutterleibe ab, zahlt gleich bar, aber nur ein Spottgeld. Ist dem Bauern ein Stück Vieh gefallen, so leiht er ihm neues. Welche Fesseln dem Bauern durch die berüchtigten Viehleihkontrakte angelegt werden, hat Niemand so wahrheitsgetreu dargestellt, wie Dr. Böckel zu Marburg in seinem Reichsherold. Unvergleichlich ist der Jude in der Kunst, dem Bauern als Hausierer Dinge zu verkaufen, die derselbe nicht

gebraucht und auch gar nicht haben will. Ihm entgeht keine Schwäche, kein sich bildendes Liebesverhältnis.

Ist der Bauer weit genug zurückgekommen, so erwägt der Jude, in welcher Weise er ihm am besten vollends den Garaus macht, um dabei möglichst viel zu gewinnen. Er treibt es je nach Umständen entweder zum Zwangsverkauf oder zur Parzellierung, je nachdem er mehr Aussicht hat, den erworbenen Hof entweder im ganzen, oder in Stücke zerschlagen, gewinnbringender zu verkaufen. Nehmen wir an, daß die Parzellierung vorgezogen wird. Der Bauer ist bereits in schwieriger Lage, doch wird ihm dieselbe vom Juden als ganz hoffnungslos dargestellt. Alle Gläubiger fangen plötzlich an zu drängen, er weiß nicht warum. In der ganzen Gegend wird seine schwierige Lage bekannt und in den schwärzesten Farben dargestellt, er weiß nicht woher. Ja, lieber Freund, veranlaßt hat das alles der dich umschleichende Hebräer, aber nachweisen kannst du es ihm nicht. Er findet eben den Augenblick günstig, dich um Haus und Hof zu bringen. Der Jude bespricht jetzt häufig in Gegenwart der ganzen Familie die verzweifelte Lage und rückt plötzlich mit seinem menschenfreundlichen Rettungsplan hervor, der Hof muß parzelliert werden. Die Schulden werden zusammengezählt, und der Jude übernimmt die Garantie, beim Verkauf des Hofes je nach Lage der Sache einige hundert oder auch einige tausend Thaler mehr heraus zu bekommen. Hiermit läßt sich ja in einer größeren Stadt, fern von den hämisch blickenden Nachbarn, ein einträgliches Geschäft anfangen, oder es läßt sich in Amerika, wo der Acker noch nicht urbaren Landes mit fünf Dollar zu kaufen ist, wo kein Landrat schuriegeln kann, die Steuern niedrig sind und der Sohn nicht Soldat werden braucht, ein neues Heim gründen. Es wird ein Kaufkontrakt abgeschlossen zu einem Preise, der sich zusammensetzt aus den vorhandenen Schulden und dem verabredeten Ueberschuß des Bauern. Jetzt ist der Jude Eigentümer, ohne natürlich auch nur einen Pfennig Angeld bezahlt zu haben. Für den, der vom Vertrage zurücktritt, wird eine hohe Conventionalstrafe von 3000 Mk. bis 6000 Mk. festgesetzt. Jetzt wird der Acker in Parzellen zerlegt, wobei darauf gesehen wird, daß an der Erwerbung jeder Parzelle stets mehrere Nachbarn ein Interesse haben. Die Versteigerung findet zu einer Zeit statt, wo das Getreide noch auf dem Felde steht, möglichst kurz vor der Ernte. Das schöne Getreide lockt natürlich besonders an. Bei der Versteigerung giebt es frei Bier und Schnaps, auch Cigarren, und hierdurch werden gar viele angelockt, die ursprünglich gar nicht daran denken, Acker zu kaufen. Durch die reichlich gespendeten Getränke wird aber mit der Zeit ein recht frisches Leben erweckt. Hier ist der Jude in seinem Element. Für jeden hat er ein freundliches Wort. Er macht darauf aufmerksam, daß hier die Gelegenheit sei, durch günstigen Kauf für Frau und Kind zu sorgen, und daß dies doch die allererste Pflicht eines ordentlichen Familienvaters sei, verspricht günstige Zahlungsbedingungen, stellt als uneigennütziger Freund gute Hypotheken in Aussicht, macht auf die gute Ernte aufmerksam, hat von einem Angestellten des großen Hauses Itzig oder Meyer gehört, daß die Kornpreise in nächster Zeit bedeutend steigen werden,

drückt hier heimlich die Hand, tritt dort auf den Fuß, zwinkert Jenem mit den Augen zu, fragt nebenbei, was Mutter macht, wie es Wilhelm beim Militär geht, und ob Bertha aus Gram um ihn nicht schon gestorben sei, ob die braune Kuh sich gut anlege, und ob Seemann es sich noch immer nicht abgewöhnt habe, beim Jagen der Kühe nach dem Euter zu schnappen u. s. w. Im Handumdrehen, unter fleißigem Zutrinken, ist der Kauf abgeschlossen.

Unverkäufliche Stücke bleiben vorläufig als Eigentum des Juden liegen. Er hat viele tausende verdient, der Bauer erhält seine paar Thaler Schmerzensgeld. Ja, erhält er sie? Da sind hier und dort noch kleine vergessene Schuldposten, hier und dort noch Kosten zu bezahlen, was schließlich übrig bleibt, wird ihm zu tragen nicht schwer. Will er nach Amerika, so entpuppt sich der Jude als Auswanderungsagent, besorgt die Fahrkarten und weist die Familie an Agenten in Amerika. Was das für Leute sind, schildert uns Kapitän Carl Jenzen in seiner Illa von der Recknitz (Merseburg) in geradezu unübertrefflicher Weise. Auch der jüngste Auswandererproceß in Oesterreich, bei dem sich ein organisierter Sklavenhandel enthüllte, giebt hierüber Klarheit. In der Regel wird er noch von Glück sagen können, wenn es ihm schließlich gelingt, sich bei einem Farmer als Arbeiter zu verdingen. Oft wird er zum Tramp, der in irgend einem Winkel endet.

Kommt er aber dazu, wirklich eine kleine Farm zu erwerben, so ist ihm oft wenig geholfen. Man weiß ja, wie es drüben vielfach steht. Leerstehende Farmen, deren Eigentümer davon gelaufen sind, finden sich dort in großer Zahl. Ein Stück Land nach dem andern wird wegen rückständiger Steuern verkauft, von den Häusern verschwinden Thüren, Fenster, Bretter, die die Nachbarn als gute Beute ansehen. Geht der Bauer nicht nach Amerika, sondern will in einer Stadt ein Geschäft anfangen oder einen kleineren Hof kaufen, so ist ihm auch dabei der Jude behülflich. Aber fragt mich nur nicht, wie! Das Ende ist selbstverständlich! Entweder geht er als Trunkenbold zu Grunde, oder er findet als Arbeitsmann in einer Stadt Beschäftigung. Die bestehende Ordnung hat an ihm einen Todfeind, die Socialdemokratie, von deren Zielen er allerdings nichts versteht, einen glühenden Anhänger gewonnen. Den Staatsgesetzen schiebt er sein Unglück zu. Weiß Gott! sollte er in diesem Fall gar recht haben?!

Auch reiche Bauern werden durch Vorspiegelung des herrlichen Lebens als Rentier in einer Stadt häufig bewogen, ihren Hof zu parzellieren und nach der Stadt zu ziehen. Dort überläßt er es dann seinen vornehmeren Stammesgenossen, die als Barone, Geh. Kommerzienräte, Kommerzienräte, Generalkonsuln, Vorsteher aller möglichen Wohlthätigkeitsanstalten dort in hohem Ansehen stehen und hochachtbare, sich eines Weltrufes erfreuende Bankhäuser haben, ihm so ganz allmählig mit Consols, Ostpreußischer Südbahn, Marienburg-Mlawka, Baubank, Bodenkredit 2c. seine schönen Thaler abzuknöpfen.

Lieber Bauer oder Rentier, willst du wissen, wo sie geblieben sind, so mache einen Spaziergang durch Berlin, Westen, und bist du

dort mit irgend einem Portier befreundet, so suche einen Blick zu thun in die Prachträume jener Häuser, gegen die die Prachtzimmer der Kaiserlichen Schlösser verschwinden. Für Dich und Deine Nachkommen wird von all dem Golde, das hier begraben liegt, nichts wieder zum Vorschein kommen, es sei denn, daß Verhältnisse in Deiner Familie auftreten, die in Kapitel 12 bei Kunst oder 20 bei Sittlichkeit näher beleuchtet sind.

In Berlin existirt eine Firma Simon Böhm.

Dieselbe arbeitet gegenwärtig mit Millionen, erfreut sich eines Weltrufes und hat einen großen Teil des Spiritus- und Kornhandels in ihre Hände gebracht. Tausende und abertausende von Produzenten sind von derselben abhängig.

Der Gründer der Firma machte früher in Ostpreußen in Bauernhöfen, und die verarmten Bauern wissen ein Lied davon zu singen. Ein total verarmter Bauer war plötzlich, wahrscheinlich durch Selbstmord, gestorben. Die Frau lud die Leiche auf einen Wagen, fuhr bei Herrn Böhm vor und brachte ihm denselben mit den Worten: „Du hast ihm das Fell über die Ohren gezogen, hier hast du ihn ganz“! Geschadet hat Herrn Böhm das allerdings nicht weiter, am wenigsten wohl in seiner Gemütsfreudigkeit.

Kommerzienrat ist er gegenwärtig noch nicht, doch hat er mit Herrn Aron Meyer, auf den ich später zurückkomme, dementsprechende Verhandlungen schon früher gepflogen.

Wohldenkende Männer, unter denen der Freiherr von Schorlemer-Alst, der auch in anderer Hinsicht das Ideal eines deutschen Mannes ist, die erste Stelle einnimmt, haben in den letzten Jahren Bauernvereine gegründet, die einen großartigen Aufschwung nehmen. Der Westfälische Bauernverein zählt gegenwärtig 23 000 Mitglieder beiderlei Confession. Hoffentlich wird durch diese Vereine dem entsetzlichen Treiben des Judentums unter den Landleuten ein Riegel vorgeschoben werden, zumal wenn der Staat durch die Gesetzgebung zu Hülfe kommt.

Jude und Handwerker.

Der Handwerkerstand ist aus dem Bauernstand hervorgegangen. Als Heinrich der Vogelsteller die Notwendigkeit einsah, zu den wenigen vorhandenen festen Städten eine große Anzahl neuer zu gründen, um dem Landmann im Kriegsfalle einen Zufluchtsort zu schaffen, hatte er große Not, die Städte zu bevölkern. Die Deutschen, ächte Naturkinder, gewohnt, möglichst einzeln auf ihren Feldern oder doch in weitläuftig gebauten Dörfern zu wohnen, sträubten sich entschieden, in eine Stadt zu ziehen, die sie als einen Sarg für Lebendige ansahen. Nur Zwang und das Versprechen großer Vorteile, wozu besonders die Befreiung von jeder Hörigkeit zu zählen ist, vermochten es, jeden neunten Mann in die Stadt zu zwingen. Zunächst blieben sie dort Ackerbauer und sind es in den kleinen Städten noch bis auf den heutigen Tag. Bei dem engen Zusammen-

leben waren die einzelnen aber mehr auf gegenseitige Hülfe angewiesen, und wer sich geschickt zeigte, irgend ein Bedürfnis in besonders guter Weise zu befriedigen, fand bald heraus, daß es für ihn besser sei, aus der Befriedigung dieses Bedürfnisses bei Andern ein Gewerbe zu machen. So fanden sich bald Leute, die sich weniger mehr damit befaßten, dem Boden die Erzeugnisse abzuringen, als diese Bodenerzeugnisse durch ihre Arbeit in einen für die Menschen brauchbareren Zustand zu verwandeln, d. h. es entstanden die ersten Handwerker. Mit der zunehmenden Arbeitsteilung verzweigte sich der Handwerkerstand mehr und mehr, und infolge dessen brachten es die Einzelnen zu immer größerer Kunstfertigkeit. Zu gegenseitigem Schutz und Trutz traten diese Handwerker zu Innungen und Zünften zusammen. Diese sorgten dafür, daß keine Uebervorteilungen vorkamen, daß die Lehrlinge regelrecht ausgebildet wurden, daß Zucht und gute Sitte aufrecht erhalten blieben, nur regelrecht Ausgebildete das Handwerk betreiben durften u. s. w. Der Handwerkerstand trieb herrliche Blüthen, seine Erzeugnisse erregen noch heute die Bewunderung eines jeden Kenners. Da auch die Geistlichkeit ihre Bildungsanstalten nach den Städten verlegte, so fanden sie auch Gelegenheit zu geistiger Ausbildung. Sie haben auch in allgemeinen Dingen, besonders in der Politik, eine große Rolle gespielt. Als die Poesie unter dem Adel erlosch, nahm sie der Handwerker auf. Die Nürnberger Dichterschule mit ihrem Michael Behaim und Hans Sachs ist heute noch allbekannt. Auch einen Philosophen, Jacob Böhm, hat uns der Handwerkerstand geschenkt. Fast jedes Handwerk wurde allmählich zum Kunsthandwerk, und der Rotgießer Peter Vischer in Nürnberg hat uns Kunstwerke hinterlassen, die noch jetzt unsern größten Künstlern zum Studium dienen. Der Handwerkerstand wurde eine der größten Stützen des Reiches, ohne die sich viele Kaiser nicht hätten halten können. Der dreißigjährige Krieg, der überall in Deutschland so grenzenloses Elend hervorbrachte, hat auch den Handwerkerstand tief erschüttert. Viele Kunstfertigkeiten gingen ganz verloren, und nur sehr allmählig fing er unter dem Schutze wohlwollender Fürsten, die nach dem Kriege alle Gewalt in ihrer Hand vereinigten, wieder an, sich zu erholen. Die Hohenzollern haben dem Handwerkerstand stets die peinlichste Sorgfalt gewidmet. Duldeten doch zwei der bedeutendsten Fürsten keine fremden Erzeugnisse im Lande, deren Herstellung auch eingeborenen Handwerkern möglich war. Die in Berlin eingewanderten französischen Reformirten brachten manche Kunstfertigkeit wieder mit, die in dem entsetzlichen Kriege verloren gegangen war. Als in diesem Jahrhundert die Verkehrswege sich immermehr verbesserten, die Beweglichkeit der Bevölkerung immer größer wurde, und die Dampfkraft veränderte Verhältnisse schuf, da wurde es notwendig, die starren Schranken, mit denen sich jedes einzelne Gewerbe umgeben hatte, etwas zu lockern, um einwandernden Handwerkern es überall möglich zu machen, sich ihr Brot zu suchen. Eine Reformation des Zunftwesens wurde notwendig. Diesen Moment benutzten die Juden, um durch die Gesetzgebung alle Ordnung im Handwerkerstande aufzulösen. Es ist bekannt, daß die Juden in der Conflictszeit von 1861/66 eine

große Rolle spielten. Als sich unter dem Eindruck der Ereignisse von 1866 die unter jüdischer Führung stehende nationalliberale Partei bildete, welche sich mit der Regierung vertrug, erreichten es die Juden, daß ihnen in erster Linie für ihr Entgegenkommen der Handwerkerstand eingeschlachtet wurde. Das Jahr 1869 brachte demgemäß volle Gewerbefreiheit. Es klang gar wunderschön, wenn man damals sagte, es müsse Jedem erlaubt sein, sich sein Brot in jeder beliebigen ehrlichen Weise zu suchen. Leider wurden mit der gesammten Auflösung aller Ordnungen des Handwerkerstandes die Verhältnisse dermaßen verschlechtert, daß es bald heißen konnte: Jedem Handwerker steht es frei, zu verhungern, wo es ihm gefällt. Dieses krasse Untergehen eines der ältesten Stände empfand aber doch der deutsche Michel gar zu deutlich und streckte sich unbehaglich hin und her. Da erfand man denn das Märchen, der immermehr zunehmende Ersatz der Menschenhände durch Maschinenkraft, die sogenannte Einführung der hunderttausend eisernen Sklaven, habe den Handwerkerstand zu Gunsten der Großindustrie d. h. der jüdischen Aktiengesellschaften vernichtet, während doch gerade die Einführung der Maschinenkraft, besonders nach Erfindung der Gasmotoren, dem Handwerker zum größten Segen gereichte, wenn man seine Organisation nicht vollständig lahm gelegt hätte. Davon wollen wir unten noch des Genaueren reden, zunächst aber untersuchen, wie es dem Judentum möglich wurde, diesen herrlichen Stand, der allen Stürmen der Jahrhunderte mutig getrotzt und seine Rechte unentwegt verteidigt hatte, in weniger als zwanzig Jahren vollständig zu zerstören. Es war für den Handwerkerstand ein geradezu unberechenbares Unglück, daß seine feste Organisation hauptsächlich auf Betreiben des Juden Lasker gerade in dem Augenblick zerschlagen wurde, als dieselbe bei den veränderten Produktions- und Absatzverhältnissen am aller notwendigsten gewesen wäre, um das Heft in Händen zu behalten. So aber zerfiel die starke Armee in einen Haufen von Einzelkämpfern, von denen jeder handelte, wie es ihm gut deuchte. Nunmehr hatten die Juden freie Bahn. Sie handelten stets einmütig, und was Einem an Betriebskapital fehlte, das gab der Andere, und durch ihre Aktienunternehmungen wußten sie die tausende von kleinen Kapitalisten in ihre Dienste zu zwingen. Dem gegenüber stand der Handwerker ratlos da. Was ihm der wohlmeinende Schulze-Delitzsch mit seinen Genossenschaftsbanken bot, konnte nicht im entferntesten das ersetzen, was er sich mit seiner alten Organisation selbst hätte schaffen können. Was soll dem Handwerker ein moderner Wechsel nützen, der in kurzer Frist bezahlt werden muß?

Jeder Wechsel ist für ihn ein Instrument, an dem er sich höchstens die Finger zerschneiden kann. Seine Außenstände laufen selten nach Berechnung ein, während Unpünktlichkeit beim Wechseleinlösen bekanntlich von den verhängnisvollsten Folgen begleitet ist. Die erste Unterschrift eines Wechsels ist für den Handwerker der erste Schritt in den Abgrund. Auch in seinem inneren Werte mußte der Handwerker schnell sinken. Wenn es dem Lehrling gefiel, lief er seinem Meister vor Beendigung der Lehrzeit fort und arbeitete

anderwärts als Geſelle. Seine Kenntniſſe und Fertigkeiten konnten nur ſtümperhaft ſein. Es entſtand ein Handwerkerproletariat, und mit dieſem fing der Jude an zu arbeiten.

Wir wollen auf die einzelnen Berufszweige eingehen und den ſchnellen Verfall beobachten. Früher gab es eine den Verhältniſſen entſprechende große Zahl von ſelbſtſtändigen Schneidermeiſtern. Niemand durfte das Gewerbe betreiben, der nicht die nötigen Kenntniſſe und Fertigkeiten nachgewieſen hatte. Er beſchäftigte eine größere oder kleinere Zahl von Geſellen, welche in den verſchiedenſten Werkſtätten des Inlandes und oft auch des Auslandes ihre Tüchtigkeit zu erhöhen ſuchten, um dann auch einmal ſelbſtſtändig zu werden. Nach dem Inslebentreten der Gewerbefreiheit tauchten jüdiſche Unternehmer auf, die ſelbſtverſtändlich vom Schneidergewerbe nichts verſtanden, denn wie hätten ſie ſich vier Jahre lang vom Morgen bis zum Abend mit der Nadel in der Hand auf den Tiſch ſetzen ſollen! Aber der Unternehmer hatte Geld und bei den jüdiſchen Tuchhändlern reichen Credit. Er mietete einen ſchönen Laden und fand in dem Schneiderproletariat, das eben anfing, ſich zu bilden, Arbeitskräfte genug, die, um nicht zu verhungern, für unbegreiflich billiges Geld arbeiteten. Er gab ihnen möglichſt bald Vorſchüſſe, um ſie dann immer in der Hand zu haben. Die aus England hierher verpflanzte Fabrikation der Shoddy Wollſtoffe kam ihm trefflich zu ſtatten. Dieſe Stoffe werden aus wollenen Lumpen hergeſtellt und ſind kaum von dem Kenner, geſchweige denn von dem Laien von guten Wollſtoffen zu unterſcheiden. Sie ſind um 50 bis 75 pCt. billiger, doch iſt ihre Haltbarkeit außerordentlich gering. Der reelle Handwerker kann dieſe Stoffe nicht führen. Da der Jude ſomit ſehr billige Rohſtoffe und ſehr billige Arbeitskräfte hatte, konnte er ungemein billige Preiſe ſtellen und doch dabei tüchtig verdienen. Die Waare iſt in ſeinem Schaufenſter höchſt geſchmackvoll und verlockend ausgeſtellt, häufige Zeitungsannonzen machen darauf aufmerkſam, und wer erſt im Laden iſt, wird ſo leicht nicht wieder herausgelaſſen. Daß die Nähte des gekauften Anzuges ſchon nach einigen Tagen aufplatzen, der Stoff in einigen Wochen ſchadhaft wird, iſt ja unangenehm, wird aber Angeſichts des billigen Preiſes leicht vergeſſen. Die Handwerksmeiſter büßten allmählig ihre Kunden ein, beſonders diejenigen aus dem Arbeiterſtande. Dem Meiſter verblieben hauptſächlich diejenigen Kunden, welche erſt nach Jahren oder garnicht zahlten. Schließlich blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls Arbeiter in einem Judengeſchäft zu werden. Es entſtand Konkurrenz ſelbſt um deſſen Hungerlöhne. Man ſuchte ſich einzurichten, die Frau mußte fleißig mithelfen, die Nächte wurden zu Hülfe genommen, und während die organiſierten Fabrikarbeiter dauernd ihre Arbeitszeit herabſetzten, mußte er die ſeine verlängern. Wie oft finden wir den Handwerker nebſt Frau noch lange nach Mitternacht emſig bei der Arbeit. Schließlich wurden junge Mädchen oder verwittwete Frauen angenommen, die natürlich erſt recht mit Hungerlöhnen zufrieden ſein mußten. Folgende Tabelle mag die Preiſe veranſchaulichen, die ein Handwerksmeiſter und ein Jude zahlt

	Handwerksmeister Schneider Möller, Krausen-Str.,	Jude Mehrere der feinsten Firmen in der Leipziger Str.
Ueberzieher	Mk. 13,00—15,00	3,50—4,00
Schwarzer Rock	„ 13,00—15,00	3,50—4,00
Hose	„ 3,50— 4,00	1,00—1,50
Weste	„ 3,00— 4,00	1,00—1,50

Ganz ähnlich geht es zu bei der Herstellung der weiblichen Bekleidung (Konfektion), nur mit dem Unterschiede, daß hier nicht eine feste Organisation zu zerstören war. Die Schneiderinnen gingen entweder für eine durchschnittliche Bezahlung von zwei Mark zu ihren Kundinnen in die Wohnung, erhielten hier gutes Essen und Trinken, arbeiteten im geheizten Raum und hatten eine gute Behandlung, oder sie verfertigten die Kleidung in ihrer Behausung gegen einen vorher festgesetzten Preis, wobei sie sich in der Regel noch besser standen. Sie ersparten bei solidem Lebenswandel ein schönes Geld und brachten bei späterer Verheiratung eine selbsterarbeitete Aussteuer und oft auch noch einen hübschen Groschen ihrem Gatten in die Ehe mit. Heute sehen die Verhältnisse anders aus. Die meisten dieser selbstständigen Schneiderinnen sind zu Arbeiterinen für den Juden herabgesunken. Die Hungerlöhne machen es ihnen unmöglich, ihrem Körper die rechte Pflege angedeihen zu lassen. Die lange Arbeitszeit ruinirt den Körper vollends. Außer der notwendigsten Kleidung nennen sie gewöhnlich nichts ihr eigen. Tritt Arbeitslosigkeit ein, so haben sie die Wahl zwischen Hunger und Schande. Sollten sie in eine Ehe eintreten, so geschieht es gleich mit Schulden. Ihr entkräfteter Körper kann nur schwächliche Kinder zur Welt bringen, denen sie die Mutterbrust nicht reichen kann. Die große Kindersterblichkeit ist hiervon die Folge. Bleiben dieselben am Leben, so können daraus nur schwache Arbeiter und schlechte Soldaten entstehen. Wird Schande gewählt, so geht es im besten Falle durch ein kurzes Leben voller Glanz in den Abgrund.

Das Schicksal dieser Mädchen schilderte vor Jahren ein Artikel des Deutschen Tageblatts in ergreifender Weise. Wir lassen denselben hier unverkürzt folgen, soweit er mir im Gedächtnis haftet:

Nähen, nähen, nähen in dunkler Dezembernacht,
Nähen, nähen und nähen, wenn sonnig der Frühling lacht,
Wenn um den Giebel im Hof die lustige Schwalbe schwebt,
Als wollt sie recht zu meiner Qual mir zeigen, wie frei sie lebt!

Mit diesen ergreifenden Versen besang bekanntlich Thoms Hood das Elend der Londoner Wäschenäherinnen, und nach seinem Tode wußte man ihn nicht besser zu ehren, als auf seinen Grabstein die Inschrift zu setzen: „Er sang das Lied vom Hemde!"

Wenn doch heut Jemand erstände, der das Lied von den Mänteln singen wollte, jenes veritable, mitten aus der Wirklichkeit herausgerissene Bild, in dem ein Stück unseres socialen Lebens in seinem ganzen Jammer aufgedeckt wird. Der Dank von zwanzigtausend weiblichen Seelen wäre ihm sicher. Vielleicht weilt der Dichter schon unter uns und wetzt einstweilen nur die Waffen. Freilich könnte er nicht tiefere Töne anschlagen, als der englische

Dichter hier anschlug, dafür fände er aber ein um so reicheres Feld für seine Thätigkeit, für seine Tendenz, und könnte dereinstigen Kulturhistorikern vortreffliches Material zu einem Werke: „Jüdische Konfektionäre als Förderer der Prostitution in der Mitte des 19. Jahrhunderts“ hinterlassen. Die Armen der Nation, die armen beklagenswerten Juden wollen es bekanntlich nie gewesen sein, sie leben keusch und züchtig mit ihren Frauen, ausgenommen mit den christlichen, bauen sich goldene Berge, natürlich im Schweiße der Germanen, der Armen und Elenden. Da ist leicht zu sparen bei den Nachkommen von Isidor und Rebekka, die vor fünf Jahren in der Rosenthaler Straße alte Kleider aufkauften, dieselben zurechtstutzten und mit 100 bis 200 pCt. wieder an den Mann brachten und jetzt eins der größten Damenmäntel-Geschäfte in der Leipziger Straße ihr eigen nennen. Aber die Kehrseite der Medaille muß man sich immer nur betrachten, schon um der Gerechtigkeit willen. Wem wäre nicht beim Anblick der von Tag zu Tag überhand nehmenden prunkenden Konfektionsgeschäfte das Loos der Legionen von Mäntelnäherinnen eingefallen?

Da steht im Schaufenster ein Mantel mit 80—100 Mk. ausgepriesen, an dem der Schweiß der christlichen Sklavin klebt, natürlich unsichtbar, denn fleckig darf derselbe nicht abgeliefert werden, sonst giebt es einen Abzug am Nadelgeld. Nadelgeld, bittere Ironie, für dreitägige ununterbrochene Arbeit drei Mark, (jetzt nur noch 2 Mark). Judenlohn wird wohl mit Judaslohn identisch sein. Für Regenmäntel beträgt der Preis 1 Mk. bis 1,25 Mk. Zwirn, Seide und Nadeln müssen von dieser 1,25 Mk. auch noch bezahlt werden. Ja, die Juden bezahlen so schlecht! ist die ständige Parole dieser meist noch jungen und blühenden Mäntelnäherinnen, die ihnen dereinst zum Fluch wird. Eines Tages gefällt dem jüdischen Konfektionär oder seinem saubern Geschäftsführer das Mädchen besser, als die Ware.

Jetzt hat aller Geiz ein Ende, und Jerusalem zeigt sich in seiner ganzen Keuschheit und Frivolität. Man genießt auch gern einmal ein warmes Abendessen statt der ewigen Kost von Kaffee und Brot. Und in einer Nacht begegnen uns auf der Straße geputzte Frauenzimmer, die seit kurzem die Schaar öffentlicher Dirnen vermehrten. Einst besaßen sie Scham, jetzt nicht mehr. Fragt man eins, zwei, drei: Was waren Sie früher? Mäntelnäherin! Und haben Sie sich nicht anständig erhalten können? Die Juden bezahlen so schlecht! ist die letzte Antwort.

Ja, die jüdischen Konfektionsgeschäfte vergrößern sich, Not, Elend und Schande ebenfalls.

Der englische Dichter sang nicht umsonst weiter:

„Nähen, nähen und nähen, wenn Morgens die Hähne krähn,
Nähen, nähen und nähen, wenn die Sterne am Himmel stehn!
Was soll das Elend sein, das des Sklaven Werk zerfrißt,
Wenn die Mühsal hier, die uns verschlingt, eine Christenarbeit ist!

Ganz ähnlich, wie im Schneidergewerbe, ging es bei den Schuhmachern zu.. Die jüdischen Bazare nahmen auch hier den

Handwerkern das Brot. Befanden sich am Ort nicht billige Arbeitskräfte, so verlegte man die Fabrikation in Gegenden mit billigen Wohnungs- und Lebensmittelpreisen. Wie die Juden bei der Schneiderei die Shoddywaren einführten, so verwandten sie hier imitiertes Leder, das aus Lederabfällen und Stoffen aller Art hergestellt wurde. Die noch vorhandenen Meister nähren sich vorwiegend von Flickarbeit. Wollen sie neue Stiefel machen, müssen sie zum jüdischen Lederhändler gehen, da deutsche kaum noch vorhanden sind. Der Jude beherrscht den Lederhandel so vollständig, daß er auch den Loh- und Weißgerbern die Preise macht, bei welchen diese massenhaft verarmen. Handschuhmachern und Sattlern geht es nicht besser. Kommt der kleine Schuhmacher, der meist nicht einmal baar bezahlen kann, zum Lederhändler, so werden ihm Preise berechnet, bei denen er für die Dauer nicht bestehen kann, da die jüdischen Bazare bedeutend niedrigere Preise haben. Wären Flickarbeiten in den Familien herzustellen, so dürfte ein selbstständiger Schuhmachermeister zu den Seltenheiten gehören.

In der Tischlerei und Holzbildhauerei giebt es wohl kaum noch selbstständige Meister, die ihre Erzeugnisse direkt ans Publikum verkaufen, wenigstens in Berlin nicht. Wäre die Innung nicht gerade in der entscheidenden Zeit zerschlagen worden, hätte dies anders sein können.

Die kleinen Meister, oder wie sie sich teilweise nennen, die selbstständigen Arbeiter, sitzen mit ihren Gesellen in den Werkstätten, die in den Hintergebäuden der Vorstädte zu finden sind, und fabrizieren dort all die herrlichen Möbel, die Berlins Stolz sind. Am Freitag oder Sonnabend früh fahren sie mit den fertigen Sachen zu den jüdischen Ausstattungsgeschäften, welche in den Hauptstraßen der Stadt liegen. Die Meister zittern, denn der an und für sich niedrige Preis wird auf eine lächerliche Summe herabgedrückt, falls sich der kleinste Fehler entdecken läßt. Den spätern Käufern gegenüber sind diese Fehler, die er mit seinen Laienaugen überhaupt nicht entdeckt, vollständig belanglos. Gefällt dem Meister der gebotene Preis nicht, kann er die Sachen ja wieder mitnehmen. Ja, mitnehmen! Wenn nur die Gesellen am Sonnabend Abend nicht auf ihren Lohn warteten! Es würde einen schönen Auftritt geben, wenn hier nicht die größte Pünktlichkeit walten würde. Gar häufig wird die Ware zwar übernommen, aber mit einem Wechsel bezahlt, der nicht immer sofort zu diskontieren ist. Eilt am Sonnabend ein einfach gekleideter, in Schweiß gebadeter Mann in den Straßen Berlins mit auffälliger Hast an uns vorüber, so ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das so ein Handwerksmeister ist, der irgendwo die Löhnung für seine Gesellen aufzutreiben sucht.

Wieviel der Meister für seine Erzeugnisse erhält, und wie hoch dieselben von dem Publikum schließlich bezahlt werden, mag folgende Tabelle zeigen.

Ich bemerke dabei, daß ich die Verkaufspreise in einem ganz reellen Ausstattungsgeschäft erforscht habe und dann zu dem mir bekannten Meister (Tischler oder Holzbildhauer) hingegangen bin,

der mir aus seinen Büchern die Lieferungspreise nachgewiesen hat. In beiden Tabellen handelt es sich um dieselben Stücke.

	Lieferungspreis.	Ladenpreis.
Großes geschnitztes Büffet . . .	185 Mk.	350 Mk.
Mittleres „ „ . . .	135 „	260 „
Kleines „ „ . . .	115 „	210 „
Großer geschnitzter Spiegel mit Crystallglas	95 „	185 „
Kleiner Spiegel	37,50 „	60 „
Garnitur, bestehend aus Sopha, 2 großen, 4 kleinen Sesseln mit rotem, gepreßtem Plüschbezug	670 „	990 „
Antoniettentisch	27 „	51 „

Ich bemerke ausdrücklich, daß das betreffende Möbelgeschäft ein hochreelles ist, und der Meister glücklich war, hier seine Erzeugnisse absetzen zu können.

Des weiteren habe ich mich denn aus den Büchern des Meisters überzeugt, daß er an 2 großen Büffets (es werden stets 2 zugleich angefertigt) nach Abzug des Preises für Holz, Beschläge, des Lohnes für Tischler, Holzbildhauer, Polierer, einen Reingewinn von 22 Mk., sage zwei und zwanzig Mark, übrig behält, wobei die Kosten für Leim, Transport, das Nachpolieren an Ort und Stelle noch gar nicht mitberechnet sind. Nun kommt es häufig vor, daß das anscheinend gesunde Holz im Innern schadhaft ist und nicht verwandt werden kann. Dann arbeitet er ohne allen Nutzen.

Es kommt nicht selten vor, daß ein Möbelgeschäft, nachdem es den Meistern für ihre Ware längere Zeit Wechsel gegeben hat, falliert. Dann gehen in der Regel viele Meister zugleich zu Grunde, während die Frau des bisherigen Möbelhändlers ein feines Quartier in bester Stadtgegend bezieht und ihren Mann, dem absolut nichts zu nehmen ist, als Schlafburschen zu sich nimmt.

Die Bäckerei war früher recht einträglich. Jetzt, wo der gesammte Korn- und Mehlhandel in Judenhänden liegt, ist auch dies Gewerbe heruntergekommen.

Genau so ist es mit dem Schlächtergewerbe. Die jüdischen Viehhändler und Viehkommissionäre nehmen den Löwenanteil.

Die Bauhandwerker, als da sind Schlosser, Klempner, Glaser, Tapezierer, Töpfer, Zimmerleute, Maurer, Putzer, Stuckateure, Maler, werden in anderer Weise ruiniert, worüber wir uns eingehend aussprechen wollen.

Die Wohnung gehört zu den notwendigsten und teuersten Bedürfnissen. Wer Wohnungen herstellt, um sie an Andere zu vermieten, will dadurch einen Nutzen erzielen, der auch voll berechtigt ist. Als aber die Juden sich des Baugrundes, des Häuserbaues und des Hypothekenwesens bemächtigten, gerieten die Wohnungsverhältnisse, besonders in den Großstädten, in ganz ungesunde Bahnen, so daß die meisten Mieter für ihre Wohnung einen viel größeren Betrag aufwenden müssen, als wirtschaftlich berechtigt ist. Außerdem sinken die Mieter oft zu Sklaven des Wirtes herab, wie

die bekannten Berliner Mietskontrakte beweisen. „Mein Haus ist meine Burg," dies stolze englische Wort hat für den Berliner Mieter nur eine sehr bescheidene Bedeutung.

Jüdische Spekulanten haben seit lange einen großen Teil der Bauflächen in und um Berlin billig erworben, und derselbe ist in ihren Händen um das vielfache seines Wertes gestiegen. Die künstliche unerhörte Steigerung des Baugrundes ist die Hauptursache der Wohnungsnot.

Zweitens haben sie es verstanden, alte, baufällige oder unmoderne Häuser zahlreich in ihren Besitz zu bringen.

Möglich wurde das dadurch, daß sie eine höhere Hypothek an solchem Hause, nötigenfalls mit einigen Opfern, in ihren Besitz zu bringen suchten und dieselbe dann kündigten. Neue Hypotheken sind auf alte Häuser selbstverständlich nicht zu schaffen, und so kommt es denn, daß sich der vielleicht in ganz behaglichen Verhältnissen lebende Besitzer, der sich vom Juden ganz fern gehalten hat, plötzlich durch den Zwangsverkauf aus seinem Hause vertrieben sieht. Das Haus selbst wird dann auf Abbruch verkauft. Der Bauplatz oder das neu zu bebauende Grundstück wird dann mit Vorliebe an weniger kapitalkräftige Bauunternehmer verkauft in der Hoffnung, das fertig gebaute Haus wieder in die Hände zu bekommen. Sobald der Bauherr mit seinem Kapital zu Ende ist, giebt der Jude die Baugelder, die ratenweise, nach jeder Balkenlage, gezahlt und gut verzinst werden. Bis dahin ist die Sache vollständig in Ordnung, und ist der Jude der Ueberzeugung, daß der Bauherr sich im Notfall anderweitig helfen kann, oder, wie der technische Ausdruck lautet, steif im Kreuz ist, so treten auch keine weiteren Zwischenfälle ein. Doch gehört dieser regelmäßige Verlauf zu den Ausnahmen. In der Regel hat der Bauherr seine Kräfte etwas überschätzt, es tauchen ganz unerwartete Schwierigkeiten auf, die der Jude natürlich durch seine Agenten veranlaßt hat. Der Stein- oder Holzhändler z. B. will plötzlich ohne sofortige Barzahlung nicht weiter liefern, die Baugelder bleiben zurück, die Bauhandwerker werden ebenfalls besorgt und liefern nicht weiter. So kommt das Haus schon während des Baues zum Zwangsverkauf. Da jeder Mitbieter $^1/_{10}$ des Wertes, d. h. in Berlin nie unter 20,000 Mark Kaution zu stellen hat, so können die Handwerker nicht mitbieten. Allenfalls kommt der Steinhändler noch zu seinem Geld, da dieser in der Regel kapitalkräftig ist.

Der Jude als Inhaber der 1. Hypothek kauft das Haus, der Bauherr und die Bauhandwerker sind ihr Geld los, der Jude aber hat es verstanden, sich ohne wesentliche Kosten auf seinem Grundstück ein neues Haus bauen zu lassen. Häufig gelingt es dem Bauunternehmer, das Haus fertig zu stellen, aber außer Gefahr ist er damit noch nicht. Das Haus muß ein halbes Jahr leer stehen, die ersten Mieter sind oft nicht zahlungsfähig, denn es ist nicht Jedermanns Sache, in einem neugebauten Hause zu wohnen, die Zinsen werden fällig, und so stürzt er oft noch in demselben Augenblick, wo er sich am Ziel wähnen konnte.

Die Zahl der in Berlin auf ähnliche Weise verunglückten Bauunternehmer, die natürlich ihr Geld los geworden sind, ist Legion. Es befinden sich darunter Leute aus allen Ständen, die etwas Geld besaßen und vom Bauteufel erfaßt wurden. Ihre Zahl würde noch größer sein, wenn nicht die eigentümliche Sucht unter ihnen bestände, sich auf dem Grundstücke, um das sich einst ihre glänzendsten Hoffnungen bewegten, und das jetzt ihrem ärgsten Feinde gehört, aufzuhängen. Ob sie etwa glauben, dadurch den Besitzer in seiner Ruhe zu stören? das wäre zu bedauern, denn dann wären sie bei ihrem Sterben ebenso von falschen Voraussetzungen ausgegangen, wie bei Lebzeiten. Vor einigen Wochen erst erschoß sich ein keineswegs unbemittelter Maurermeister Röpke, Melanchtonstr. 17, auf dem neugebauten Grundstück Swinemünderstr. 66, jetzt 60/61. Röpke hatte den Bauplatz von der Firma Halpert und Pinnert, Grenadierstr., erworben. Die ganze Nachbarschaft schilderte die Manipulationen dieser Baufirma, welche den Röpke in den Tod getrieben haben sollen, als unerhörte.

Es gelang mir, auf indirektem Wege Beziehungen anzuknüpfen, die mir über die Geschäftspraxis der Firma genaue Auskunft gaben.

Einiges davon werde ich hier mitteilen.

Zur besseren Orientirung nehmen wir einen bestimmten Fall. Herr Müller erwirbt von derselben einen Bauplatz, auf welchen er 100,000 Mk. schuldig bleibt; darauf hat er besonders zu zahlen 1 pCt. Provision an die Firma, 1 pCt. an die Bank, das Kapital mit 5 pCt. zu verzinsen.

Die offerierten Baugelder, welche ratenweise, nach jeder Balkenlage, gezahlt werden, sind ebenfalls mit 5 pCt. zu verzinsen, außerdem werden dieselben gekürzt um 1 pCt. für die Firma, 1 pCt. für die Bank. Da nun die Baugelder so bemessen werden, daß sie nie ausreichen, so entstehen dem Bauherrn schnell genug Geldverlegenheiten. Er muß der Firma für weiteres Geld laufende Accepte geben, und berechnet dieselbe dann 6 pCt. Zinsen, 1 pCt. Provision. Bei Prolongationen wird abermals 1 pCt. Provision außer den Zinsen berechnet. Die Accepte werden bei der nächsten Baurate in Zahlung gegeben, bei welcher die üblichen 2 pCt. ebenfalls abgezogen werden. Jetzt entstehen natürlich bei Fortsetzung des Baues größere Geldverlegenheiten, und nun hat die Firma bald gewonnenes Spiel. Der Bau wird fertig, der Bauherr erschießt sich oder läuft davon, das Haus wird in der Zwangsversteigerung von der Firma erworben und dann mit großem Nutzen verkauft.

Von den ungeheuerlichen Manipulationen der Juden, um allmählich fast sämmtliche Grundstücke Berlins direkt oder indirekt in ihren Besitz zu bringen, giebt Kunde eine hochinteressante Broschüre eines früheren Vicewirtes der Firma A. Ehrlich zu Berlin, Universitätsstraße. Das Titelblatt mit dem Namen des Verfassers ist mir leider in den letzten Tagen abhanden gekommen und so schnell nicht wieder zu beschaffen, aber der Name des Druckers: Gödecke, vorm. Müller, Berlin N., Friedrichstr. 105a, dürfte es jedem

ermöglichen, diese hochinteressante, um nicht zu sagen unentbehrliche Broschüre zu beschaffen.

Der Jude Herr A. Ehrlich kam mit kleinem Vermögen nach Berlin, erwarb ein Haus, errichtete eine Holzhandlung en gros und wußte so zu arbeiten, daß seiner Firma jetzt 54 Häuser gehören, die sämmtlich nach Straße und Nummer aufgeführt sind. Wehe dem Bauherrn, der auch nur einige Balken zu seinem neuen Hause von Herrn Ehrlich entnahm!

Diese Balken wirken genau so, wie die des Holländermichel in dem Hauffchen Märchen. Wehe überhaupt jedem, der mit Herrn A. Ehrlich in irgend welche Geschäftsverbindung trat! Dreimal wehe aber jedem Handwerker, der für Herrn Ehrlich in seinen Häusern Arbeiten übernahm!

Die Darstellungen des Verfassers sind geradezu grauenerregend. Ohne Proceß hat Ehrlich wohl niemals bezahlt, und an diesen Prozessen gingen die Handwerker regelrecht zu Grunde. Den Kniffen des Herrn Ehrlich war kein Handwerker gewachsen.

Die Vicewirte und Mieter waren reine Objecte der Ausbeutung. So ist es recht, so mußte es kommen, damit endlich den Deutschen die Augen — noch lange nicht aufgehen.

Herr Ehrlich ist schließlich wegen Kuppelei zu harter Gefängnisstrafe verurteilt, aber begnadigt worden. Leider giebt der Verfasser nicht an, wer dabei seine Vermittlerhand im Spiel gehabt hat. Ich habe darüber meine eigenen Gedanken. Einer zweiten Anklage wegen Wuchers, Erpressung und Betruges entzog sich Herr A. Ehrlich durch den Tod.

Jetzt ist Herr Moritz Ehrlich, der Sohn des Verstorbenen, der Besitzer der 54 Häuser, und der übertrifft nach der Broschüre noch seinen Vater. Auch Herr Bolle, jetzt größter Meiereibesitzer in Berlin, soll früher durch Herrn A. Ehrlich zu Fall gekommen sein, als er, mit großen Mitteln ausgestattet, in der Seydelstraße eine Anzahl von Häusern baute und dabei Herrn Ehrlich in die Hände fiel. Herr Bolle ist nicht verzweifelt, sondern hat sich an einer ehrlichen Geschäftsunternehmung wieder emporgearbeitet. Solche Spannkraft besitzen aber nur wenige. Auch von den Gebrüdern Burchardt, in Berlin unter dem Namen „Tapeten-Burchardt" bekannt, erzählt man sich so mancherlei. Der Vater ist in Ketten im Zuchthause gestorben, die Söhne sind jetzt vielfache Millionäre, einer derselben ist Königlicher Hoflieferant. Einer von diesen Brüdern soll ein eigenes Bureau nur für „Wechselsachen" unterhalten, natürlich nur für hohe Herren. Der frühere Besitzer des Orpheum, Herr Bente, schuldete einem der Brüder eine unbedeutende Summe, die als Hypothek eingetragen war. Damit hatte er aber Appetit erweckt und die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Herr Burchardt erwarb mit Opfern eine weitere Hypothek, die für eine Hamburger Bank auf dem Grundstück eingetragen war und brachte dann dasselbe trotz pünktlicher Zinszahlung zum Zwangsverkauf. Er soll bei dem Erwerb eine volle Million verdient haben.

Bei den bisher geschilderten Vorgängen ist es hauptsächlich auf den Bauunternehmer abgesehen, und die Bauhandwerker fallen nur so nebenher mit in's Verderben.

Bei den eigentlichen Schwindelbauten hat man es aber speziell auf diese gemünzt.

Es giebt in Berlin unzählige Personen, auch Baumeister, die, durch das Judentum vollständig zu Grunde gerichtet, sich diesem auf Gnade und Ungnade ergeben. Wie das möglich ist? Busch, dessen meisterhafte humoristische Illustrationen uns deshalb so anheimeln und immer von neuem interessant sind, weil ihnen tiefe psychologische Beobachtungen zu Grunde liegen, führt uns den Affen Fips vor, der seine Feinde Gripps, den Kater, und Schnipps, den Hund, so grausam und schändlich behandelt, daß sie ihm gegenüber von der größten Hochachtung erfüllt werden und ihm mit dem größten Vergnügen dienstbar sind. Unter den zu Grunde gerichteten Baumeistern, wirklichen, examinirten Baumeistern, wird einer ausgewählt, mit dem folgender raffinirte Schwindel in's Werk gesetzt wird:

Ein Baugrundstück wird dem Baumeister aufgelassen. Die möglichst hoch bemessene Kaufsumme wird als 1. Hypothek eingetragen. Der Bau beginnt. Das absolut notwendige Geld wird von dem im Hintergrunde stehenden hebräischen Eigentümer zur Verfügung gestellt, aber sämtliche Bauhandwerker werden mit der Zahlung auf eine spätere Zeit, womöglich bis zur Beendigung des Baues vertröstet. Wer durchaus nicht warten will, erhält wohl eine Kleinigkeit. Wird endlich der Andrang der mistrauisch gewordenen Handwerker, die sämtlich ihre kleinen Kapitalien in dem Bau zu stecken haben, zu groß, so ist eines schönen Tages der Bauherr verschwunden. Wird er auch schließlich aufgefunden, so stellt sich heraus, daß er eine kleine Stube mit Tisch, Bett 2c. bewohnt und absolut nichts besitzt. Er hat auf Kosten des Juden ein angenehmes Jahr verlebt.

Das Haus kommt zum Zwangsverkauf. Lassen die Handwerker auch ihre Forderung eintragen, was nützt es ihnen? Bei der hohen Kaution können sie doch nicht mitbieten. So erwirbt der Jude ein Haus, in dem ihm die Fußböden, Treppen, Fenster, Wasserleitungen, Öfen, Tapezier- und Malerarbeiten, Dächer, Abflußröhren 2c. keinen Pfennig kosten und meistens sehr schön ausgeführt sind. Und die Handwerker? Ja, über deren Schicksal schreiben die Zeitungen nichts. Gehe aber nicht gleich mit Verachtung und edlem Selbstbewußtsein vorüber, wenn Du im Rinnstein einen total betrunkenen, zerlumpten Menschen liegen oder von der Polizei eine Schaar aufgegriffener Vagabunden vorüberführen siehst: Wer weiß, wodurch sie so tief gesunken sind!

Was Du jetzt bist, das war auch ich,
Was ich bin, kannst Du werden!

Siehst Du aber einen Herrn Kommerzienrat vorüberwandern, der irgend einer wohltätigen Stiftung, meinetwegen einer solchen zur Besserung Gefallener, deren großmütiger Beschützer er ist, einen Besuch abstattet, so ziehe nicht gleich zu devot Deinen Hut: Wer weiß, wodurch er oder seine Vorfahren so hoch gestiegen sind!

Schade, schade, daß Leibnitz schon so lange tot ist. Ich hätte gar zu gern sein Gesicht gesehen, mit dem er Angesichts solcher Thatsachen unsere Welt für die beste aller denkbaren Welten erklärte! Ja, wenn die Juden nicht wären!

In diesen Tagen ist das Römerbad in der Zimmer-Straße zwangsweise verkauft worden. Etwa eine Million ist daran verloren gegangen. Gebaut wurde dasselbe von einem Juden, Hoffmann, der in Wien ein Café leitete. Nach Berlin kam er auf Veranlassung der jüdischen Firma Fedor Berg in der Bessel-Straße.

Im vorigen Jahre fallierte eine jüdische Firma mit 17 Neubauten. Ein jüdischer Freund des Firmeninhabers in der Bessel-Straße kaufte die Häuser bei der Zwangsversteigerung sämtlich. Wieviel Champagner mag von beiden an dem Abend vertilgt sein, als das letzte Haus erworben war!

Auf diese Leute könnte ja beinahe Joseph in Egypten eifersüchtig werden! Und doch sind auch dies nur Stümper gegen unsere heutigen Geld- und Kornjuden.

Ich kann das Kapitel Jude und Handwerker nicht verlassen, ohne noch einen Blick auf das Lieferungswesen zu werfen. Es läßt sich dabei fast sämtlichen Behörden der furchtbare Vorwurf nicht ersparen, daß sie bei fast allen Lieferungen, bei denen es sich um Staatsgelder im Betrage von vielen Millionen handelt, die Juden, resp. deren Zwischenhändler bevorzugen. Zuweilen nimmt diese Bevorzugung einen geradezu unheimlichen Charakter an.

Ein mir befreundeter, sehr leistungsfähiger Schneidermeister in der Köpenicker Straße hatte bei einer Lieferung für die Post tatsächlich die niedrigste Forderung aufgestellt. Gleichwohl kam dieselbe in Judenhände.

Wie ist das möglich? Der Jude weiß eben Mittel und Wege, sich die Lieferungen zu verschaffen, die dem Deutschen verborgen sind, und wenn er dieselben auch wüßte, so würde er solche niemals ergreifen, weil es ihm seine Ehrenhaftigkeit nicht erlaubt. Thut er es doch einmal, so fällt er sicher hinein. Einige von diesen Mitteln und Wegen werden wir in dem Kapitel „Jude und Beamter" kennen lernen. Durch ihre Lieferungen haben sich viele Juden zu mehrfachen Millionären emporgeschwungen. Wir nennen nur die Firmen Sachs & Co., Mohr & Speyer, Lachmann u. s. w. Wir wollen gar nicht behaupten, daß dies nicht reelle Firmen seien und gut lieferten, aber welchen Segen würde es bringen, wenn die Millionen, die den Lieferanten in die Hände fallen, teils dem Staate zu gute kämen, teils direkt in die Hände der Produzenten flössen. Anfertigen müssen die Handwerker die Waren ja so wie so, aber der Gewinn fließt in die Taschen der Lieferanten. Unser Handwerkerstand würde nicht auf eine so tiefe Stufe herabgesunken sein, wenn er die Staats- und Reichslieferungen erhalten hätte. Man wende nicht ein, daß die Behörden beim Verkehr mit den einzelnen Handwerkern viel mehr Arbeit hätten und mehr Beamte einstellen müssen. Die wenigen Beamten würden sich durch das Wohlergehen eines der wichtigsten Stände tausendfach bezahlt machen, und kein Parlament der Welt würde es wagen, die Einstellung solcher Beamten abzulehnen.

Außerdem braucht der Staat keinen einzigen Beamten mehr einzustellen, wenn er, statt mit den einzelnen Handwerkern zu unterhandeln, sich direkt mit den Innungen in Beziehungen setzen würde. Die Militärbehörde hat damit einen schwachen Anfang gemacht, indem sie eine Anzahl von Proviantwagen direkt bei der Stellmacher-Innung bestellt hat. Der Obermeister der Innung hat die Arbeit an seine Innungsgenossen verteilt, dieselben haben einen schönen Groschen Geld verdient, die Behörde ist preiswert und gut bedient worden, und die Beamten sind keinen Bestechungsversuchen ausgesetzt gewesen. Mögen es doch alle Behörden so machen, und der erste Schritt zur Widergeburt eines selbstständigen Handwerkerstandes wäre gethan. Bei Ankäufen von Erzeugnissen der Landwirtschaft hat man ja in den letzten Jahren ebenfalls angefangen, direkt mit den Produzenten zu verkehren. Bei Submissionen dürften nur Innungsmeister zugelassen werden. Auch dem Offizierstande wäre zu raten, seine Uniformen und sonstigen Ausrüstungsstücke direkt bei tüchtigen Handwerksmeistern zu bestellen. Warum kaufen die Offiziere, warum kaufen auch sämtliche Johanniter Rechts- und Ehrenritter, sowie ein großer Teil der Landräte, höheren Forst-Steuer- und Polizeibeamten ihre Uniformen ꝛc. bei der Firma Mohr & Speyer, die doch wahrhaftig nicht billig ist? Warum kauft ein großer Teil der höheren Reichspostbeamten ihren Bedarf bei Sachs & Co.? Wieviel Handwerker, die sicher nicht schlechter, aber viel billiger liefern würden, könnten hiervon leben und als selbstständige Handwerksmeister eine geachtete Stellung einnehmen! Mein Schneidermeister Möller in der Krausen-Straße erklärte mir, daß er sowohl wie alle übrigen Meister diese Uniformen bei vorzüglichster Ausführung um 33 pCt. billiger liefern und doch dabei gut verdienen. Ich will nicht bitter werden, aber den Behörden und behördlichen Personen kann ich den Vorwurf nicht ersparen, daß sie an dem Überwuchern des Judentums und dem Niedergange des Handwerks in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit mitarbeiten. Auch das hat mich, und auch gewiß tausend Andere, peinlich berührt, daß die Aussteuer der jetzigen Frau Kronprinzessin von Griechenland die Firma Gerson geliefert und dabei doch ungezählte Tausende verdient hat. Die Hände deutscher Arbeiter und Arbeiterinnen haben die Kunstwerke hergestellt und auch die Zeichnungen dazu entworfen. Der Jude hat das Geld eingesteckt, und seine Leistungen werden gepriesen durch alle Zeitungen der Welt. Sollten die kunstsinnigen Schöpfer all' der Herrlichkeiten nicht ohne Vermittelung eines jüdischen Kaufmannes aufzufinden gewesen sein? Hat man doch das kostbarste Stück, den Brautschleier, ohne solche Vermittelung anfertigen lassen. Sollten nicht wenigstens die deutschen Firmen Rudolf Hertzog, Heese, Gebr. Busch u. s. w., von denen man weiß, daß ihre Arbeitskräfte hoch anständig bezahlt werden, mit der jüdischen Firma Gerson an Preiswürdigkeit und eleganter Ausführung konkurrieren können?

Wie man Armeelieferant wird, davon mag folgende kleine Begebenheit eine Illustration geben. Bei einem hiesigen Schuhmachermeister lernte ein junger Mann Namens Nolte das Schuh-

macherhandwerk, nebenbei lernte er auch noch das Zuschneiden. Darauf trat er als Zuschneider in die Lederhandlung von Jacobi, König-Straße ein, weil bekanntlich in den Ledergeschäften das Zuschneiden schon teilweise besorgt wird. Derselbe stellte hier Versuche mit Segeltuch an und verfertigte daraus Schuhe. Herr Jacobi fand bald, daß die Erfindung seines Zuschneiders praktisch zu verwerten sei. Er reichte die Segelschuhe der Armeeverwaltung ein und fand Beifall. Statt nun diesen Lederhändler nach den Bestimmungen, die seiner Zeit öffentlich bekannt gemacht wurden, für die Erfindung seines Zuschneiders zu belohnen, wurde derselbe zum Armeelieferanten für Segelschuhe und Tornister ernannt. Da jedoch die Vorschrift besteht, daß Armeelieferanten eine eigene Gerberei besitzen müssen, so kaufte er die Gerberei von Naumann.

Ein Kommentar hierzu ist überflüssig. Die Erfindungen werden von Deutschen gemacht, die Juden werden dadurch groß.

Zu diesem letzten Satz gebe ich gleich noch ein Beispiel als Extrazugabe.

Ein Klempnermeister in Schlesien hatte in seinen Mußestunden Ketten aus Zink und Kupfer angefertigt. Durch die Berührung beider Metalle wird bekanntlich Elektricität erregt, allerdings nicht, wie er annahm, dauernd, da die blanken Flächen ja bald oxydieren. Vorn an die Ketten hatte er ein in Wachstuch eingeschlagenes Stückchen Schwefel gehängt. Es war eine harmlose Spielerei.

Das Recht, diese Ketten anzufertigen, erwarb von ihm ein jüdischer Schulmeister Goldberger, machte aus dem Vertrieb ein Weltgeschäft, alle Zeitungen hallten wieder von dem Lobe dieser Ketten, die den Rheumatismus beseitigen (!) sollten. Im Schwefel sollte sich derselbe jedenfalls ansammeln und konnte dann nach Belieben verschenkt werden. An diesen Rheumatismusketten, gegen die schließlich die Polizei warnen mußte, ist Herr Goldberger zu einem reichen Mann geworden, seine Söhne, Kommerzienrat Goldberger und Generalkonsul Goldberger, haben mit dem Gelde eine Bank gegründet, sind vielfache Millionäre, sind jetzt Direktoren der internationalen Bank und beherrschen in Gemeinschaft mit anderen ähnlichen Banken ganz Europa. Ohne ihren Willen kann in Europa Großes nicht unternommen werden.

Und das hat mit Zink-Kupferabfällen
Ein Klempner-Meister gethan!

Jude und Arbeiter.

Das Wort Arbeiter bezeichnet an und für sich keinen bestimmten Stand. Jeder, der positive, geistige oder materielle Werte hervorbringt, hat das Recht, die ehrenhafte Bezeichnung Arbeiter für sich in Anspruch zu nehmen. Da es im Wesentlichen nur die Juden sind, die sich von der Erzeugung materieller Werte fernhalten, so birgt der Begriff Arbeiter einen gewissen Gegensatz zum Judentum in sich. Man hat sich aber daran gewöhnt, unter Arbeiter eine

ganz bestimmte Volksklasse zu verstehen, die sich nicht selbstständig, sondern für Rechnung Anderer mit der Erzeugung positiver Werte oder mit der Verrichtung sonstiger körperlichen Arbeiten beschäftigt. Mit der zunehmenden Großindustrie hat sich auch der Arbeiterstand hauptsächlich auf Kosten des Handwerkerstandes vermehrt und vermehrt sich noch täglich durch Zuzügler von Handwerkern, Bauern, Kaufleuten und Beamten, die sämtlich ihre Selbstständigkeit verloren haben. Obwohl der Arbeiter alle staatsbürgerlichen Pflichten zu erfüllen hat, insbesondere die Pflicht, das Vaterland mit seinem Blute zu verteidigen, infolge dessen auch wenigstens in Deutschland alle Rechte des Staatsbürgers genießt, ist die Lage desselben vielfach doch eine recht bedauerliche. Die Konkurrenz auf dem Weltmarkte drückt den Preis der Erzeugnisse herab, und da der Fabrikant, noch mehr aber der Kaufmann einen großen Gewinn zu erzielen sucht, so werden die Löhne des Arbeiters möglichst herabgedrückt. Besonders in Zeiten größerer Geschäftsstockungen ist er den schlimmsten socialen Gefahren ausgesetzt. Auch Krankheit und Arbeitsunfähigkeit, sowie jeder Unfall führten bis vor Kurzem seinen Ruin herbei. Das Fürstenhaus der Hohenzollern, seiner socialistischen Richtung stets eingedenk, hat damit begonnen, den Arbeiter aus seiner drückenden Lage zu befreien. Die Gesetze über die Kranken-, Unfall- und Invaliditätskassen geben Zeugnis davon. Die volle Wirkung derselben wird erst die Zukunft zeigen. Gleichwohl ist die Lage der Arbeiter noch eine recht bedrückte. Wir wollen versuchen, dies rechnungsmäßig nachzuweisen. Denken wir uns eine Arbeiterfamilie, aus Mann, Frau und 2 Kindern bestehend, und nehmen wir an, daß der Mann den verhältnismäßig guten Verdienst von wöchentlich 18 Mark hat. Folgende wöchentlichen Ausgaben müssen von diesen 18 Mark unter allen Umständen bestritten werden.

a) Wohnungsmiete (Hofwohnung von Stube und Küche	Mark	4,00
b) Mietssteuer	„	0,25
c) Klassensteuer, 3. Steuerstufe 12,00 Mark .	„	0,25
d) Mittagbrot täglich Mark 0,60	„	4,20
e) Brot	„	1,50
f) 1 Kilo Schmalz (Butter darf nicht gekauft werden)	„	1,60
g) Backwaare, täglich Mark 0,20	„	1,40
h) Heizung und Licht im Durchschnitt täglich Mark 0,20	„	1,40
i) Kaffee (Roggen und Cichorien)	„	0,35
k) Milch	„	0,35
l) Bier oder Schnaps täglich Mark 0,10 . .	„	0,70
m) Beitrag zu den verschiedenen Kassen . .	„	0,40
	Mark	16,40
folglich bleibt für Kleidung, Wäsche, Beschaffung der notwendigsten Handwerkszeuge und Wirtschaftsgegenstände ein Betrag übrig von . .	„	1,60
	Mark	18,00

Woher sollen die Mittel zu irgend einer außergewöhnlichen Ausgabe kommen, z. B. für Milch täglich 25 Pfennige, falls das Kind noch Säugling ist und die Mutter bei ihrer kraftlosen Lebensweise die Brust nicht reichen kann, ferner bei Krankheits- oder Sterbefällen in der Familie, bei Entbindungen, Einsegnungen u. s. w.? Sollte ein Kind hohe Talente für eine Kunst oder Wissenschaft zeigen, so kann an Ausbildung derselben garnicht gedacht werden. Gerade diese unausgebildeten Talente finden wir, falls nicht ein gütiges Geschick sie auf die richtige Bahn bringt, später in den Zuchthäusern wieder. Der Arbeiter aber, der regelmäßig wöchentlich 18,00 Mark verdient, ist schon der Aristokrat unter Seinesgleichen. Die Reichspost zahlt ihren Hülfsbriefträgern und Hülfsarbeitern täglich Mark 2,00 und 2,25, ebensoviel zahlt die Eisenbahn ihren Arbeitern. Freilich gelangen die Hülfsbriefträger nach 10 bis 12 jähriger Dienstzeit zur festen Anstellung, und die Bahnarbeiter werden häufig als Hülfsbremser verwandt, wo sie an Kilometergeldern eine Nebeneinnahme erzielen, aber auf mehr als Mark 18,00 werden sie wöchentlich nicht kommen. Was soll man aber zu der Gartenverwaltung der Stadt Berlin sagen, die ihren Arbeitern für täglich 12 stündige Arbeitszeit wöchentlich Mark 12,00, sage Zwölf Mark zahlt. Im Winter werden dieselben teilweise ganz entlassen, dann freilich ab und an als Schneeschipper beschäftigt. Wer von den Lesern will das Kunststück unternehmen, rechnungsmäßig nachzuweisen, wie diese Leute sich am Leben erhalten? Es heißt, die Frau könne auch etwas verdienen, aber wie soll das möglich sein, wenn sie eine zahlreiche Kinderschaar hat, ein Kind auf dem Arm trägt und mit einem anderen in Hoffnung lebt! Wurde so ein Gartenarbeiter nach 15 bis 20 jähriger Dienstzeit arbeitsunfähig, so verfiel er der Armenpflege. Ich habe solchen Fall vor 2 Jahren selbst mit erlebt. Ein Arbeiter Reinicke war nach 15 jähriger treuer Arbeit in Folge Verschuldung seines nächsten Vorgesetzten vom Hitzschlage getroffen und arbeitsunfähig geworden. Man hat alles Mögliche versucht, sogar eine Petition an den Reichstag geschickt, um ihm eine Pension zu erwirken, jedoch alles vergeblich. Mit welchem Gefühl muß dieser Mann, früher ein angesehener Bauer, die Armenunterstützung entgegennehmen, die ihm einen Theil seiner staatsbürgerlichen Rechte raubt und ihn zwingt, seine Hinterlassenschaft, wozu auch nicht ganz unwahrscheinlich Erbschaften gehören, der Stadt zu überlassen? Die neuen socialpolitischen Gesetze haben auch für solchen Fall Abhülfe geschaffen. Daß aber die Arbeiterverhältnisse einer gründlichen Wendung zum Besseren bedürfen, kann kein Verständiger leugnen. Vielfach entbehren aber die besser gestellten Stände der Einsicht in das eigentliche Loos des Arbeiters und bilden sich ihr Urteil aus einzelnen kraß zu Tage tretenden Auswüchsen.

Die Lehre des Manchestertums von dem freien Spiel der Kräfte und der Abweisung jeder Einmischung des Staates in die wirtschaftlichen Verhältnisse hat dem Arbeiterstande das größte Unglück gebracht. So wenig ein unbewaffneter Mann gegen einen schwer bewaffneten aufkommen kann, auch wenn Luft und Licht gleich

verteilt ist, so wenig kann der kapitallose Arbeiter gegen den kapitalkräftigen Arbeitgeber aufkommen, auch wenn er mit diesem die gleichen politischen Rechte hat. Seine Sklaverei muß mit der Zeit ärger werden, als die aller Zeiten, weil früher der Sklavenhalter wenigstens ein materielles Interesse hatte, die Arbeitskraft seines Sklaven möglichst lange zu erhalten. Vertreter des Manchestertums in Deutschland sind die Juden und die in dem Dienst derselben stehenden politischen Parteien. Als der Staat Miene machte, mit dem Manchestertum zu brechen, stieß er auf den grimmigsten Widerstand der jüdischen Parteien. Der Kampf des Staates, der die wirtschaftlich schwachen Kräfte gegen die Aussaugung durch das Kapital, d. h. im Wesentlichen gegen die Juden, schützen will, mit denjenigen Parteien, die der kapitalistischen Ausbeutung auch fernerhin freie Bahn erhalten wollen, füllt die Geschichte der letzten zehn Jahre an. Der Staat durfte wohl hoffen, daß die Arbeiter sich organisieren und mit vereinter Macht auf seine Seite treten würden. Er durfte hoffen, daß die Arbeiter sich erreichbare Ziele stecken und nach diesen mit vereinter Kraft streben würden. Ohne Frage ging der Staat darauf aus, in dem befriedigten Arbeiterstande eine unerschütterliche Grundlage seiner Kraft zu suchen. Annehmen durfte er freilich, daß bei der Menschennatur, wie sie nun einmal ist, von dem so lange geplagten Stande hier und da Forderungen aufgestellt würden, die nicht zu befriedigen seien, aber er rechnete auf das gesunde Urteil der großen Volksmasse. „Hebt Deutschland nur in den Sattel", sagte einst Bismarck „reiten wird es schon können". Hier hat nun das Judentum, der erste Feind des Arbeiterstandes, ein Verbrechen begangen, das alle seine bisherigen Verbrechen übertrifft und nie mehr gesühnt werden kann. Es hat systematisch Mistrauen gesäet zwischen Staat und Arbeiterstand, die organisierten Volkskräfte durch die nichtsnutzigsten Machinationen gegen den Staat aufgewiegelt, den lebendigen Zusammenhang zerstört und den Staat, der sich eine so ideale Aufgabe gestellt hatte, wie noch niemals eine Staat zuvor, teilweise lahmgelegt. Das Judentum suchte den Faden einer gesunden Entwickelung zu durchschneiden, indem es die Arbeiter auf die Revolution hinwies. In dem Kapitel „der Jude und die Politik" werden wir dies näher beleuchten.

Inzwischen zwingt der Jude den Arbeiter immer mehr in seine Dienste und beutet ihn aus in schmachvollster Weise, wobei er sich noch immer rühmt, der beste Freund desselben zu sein. Das in seinen Augen beste derselben will er allerdings, nämlich das Geld. Entsetzlicher Hohn auf das Menschengeschlecht! Jeder einzelne Arbeiter weiß, wo ihn der Schuh drückt, aber sind sie beisammen, so weiß Niemand etwas davon, weil sich einer vor dem andern schämt. In der Form von Abzahlungsgeschäften, Pfandleihen, durch Ausverkäufe schwindelhafter Waren, durch die Verteuerung der Arbeiterwohnungen in Folge schwindelhafter Grundstücksspekulationen, künstlicher Verteuerung aller Lebensbedürfnisse zieht der Jude Millionen und aber Millionen aus dem Arbeiterstande heraus und erbaut sich dafür seine herrlichen Paläste. Fast in allen späteren Kapiteln werden wir auf dies entsetzliche Treiben zurückkommen.

Jude und Beamter.

Der Beamtenstand wird von Handwerkern und Arbeitern vielfach mit einem gewissen Neid betrachtet. Derselbe hat ein festbemessenes Einkommen, streng geregelte Arbeitszeit und Versorgung für das Alter. Das Ziel der Sozialdemokratie besteht ja im Wesentlichen darin, jeden Staatsbürger zum Staatsbeamten zu machen. Deshalb streben ja so viele Eltern darnach, ihre Söhne in eine Beamtenlaufbahn zu bringen, und jede Mutter freut sich, wenn ihr die Tochter einen Beamten als Schwiegersohn in das Haus bringt. Und doch verbirgt sich im Beamtenstande soviel Elend, daß demselben in dieser Beziehung die Krone gebührt. Mindestens 60 pCt. aller Beamten sind verschuldet und dem Judentum als willenlose Beute hingegeben. Früher war dies nicht der Fall. Preußen speziell hatte allen Grund, auf seinen Beamtenstand stolz zu sein. Die größten Fürsten aus dem Hause Hohenzollern konnten ihre sozialen Reformen nur durchführen bei absoluter Pflichttreue und Unanfechtbarkeit des Beamtenstandes. Eine Verschuldung wurde niemals geduldet und unbedingt mit Entlassung bestraft, Pflichtvergessenheit aber mit den allerhärtesten Strafen belegt. Friedrich Wilhelm I. ließ einen der höchsten Verwaltungsbeamten in Königsberg, der Staatsgelder veruntreut hatte, ohne Weiteres aufhängen, obgleich er sich erbot, das fehlende Geld zu ersetzen. Der Preußische Beamtenstand erfreute sich unter ihm und unter der Regierung seines Sohnes eines Weltrufes. Die Besoldung der Beamten war damals, auch wenn man die veränderten Lebensmittelpreise in Betracht zieht, eine weit geringere, als jetzt. Der Staat war damals zu arm, um seinen Dienern ein behagliches Leben bereiten zu können. Seit jener Zeit hat sich das Einkommen der Beamten mehr und mehr erhöht, ist hier und da sogar ein reichliches geworden. Gleichwohl hat sich die Lage des Beamtenstandes dauernd verschlechtert und ist gegenwärtig eine ganz unerträgliche geworden. Der Nichteingeweihte kann dies unmöglich begreifen. Er muß sich als verständiger Mensch sagen: Der Beamte hat ein bestimmtes Einkommen, mit dem er sich einrichten muß. Schränkt er seine Bedürfnisse ein, wie es Pflicht jedes mittellosen Menschen ist, so kann er noch Ersparnisse machen, die einst seinen Kindern zu Gute kommen. Sind ¾ aller Beamten verschuldet, so verstehen sie eben nicht, sich wirtschaftlich einzurichten und erheben Ansprüche, die ihnen nicht zukommen. Ist dies aber der Fall, dann darf man mit Recht ausrufen: „Finis Germaniae"! Diese Verkommenheit des Beamtenstandes, der doch aus allen Bevölkerungsschichten hervorgeht, würde auf eine Verkommenheit des ganzen Volkes hindeuten, die einen schnellen Untergang herbeiführen müßte. Aber es liegt diesem unseligen Zustande, Gott sei Dank, kein inneres, sittliches Verderben, in den meisten Fällen auch nicht Leichtsinn oder eine zu kostspielige Lebensführung zu Grunde, sondern das Verderben ist von außen, durch das Judentum heraufbeschworen. Die Beamtenschaft ist ebenso, wie die übrigen Stände, der raffinierten Schlauheit des Judentums nicht gewachsen gewesen. Dasselbe

hat zunächst einzelne gefangen und durch diese mit Hülfe der Bürgschaften, die ja ein Freund dem Freunde selten versagt, immer weitere Kreise in's Unglück gezogen. Erst nachdem der Beamtenstand bis oben hinauf vollständig geknebelt war, konnte das Judentum mit seinen eigentlichen Zielen hervortreten. Statt aller weiteren Erörterungen lasse ich die Lebensgeschichte des Rektors Bombe folgen, welche ich verfaßt und vor 4 Jahren in der Staatsbürger-Zeitung veröffentlicht habe.

Opfer des Wuchers.

Von Zeit zu Zeit wird das Publikum durch Nachrichten erschreckt, in welchen die Mitteilung gemacht wird, daß ein Beamter Hand an sich gelegt habe, weil er, wie es gewöhnlich lakonisch weiter heißt, allzu hart von seinen Gläubigern bedrängt worden und das Leben dadurch unerträglich für ihn geworden sei. Solche Nachrichten sind nur die Symptome eines in den Kreisen des Beamtentums bestehenden Uebels, welches im Geheimen in erschreckender Weise um sich greift und sich durch derartige Vorkommnisse nur nach außen hin bemerkbar macht. Dieses Uebel zehrt wir ein schleichendes Gift am Marke des Beamtentumes und erheischt eine Zahl von Opfern, die noch weit größer ist, als dies zur allgemeinen Kenntnis gelangt. Gerade das Beamtentum mit seinem genau fixirten Einkommen, das sich nach ganz bestimmten Normen regelt, ist diesem Uebel ausgesetzt und verfällt demselben in weit höherem Maße, wie jeder andere Stand, nämlich dem schädlichsten aller Gewerbe: dem Wucher. Denn eben das feste und gesicherte Einkommen lockt jene dunklen Ehrenmänner, welche gegen unerschwingliche Prozentsätze in „Menschenfreundlichkeit" arbeiten, an und reizt sie zu müheloſem Erwerbe. Andererseits aber ist gerade für das Beamtentum die Ausbeutung durch die Wucherer doppelt gefährlich; denn mit ihrem festen, meist auf den notwendigen Lebensunterhalt bemessenen Einkommen ist es ihnen nicht möglich, außerordentliche Ausgaben zu bestreiten. Sie sind gewöhnlich nicht in der Lage, eine größere Summe auf einmal entbehren zu können und sehen sich daher, wenn sie einmal die Hilfe eines solchen „Menschenfreundes" in Anspruchgenommen haben, nicht in der Lage, die geliehene Summe am Verfalltage zurückbezahlen zu können; so schreiten sie denn zur Prolongation, zu der sich der „Menschenfreund" auch gern bereit finden läßt, natürlich gegen gehörige „Entschädigung"; unter den geschickten Händen des Wucherers wächst die anfangs verhältnismäßig geringe Summe mit erschreckender Schnelligkeit ins Riesengroße, und bald ist der Beamte sogar nicht mehr im Stande, die Zinsen für das angewachsene Kapital zu beschaffen, obwohl er fortwährend bezahlt und die ursprünglich geliehene Summe schon längst mit Zins und Zinseszinsen zurückgezahlt hat. So geht es einige Jahre, bis der Wucherer ein gutes Geschäft gemacht hat und nichts mehr verliert, wenn er auch keinen Pfennig weiter erhält. Ist es

so weit, dann wird die Maske der Menschenfreundlichkeit abgeworfen. Die Schlinge wird zugezogen, und das Opfer ist verloren.

Wie aber kommt es, daß der Beamte trotz seines festen Einkommens in die Lage gerät, die Hilfe von Wucherern in Anspruch zunehmen?

Bedenkt man, daß Staat und Gemeinde alles aufbieten, um ihren Beamten eine sorgenfreie Existenz zu schaffen, ihnen ein standesgemäßes Einkommen zu gewähren, so darf man ob dieser Vorkommnisse wohl stutzig werden.

Der unbefangen Urteilende muß sich sagen: Der Beamte hat ein festes, ihm für die nächsten Jahre genau bekanntes Einkommen. Hiermit hat er sich einzurichten und auch Sorge zu tragen, daß für den Fall der Not ein Spargroschen vorhanden sei. Thut er dies nicht, so hat er sich alle Folgen selbst zuzuschreiben. In Schulden, besonders in Wucherschulden, kann er nicht ohne eigene Schuld kommen.

Ist nun die Beamtenschaft so unwirtschaftlich, leichtsinnig oder verschwenderisch, daß sie trotz ihres teilweise recht reichlichen Einkommens so massenhaft dem Wucher anheimfällt?

In ihrer Allgemeinheit muß die Frage zweifellos verneint werden.

Wo ist denn aber die Ursache der Beamtenverschuldung zu suchen? Wir haben diese Frage seit Jahren studiert und glauben zu einem abschließenden Urteil gekommen zu sein. Um aber allgemeines Verständnis zu finden, bedurften wir eines konkreten Falles. Wir mußten einem abgeschlossenen Beamtenleben von Anfang bis zu Ende in all' seinen Einzelheiten folgen können, und daß dies nur in sehr vereinzelten Fällen möglich ist, wird jedermann einsehen.

Als vor längerer Zeit der Selbstmord des Professors Klinkerfues bekannt wurde, welcher vor seinen drängenden Gläubigern Ruhe im Grabe suchte, und an dem das Vaterland eine Kraft ersten Ranges verlor, gaben wir uns alle erdenkliche Mühe, genügendes Material zu sammeln, um an der Hand dieses Falles den Kampf gegen das Wuchertum zu eröffnen, aber vergeblich.

Auch der Fall Gabriel, den die Stadt Berlin mit weit über 100 000 Mk. hat bezahlen müssen, wäre hierzu wohl geeignet gewesen, aber es fehlten die genauen Einzelheiten. Vor einigen Wochen vergiftete sich nun in einer Droschke der Rektor Ernst Bombe, der als Schriftsteller und Lehrer der Handelswissenschaften in weiten Kreisen bekannt war. Die verschiedensten Umstände traten zusammen, um uns in die Verhältnisse dieses Mannes genau einzuweihen, und daher wählen wir diesen Fall, um an der Hand desselben den Kampf gegen eine der grauenhaftesten Nachtseiten unserer modernen Kultur, die Auswucherung des Beamtenstandes, zu beginnen.

Wir geben zunächst die nackten Thatsachen.

Am Montag, den 4. v. M., traf ein Bekannter den Rektor Bombe in einer Postanstalt am Potsdamer Thor, wo er eifrig mit Schreiben beschäftigt war. Er sah sehr bleich aus, antwortete aber auf einige Fragen in sehr ruhiger Weise.

Am Abend wurde durch einen Dienstmann in der Bombe'schen Wohnung ein Paket mit Schriftstücken abgegeben. Die älteste, vierzehnjährige Tochter öffnete dasselbe und fand zuoberst folgenden Brief:

„Berlin, den 4. Januar 1886,
nachmittags 4½ Uhr.

Liebe Johanna!

Ich nehme von Dir und meinen 6 lieben Kindern Abschied auf ewig! Meine Sorgen erdrücken mich — ich kann dieses Leben voller Seelenangst nicht mehr ertragen. Bedrängt und gehetzt von allen Seiten weiß ich keine Rettung mehr. Lange habe ich mit mir gekämpft und gerungen — ach! ich hätte so gern mich noch meiner lieben Kinder erfreut, an denen mein ganzes Herz hängt. Um ihrerwillen wird mir der Abschied vom Leben schwer.

Auf anliegenden Blättern findest Du meine letzten Dispositionen.

Ich danke Karl und Louise, Kunert und Busse und Siegert für alles Gute, das sie mir erwiesen. Möge Euch Lieben ein besseres Los beschieden sein, wenn ich nicht mehr bin.

Ich bitte meine lieben Kinder dringend, treu zu einander und zu Dir zu stehen.

Lebt wohl!

Vergebt
Eurem unglücklichen Vater.

Nachschrift.

Jetzt ist es 7 Uhr! Ich kämpfe noch mit mir. O, das ist mehr als hundertfacher Tod!
Es muß sein!

Lebt wohl!
Ernst.

Die anliegenden Zettel enthielten Bestimmungen bezüglich der Schule, der Beerdigung, der Verteilung eines Theiles der Sterbegelder an einzelne Gläubiger 2c.

Frau Bombe irrte während der Nacht suchend in den Straßen Berlins umher und fand am andern Morgen ihren Gatten als Leiche in der Charité.

Am 9. v. M. wurde der Rektor Bombe auf dem Georgenkirchhofe beerdigt.

Außer seinem Vorgesetzten und vielen Kollegen folgten ungezählte Scharen früherer Schülerinnen dem Sarge, und die Thränen der letzteren zeigten wohl am besten, was der Rektor Bombe den ihm anvertrauten Schulkindern gewesen.

Ein herzergreifendes Gebet des Geistlichen, ein dumpfes Geräusch der auf den Sarg fallenden Erde, und Alles war vorüber.

Vorüber? nein! Wir denken, das Licht, das aus diesem Grabe hervorstrahlt, soll hineinfallen in die finstere Nacht, die sich still und unheimlich auf viele unserer Mitbürger, besonders auf den Beamten-

stand, herabgesenkt hat, soll zeigen die unerhörte Ausbeutung, der besonders dieser Stand anheimgefallen ist, und die ungezählte Männer vorzeitig in das Grab gelegt, ins Ausland, in die Gefängnisse, in die Irrenhäuser, in die Verzweiflung getrieben hat.

Das Leben des Rektors Bombe ist fast typisch für die Laufbahn unendlich vieler Beamten aller Kategorien.

Ernst Bombe, geboren 1836 zu Kottbus, kam im Jahre 1859 nach Berlin, um sich als Elementarlehrer eine Anstellung im Gemeindedienst zu suchen.

Jeder Lehrer aber, der nach einer solchen strebte, mußte damals zunächst eine Reihe von Jahren an einer Berliner Privatschule arbeiten. Den Privatschulvorstehern mangelte es daher niemals an Bewerbern, und demgemäß bezahlten sie für eine Lehrkraft, die sie ganz und voll ausnutzten, eine äußerst geringe Summe, etwa 300 Thlr. jährlich. Bei längeren Krankheiten, Einberufungen zum Militär 2c. fiel auch dies Gehalt noch fort. Ausnahmen kamen vor, aber sehr selten. Daß besonders viele Gemeindelehrer in den hohen und höchsten Gehaltsstufen in außerordentlich zerrütteten Verhältnissen leben, hat in Vorstehendem seinen Grund. Dem jetzigen Stadtschulrath Dr. Bertram, der dieses Uebel beseitigt hat, soll dies von der Lehrerschaft unvergessen sein.

Ernst Bombe ging in Berlin mit seltener Energie an die Ausfüllung der Lücken seines Wissens und Könnens, so daß er nach Jahren mehrere Sprachen, besonders aber die Handelswissenschaften vollständig beherrschte.

Nach fünfjähriger Thätigkeit wurde er mit einem Gehalt von 300 Thlrn. als Gemeindelehrer angestellt.

Jetzt verheiratete er sich, auf seine Arbeitskraft vertrauend, im Alter von 28 Jahren.

Es kam nun so, wie es gar häufig in Ehen üblich ist, denen bei mäßigem Einkommen des Mannes jede weitere materielle Grundlage fehlt. Es wurden kurz hintereinander 2 Kinder geboren, die beide nach längerer Krankheit starben. Hierauf erkrankte die Frau, um nach zweijährigem sehr schmerzlichen Krankenlager ebenfalls zu sterben. Selbstverständlich reichten in diesen traurigen Jahren die vorhandenen Mittel bei weitem nicht aus zur Deckung der notwendigsten Ausgaben. Es entstand ein unabweisbares Creditbedürfnis. Zur Befriedigung eines solchen Creditbedürfnisses waren damals für den Beamten aber gar keine, und sind auch jetzt nur wenig ausreichende Veranstaltungen getroffen. Verwandte und Bekannte, die um ein Darlehn angegangen wurden, lehnten solches ab.

Und jetzt kam der Moment, der schließlich in dem Leben der meisten jungen Beamten einmal eintritt, der der unbedingten Ratlosigkeit. In diesem unglücklichen Augenblick geriet er einem Herrn Max Cohn in die Hände. Dieser Herr lieh ihm bereitwilligst 50 Thaler auf 3 Monate gegen Hinterlegung seiner Vocation und eines Wechsels.

Da die Krankheit seiner Frau andauerte, konnten die 50 Thaler nicht zurückgezahlt werden, und jetzt wurde er unter Androhung der Klage und Anzeige bei der Behörde gezwungen, pro Thaler und

Monat 50 Pf. Zinsen zu bezahlen, d. h. 200 pCt. p. a. Unerfahrenheit, schreckliche Not, falsche Scham, die Furcht vor der Behörde, die Hoffnung, demnächst doch noch ein leicht verzinsliches Darlehn zu erlangen, alles trug dazu bei, ihn in diese Netze zu führen, und genau so ist es, bei Tausenden von Beamten ergangen. Aus diesen Netzen giebt es kein Entrinnen.

Die Zinsen verzehrten das Gehalt zum großen Theil, und da die Krankheit der Frau nicht gehoben wurde, so mußte eine neue Creditquelle gesucht werden, die natürlich ähnliche Bedingungen stellte. Besonders that sich später eine Frau M. als Creditgeberin hervor. Sie verlangte nur 6 pCt. pro Monat, das heißt 72 pCt. p. a., stundete auch die Zinsen, die dann aber zum Kapital geschlagen und mit verzinst wurden. Eine Schuld von 300 Thlrn. fraß unter diesen Umständen schon das ganze Gehalt an Zinsen weg. Nun mag sich jedermann berechnen, wie seine Verhältnisse schon lagen, als seine Frau nach zweijährigem Krankenlager starb.

Diesen Kampf mit seinen Gläubern, deren Zahl schließlich auf 25 stieg, hat Ernst Bombe 21 Jahre lang gekämpft. Ewig abgehetzt, verklagt, ist seine Energie niemals erloschen.

Er hat gearbeitet mit unerhörter Kraft, immer hoffend, endlich irgendwo ein niedrig verzinsliches Darlehn zu erhalten, groß genug, um alle seine Schulden zu tilgen. In dieser Hoffnung hat er seine Schulden von Vierteljahr zu Vierteljahr weiter geschoben, immer die hohen Zinsen zahlend. Die zweite Frau brachte 600 Thlr. in die Ehe mit, aber es war ein Tropfen auf einen heißen Stein, zumal auch die Ausgaben wieder bedeutend stiegen; denn es wurden in kurzen Zwischenräumen 6 Kinder geboren, von denen einige lange krank waren.

Im Wesentlichen interessiert uns die Gestaltung seiner Lage nach Publicierung des Wuchergesetzes im Jahre 1881.

Bevor wir aber hierauf eingehen, müssen wir uns eine Frage beantworten, die sich jedem vernünftigen Menschen aufdrängt:

Warum stellte Ernst Bombe, nachdem er sich doch von der Unhaltbarkeit seiner Verhältnisse überzeugt hatte, nicht seine Zahlungen ein?

Die Rechtswohlthat des Concurses, durch welche ein Kaufmann sich einer unhaltbar gewordenen Lage entziehen kann, steht zwar dem Beamten nicht zur Seite, aber das Gehaltsabzugsverfahren ist ja ebenfalls eine Rechtswohlthat. Ihm wäre, da ihn seine Behörde wegen seiner hervorragenden Leistungen inzwischen zum Rector der 59. Gemeindeschule ernannt hatte, mit einem bedeutenden Gehalt von 3180 Mk. nebst freier Wohnung und Heizung, auch nach Eintritt des Gehaltsabzugsverfahrens eine mehr als ausreichende Summe übrig geblieben.

Die Behörde, welche in solchen Fällen zwar zuweilen auf dem Disciplinarwege vorwärts geht, würde ihn kaum aus dem Amte entfernt haben, da seine amtlichen Leistungen hervorragende waren und ihm ein verschwenderisches Leben in keiner Weise nachgewiesen werden konnte.

Um zu verstehen, weshalb dies nicht geschah und fast niemals geschieht, bis es zu spät ist, müssen wir daran denken, daß zunächst jeder Beamte seine Verschuldung so lange wie möglich verheimlicht. Hervorragend begabte Beamte, wie Rektor Bombe, sind außerdem seitens ihrer weniger bedeutenden Collegen an und für sich allerlei Gehässigkeiten ausgesetzt. Es ist ja nach Schopenhauer ein unaustilgbarer Zug der Menschennatur, daß geistig untergeordnete Männer alles leichter bei anderen verzeihen, als hervorragende Begabung, wie das Weib an andern kein größeres Verbrechen kennt, als hervorragende Schönheit. Die Verhältnisse unter den Beamten weichen natürlich von denen der übrigen Menschheit nicht ab.

Um so mehr wollte Bombe Niemandem die Genugthuung gönnen, etwas von seiner Verschuldung zu erfahren.

Ein durch den Gerichtsvollzieher bewirktes Abholen des Mobiliars, wie es durch die Gläubiger vor Einleitung des Gehaltsabzugsverfahrens stets veranlaßt wird, zerstört vollends das Ansehen eines Beamten nicht nur unter den Bekannten, sondern in der ganzen Nachbarschaft. Hätte aber Bombe dies alles auch über sich ergehen lassen, so mußte er sich doch in dies unerhörte Ausbeutungssystem weiterhin fügen, der Bürgen wegen. Sobald die Geldverleiher ihr Opfer fest genug geschnürt zu haben glauben, verlangen sie bei Prolongationen die Bürgschaft eines oder mehrerer Beamten. Diese Bürgschaften werden in den meisten Fällen leider auch gewährt: den Rektor Bombe kannte man allgemein als einen soliden, fleißigen und außerordentlich bedürfnislosen Mann. Wie hätte da wohl ein Bekannter, der im Vertrauen um eine Bürgschaft angegangen wurde, dieselbe ablehnen sollen. Diese Bürgen zu schädigen, erlaubte sein ehrenhafter Charakter nicht, außerdem hat auch jeder von der Behörde das Schlimmste zu befürchten, der Collegen in seinen finanziellen Ruin hineinzieht. Deshalb mußte die ungeheure Last weiter geschleppt werden.

Im Jahre 1881 wurde das Wuchergesetz publizirt. Dasselbe bestimmt im wesentlichen: „Wer den Leichtsinn, die Unerfahrenheit, oder die Notlage eines Menschen benutzt, um sich höhere, als die landesüblichen Zinsen zahlen oder versprechen zu lassen, wird wegen Wuchers bestraft.“ Von Unerfahrenheit und Leichtsinn kann bei älteren, fest angestellten Beamten nicht wohl die Rede sein, Ob die Notlage ausgebeutet ist, hat der Richter zu entscheiden. Wäre ein Maximalzinsfuß festgesetzt, über den hinaus eo ipso Wucher vorhanden wäre, so würde dies Gesetz segensreich wirken. Wir sehen, sehr wohl ein, daß bei unfundirten Darlehen ein Zinssatz von 10 bis 15 pCt. nicht zu hoch wäre. So aber entwickeln sich unter dem Wuchergesetz Zustände, die jeder Beschreibung spotten und das gesammte Vaterland, indem sie den Beamtenstand corrumpiren, mit schweren Gefahren bedrohen. Um dies zu verstehen, kehren wir zu dem Fall Bombe zurück.

Bei Publizirung des Wuchergesetzes verlangten sämtliche Gläubiger ihr Geld. Diejenigen Gläubiger, welche keine Bürgen hatten, gingen nunmehr rücksichtslos vor.

Die so lange mit ungeheuren Opfern verhütete Abholung und öffentliche Versteigerung des Mobiliars fand nun doch statt. Auch das Gehalt wurde in seinem pfändbaren Teil auf Jahre hinaus mit Beschlag belegt. Die übrigen Gläubiger, welchen Bombe sichere Bürgen gestellt hatte, zogen sich von dem persönlichen Verkehr zurück, stellten aber Agenten an, welche nunmehr mit dem Rektor Bombe wie mit den unzähligen verschuldeten Beamten in Beziehungen traten.

Diese Agenten rückten also jetzt in den Vordergrund.

Das Institut der Agenten, alias Geldvermittler, für Wuchergeschäfte zählt in Berlin gegenwärtig gegen 50 Personen. Dieselben stehen mit einander in engsten Beziehungen, haben ihre Zusammenkünfte und sind über die sämtlichen Verhältnisse und Beziehungen ihrer Opfer genau unterrichtet. Ihre Thätigkeit besteht darin, Wechsel zu „kaufen" und dieselben dann wieder an den Geldgeber zu verkaufen, um auf diese Weise den Wucher zu verschleiern. Beim Ueberbringen des Kaufgeldes an den Geldsuchenden wird natürlich ein Damno abgezogen, das sich zwischen 80 und 120 pCt. p. a. bewegt. Außerdem aber verlangen sie für ihre Beziehungen eine angemessene Entschädigung. Daß gelegentlich ein Agent die ganze Geldsumme unterschlägt, ist nichts außergewöhnliches und speziell dem Rektor dreimal begegnet, einmal mit der Summe von 1600 Mark. Der Geldgeber steht als unbekanntes Fatum im Hintergrunde und lenkt an unsichtbaren Fäden die Schleichwege seiner Kreaturen.

Tritt ja ein Geldgeber mit dem Darlehnssucher in direkte Beziehungen, was immerhin noch als ein günstiger Fall anzusehen ist, so schützt er sich gegen das Wuchergesetz auf die einfachste Weise: Er gewährt ein Darlehn zu 6 pCt. Zinsen p. a., zahlt die Hälfte in bar, den Rest in Zigarren, Wein 2c. Daß der Preis dieser Ware (und was für welche!) ein „angemessener" war, läßt er sich schriftlich bescheinigen. Meint er's gut, so kauft er diese Waren für ein geringes sofort wieder zurück. Andernfalls muß der hilfesuchende Beamte diese mehr als wertlosen Dinge sogar noch in seine Wohnung bringen. Daß sich dieselben zum Genusse nicht eignen, wird sich jedermann selbst sagen. Welchen Eindruck macht es aber auf die Nachbarn, die ja meistens die bedrängte Lage eines verschuldeten Beamten kennen, wenn sie die Sendung schön etikettierten Weines ankommen sehen, während es den Kindern bis dahin vielleicht an Brot fehlte?! Ein Geldgeber in der Straßburgerstraße überschwemmte den Rektor Bombe auf diese Weise mit Zigarren, die sich noch heut als unverwendbar in den Händen der Hinterbliebenen befinden.

Seit der Publizierung des Wuchergesetzes aber geht das Bestreben der Geldmänner und Agenten dahin, künstliche Kriminalfälle zu konstruieren, in welche der Geldsucher eventuell zu verwickeln wäre, um so ihrerseits gründlich dagegen gesichert zu sein, daß der Bewucherte in seiner Verzweiflung schließlich doch den Schutz des Gesetzes anrufe. Auf diese Weise schaffen sie sich bei Denunziationen von dritter Seite in dem letzteren sogar das beste Schutzmittel. Auch in diesem Punkte hat der Rektor Bombe hinreichende Er-

fahrungen gemacht. Die unter dem Buchstaben B. beim Amtsgericht I in Berlin einlaufenden Wechselklagen kommen auf dem Zimmer Nr. 26 zur Verhandlung. Der Amtsrichter Volkmann, der hier bis zu seiner Versetzung in eine andere Abteilung mehrere Jahre die Verhandlungen leitete, hatte einen tiefen Blick in das Beamtenelend gethan und übergab einlaufende Klagen, sobald er Wucher konstatiert hatte, ohne weiteres dem Staatsanwalt. Hierdurch gerieten natürlich die Geldgeber und Agenten Berlins in große Aufregung.

Bei der Voruntersuchung, die seitens der Staatsanwaltschaft infolge der durch den Amtsrichter Volkmann eingereichten Denunziation erhoben wurde, geriet besonders ein großer Geldgeber in der Neuenburgerstraße in Gefahr. Dieser besaß aber vom Rektor Bombe einen Schein, auf den wir unten gleich näher kommen werden. Aufgrund dieses Scheines ließ er den Rektor Bombe von den verschiedensten Seiten bestürmen, drohte ihm seinerseits mit Denunziation bei Behörde und Staatsanwaltschaft, und Rektor Bombe richtete wirklich seine Aussagen so ein, daß die Untersuchung keinen Fortgang hatte. Er wäre sonst vielleicht, wie so mancher andere Beamte, den Händen der Wucherer entronnen.

In dieser Konstruierung künstlicher Kriminalfälle haben es Agenten und Geldmänner zu einer unerhörten Fertigkeit gebracht, und man muß schaudern, daran zu denken, was alles dadurch schon angerichtet ist.

Zunächst fordert jeder Geldmann folgende Bescheinigung: Hierdurch bescheinige ich, daß ich in geregelten Verhältnissen lebe und keine Wechselschulden habe. Mein Mobiliar ist mein unbeschränktes Eigentum. Das Geld gebrauche ich — zu einer Badereise, Ankauf von Goldsachen 2c. Natürlich hat der Beamte Wechselschulden, sagt dies auch dem Geldgeber; Letzterer, resp. der Agent, erklärt aber, daß das ganze nur eine Formsache sei. Der Geldsucher unterschreibt in seiner Not und der erste Punkt, um denselben durch Drohung mit einer Denunziation wegen Betruges einzuschüchtern, ist geschaffen. — Das Mobiliar gehört nach brandenburgischem Eherecht, sofern es von der Ehefrau eingebracht ist, dieser allein. Hier ist also eine zweite Vorspiegelung falscher Thatsachen. Der dritte Passus soll gegen die später mögliche Einrede schützen, daß die Notlage ausgebeutet sei, eignet sich auch vorzüglich dazu, den Beamten gelegentlich in der allgemeinen Achtung herabzusetzen; denn daß sich derselbe in seiner traurigen Lage niemals einen solchen Luxus, wie in dem Scheine angegeben, gestattet hat, wissen ja nur die nächsten Bekannten.

Jeder wird natürlich trotz aller Erklärungen, daß das ganze absolut bedeutungslos sei, die größten Bedenken tragen, einen solchen Schein zu unterschreiben, aber die schreckliche Not, die Hoffnung, daß bald Rettung nahe, und wie heißt es doch in „Kabale und Liebe“: „Sie machten es listig!“ Diesem Vorspiele folgen dann gesetzlich nicht erlaubte Gehaltsverpfändungen und noch schlimmere Dinge.

Nun ist der Beamte gut zubereitet und wird geplündert, bis er entweder wie Bombe und tausend andere totmüde freiwillig aus dem Leben scheidet, oder wie einer von Bombes Bekannten, der Ministerialsekretär H., im Irrenhause endigt, oder endlich, wie z. B. der Begründer der „Pädagogischen Zeitung" und des Deutschen Beamtenvereins, die beide jetzt florieren, seines Amtes entsetzt wird. Letzteres ist noch kürzlich einem der tüchtigsten Lehrer und befähigtesten Musiklehrer Berlins begegnet. Meistens sind diese Leute innerlich so erschüttert, daß sie nicht einmal mehr einen systematischen Plan fassen und durchführen können. Der Verbrecher siegt eben, sein Opfer trägt die jenem zukommende Schande noch obenein.

Um dies ebenfalls an einem konkreten Beispiele zu zeigen, wollen wir nunmehr folgende Fragen zu beantworten suchen:

1) Welche Versuche hat Rektor Bombe gemacht, sich der Verstrickung zu entziehen?
2) Wo sind die Wucherer und Agenten zu suchen?
3) Welchen Umfang hat die Auswucherung des Beamtenstandes angenommen?
4) Wie ist Hilfe zu schaffen?

Bevor wir zur Beantwortung der ersten Frage schreiten, fragen wir uns: War in der Lebensführung des Rektors Bombe, resp. seiner Familie, irgend ein Punkt zu finden, der der so rapide zunehmenden Verschuldung Vorschub leistete? Nach den eingehendsten und zuverlässigsten Erkundigungen müssen wir diese Frage unbedingt verneinen. Wir können mit gutem Gewissen sämtliche Personen, die jemals in der Bombe'schen Familie verkehrt haben, zu Zeugen dafür aufrufen, daß selten in einer Familie in ähnlicher Stellung der Haushalt mit geringeren Mitteln geführt worden ist, als in dieser. Die von der Familie seit acht Jahren innegehabte Wohnung kostete jährlich 450 M. Miethe, während die Stadt an den Rector Bombe eine Mietsentschädigung von 600 M. zahlte. Frau Bombe hat in den 17 Jahren ihrer Ehe niemals ein Theater besucht, ist nie zu einem geselligen Vergnügen gegangen, hat ihre sechs Kinder allein genährt und erzogen, hat nie die Hilfe eines Dienstmädchens in-anspruchgenommen und die Kleidung der Knaben und Mädchen allein angefertigt.

Die Kinder galten in der ganzen Nachbarschaft und in den von ihnen besuchten Schulen für ein Muster von Wohlanständigkeit und Sauberkeit. Der Rektor Bombe hat sich, abgesehen davon, daß er zuweilen nach dem Schluß des Unterrichts am letzten Tage vor den Ferien mit seinem Lehrerkollegium in ein öffentliches Lokal gegangen ist, niemals an Festlichkeiten betheiligt, noch längere Zeit in einem öffentlichen Lokal aufgehalten.

Er hat niemals Karten gespielt, noch irgendwie für seine Person erhebliche Bedürfnisse gehabt.

Zuweilen ist er allerdings in einer Conditorei beim Lesen von Journalen getroffen worden; aber da er in der oft kurzen Zeit zwischen zwei Privatstunden seine Wohnung nicht erreichen und bei schlechtem

Wetter auch nicht auf der Straße bleiben konnte, so mußte er doch irgendwo ein Unterkommen suchen.

Aus der Verstrickung durch die Wucherer suchte er sich seit 17 Jahren zu erlösen durch die angestrengteste, man darf wohl sagen unerhörteste Arbeit und durch die Bemühung, ein größeres, niedrig verzinsliches Darlehen zu erlangen. Er hat, was wir ohne die direktesten Beweise niemals glauben würden, als Rektor jahraus jahrein 63, früher als Lehrer sogar 70 Unterrichtsstunden wöchentlich erteilt.

Dabei hat er sein Amt mit der größten Gewissenhaftigkeit verwaltet und gerade in seinen Unterrichtsstunden, die begeisternd auf die Kinder wirkten, Vergessen gefunden und sich neue Kraft gesammelt zu weiterem Arbeiten. Bereits vor Beginn des Schulunterrichts erteilte er Unterricht an junge Kaufleute, ebenso nach dem Schluß der Schule. Von 2—4 Uhr unterrichtete er in Familien, von 5—9 Uhr in der Handelsschule von Fix, von $9^1/_2$—$10^1/_2$ abends erteilte er wiederum handelswissenschaftlichen Unterricht an Kaufleute, und dann erst konnte er sich eigenen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Arbeiten widmen. Daß er dies mit Erfolg gethan hat, davon zeugen seine Gesetzsammlung, seine Gesetzeskunde, bearbeitet für den Unterricht in Fortbildungsschulen, seine Kirchengeschichte und Zeichenhefte, die in vielen Berliner Gemeindeschulen eingeführt sind.

An Sonntagen unterrichtete er von 8—1 Uhr an Fortbildungsschulen, von 2—4 Uhr in seiner Wohnung. Um 5 Uhr begab er sich in ein kaufmännisches Geschäft, dessen Bücher er seit Jahren geführt hat.

Sein Gehalt belief sich in den letzten Jahren auf 3540 M. nebst 600 M. Mietsentschädigung und freier Heizung. Sein jährliches Nebeneinkommen hielt sich eine Reihe von Jahren hindurch auf 3600—4000 M., d. h. sein Gesamteinkommen war so groß, daß er, wäre es ihm gelungen, seine Verhältnisse durch ein ausreichendes, niedrig verzinsliches Darlehn zu regeln, seine Schulden schnell hätte tilgen und dann noch ein Vermögen ansammeln können.

Er läßt sich rechnungsmäßig nachweisen, daß er in den letzten 17 Jahren circa 70 000 M. zur Bereicherung der Wucherer hergegeben hat. Wahrscheinlich ist es noch weit mehr gewesen. Bedenkt man, daß dieses Geld von Anfang an wieder zu wucherischen Zinsen angelegt worden, und daß der Fall Bombe nur einer von tausenden ist, so wird man sich kaum noch darüber wundern, wie es so vielen, welche als armseligste Schnorrer hier einziehen, gelingt, in wenigen Jahren ein Vermögen aufzustapeln und sich herrliche Paläste in den feinsten Stadtgegenden zu bauen; und andererseits wird man das Ende so vieler Beamten in Irrenhäusern, Gefängnissen, als Tramps in Ausstralien oder cowboys, Kellner oder Straßenkehrer in Amerika begreifen lernen. Die Grabhügel der Selbstmörder bilden einen notwendigen Gegensatz zu den herrlichen Palästen. Wohl den Kindern der armen Schlachtopfer, wenn sie als Dienstboten in den Palästen aufgenommen werden! Der Rat bei

den Plänen über die Zukunft der Bombeschen Kinder sich über die bescheidensten Grenzen nicht hinaus zu bewegen, ist Frau Bombe schon gegeben worden. Die Kinder der Wucherer setzen natürlich das Geschäft ihrer Väter nicht fort. Mehrere davon, einer z. B. als hochstehender Direktor, ein anderer als Kommerzienrat, der aber bereits von seinen Renten lebt, machen jetzt in — Volksbeglückung.

Der Rektor Bombe hat bei seinem Tode nahezu 30 000 Mark Schulden hinterlassen. Dies Geld büßen aber nur teilweise die Wucherer ein; denn das ist die bittere, wahrhaft teuflische Ironie dieses, wie so manches anderen Beamtenlebens, daß am Ende die redlichsten und humansten Leute, die ihr Geld hergegeben haben, um Rettung zu schaffen, die Benachteiligten sind. Um dies zu verstehen, müssen wir daran denken, daß Bombe seit 17 Jahren sich bemühte, seine hochverzinsliche Schuld in eine niedrig verzinsliche zu verwandeln. Daß ein Einzelner die ganze Summe nicht hergeben würde, war vorauszusehen. So lieh er denn hier und da, allerdings unter Verschweigung der vollen Wahrheit, größere oder kleinere Geldsummen gegen geringe, oder garkeine Zinsen auf allmähliche Abzahlung. Hätte er diese Geldsummen zu gleicher Zeit erlangt, so wäre ihm geholfen gewesen; so aber konnte er immer nur einen Teil seiner Schulden tilgen, und der Rest schwoll in kurzer Zeit wieder so an, daß die Hilfe vergeblich war. Die Sache wurde hierdurch noch viel schlimmer; denn dazu kam Rektor Bombe garnicht, diesen ehrenwerten Leuten auch nur eine wesentliche Teilzahlung zu leisten. Die Wuchergläubiger, resp. deren Agenten, lauerten am Gehaltstage in und vor seiner Wohnung, vor der Schule, im Amtszimmer, vor den Wohnungen, in denen er Privatunterricht erteilte, vor und in der Stadthauptkasse auf ihn, während andere ihn zu den verschiedensten Tagesstunden in verschiedenen Lokalen der Stadt erwarteten.

Todmüde und gänzlich ausgeplündert kam er des Abends in seiner Wohnung an. Diese Gehaltstage waren wohl die schrecklichsten seines Lebens. Für die anständigen Gläubiger blieb nichts übrig, und wer will es diesen verdenken, die schließlich für ihren guten Willen noch ihr Kapital eingebüßt haben, wenn sie über den Rektor Bombe ein sehr herbes Urteil fällen. Den Zusammenhang in seiner Totalität können sie eben nicht begreifen, da es ihnen auf diesem Gebiet an jeder Erfahrung fehlt. Daß er gerade diese Leute geschädigt hat, wird die Furchtbarkeit seiner letzten Augenblicke noch erhöht haben. Dafür sprechen nicht nur seine wiederholten Klagen in seinen letzten Dispositionen, ondern auch die Bestimmung, daß die Beerdigungskosten auf das denkbar geringste Maß beschränkt, ein Teil des Sterbegeldes aber an die einzelnen Gläubiger verteilt werden solle. Das aber verdient vollste Anerkennung, daß er vor seinem Tode alle Kollegen, die für ihn gebürgt hatten, gerettet hat. Sind die Mittel auch solche, die man eben nur kurz vor dem Tode ergreifen kann, so tritt doch sichtbar zu Tage, daß sein Charakter edel blieb bis zum letzten Augenblick.

Mit welcher Zähigkeit aber die Wucherer ihr Opfer festzuhalten wissen, wie sie demselben jede Möglichkeit zu nehmen suchen, sich aus ihren Klauen zu befreien, lehrt folgender Vorgang:

Vor 2½ Jahren war Bombe nahe daran, vollständig gerettet zu werden. Ein evangelischer Geistlicher hatte eine Anzahl Kapitalisten gefunden, die bereit waren, eine genügend große Geldsumme zusammenzubringen, um ihn gänzlich auszulösen. Die Befreiung eines so wertvollen Opfers konnte aber natürlich nicht allen Wuchergläubigern angenehm sein, und es fehlte nicht an Versuchen, das Vorhaben zu hintertreiben.

Einem der Buchhalter des oben erwähnten Herrn in der Neuenburgerstraße gelang dies auch thatsächlich. Derselbe lauerte in der Nähe der Bombeschen Wohnung umher, und begab sich an einem Sonntag, als die Familie eben zu Tisch gegangen war, unerwartet in dieselbe.

Diese, froher Hoffnung voll und noch dazu den Geburtstag eines Kindes feiernd, hatte zu ihrem größten Unglück einen Kalbsbraten, einen wirklichen, leibhaftigen Kalbsbraten auf dem Tisch. Jetzt natürlich Versammlung der Schlimmsten der Schlimmen!

Wie kann ein Mann, der so mit Schulden überhäuft ist, sich einen solchen Luxus erlauben! Man sprach da viel von einem andern Rektor, der sich in ähnlicher Lage befinde. Bei diesem könne man wohl eine Mehlsuppe, Kartoffelsuppe, Kartoffeln und Speck, des Sonntags auch wohl einmal frisches Fleisch, aber niemals eine solche Verschwendung finden!

Es wurde eine Deputation an den betreffenden Geistlichen, und, was noch schlimmer war, an die Hinterleute desselben, deren Namen man Bombe entlockt hatte, gesandt, um diesen Fall vorzutragen, und da einige der Herren wirklich zu dem Glauben gelangten, daß die Familie Bombe nicht sparsam genug sei, so zerschlug sich die Sache!

Bombe kämpfte weiter, jetzt total gebrochen. Seit dieser Zeit schon beschäftigten ihn Todesgedanken. Nur der Gedanke an meine Kinder, sagte er oft, verhütet es, daß ich nicht zusammenbreche. Der betreffende Herr in der Neuenburgerstraße zwang ihn jetzt, dessen Kinder täglich zwei Stunden zu unterrichten. Dadurch sank auch das Einkommen Bombes bedeutend.

Man stelle sich nun diesen hochbegabten und wissenschaftlich hochgebildeten Mann vor, wie er von seinen Gläubigern wie ein Schulknabe behandelt und ausgescholten wird und dabei noch immer freundlich und gelassen bleiben muß! Nun denke man sich tausende und abertausende von Beamten in dieser Lage und denke dann an die Folgen für die Gesamtheit!

Man ist völlig einig in der Verurteilung der Sklaverei des Altertums, der Hörigkeit des Mittelalters; aber unser fortgeschrittenes Zeitalter scheint kein Mittel zu besitzen, um die Beschlagnahme der Opfer an Leib und Seele durch die Wucherer zu hindern. Selbst die Peitsche eines Sklavenaufsehers würde einen Menschen zu so unerhörten und anhaltenden Kraftleistungen nicht veranlassen können, wie es die modernen Wucherer und ihre Agenten bei Bombe und

tausend anderen vermocht haben! Freilich, das Recht der Sklavenbesitzer des Altertums, ihre werthlos gewordenen Sklaven zu töten, haben die modernen Sklavenhalter nicht, es ist dasselbe aber auch unnötig, da die Opfer selbst, wie ja auch der Fall Bombe beweist, ihnen diese Arbeit abnehmen.

Wir kommen nun zu der Frage: Wo sind die Wucherer und Agenten zu suchen?

Wenn wir bei der Beantwortung der Frage, wo die Wucherer zu suchen sind, nicht mit der vollen Namensnennung der uns auf diesem Felde bekannt gewordenen Personen hervortreten, so hat dies einmal seinen Grund darin, daß der „Stoff" ein zu vielfältiger ist, dann aber auch leitet uns — und das ist der Hauptgrund — die Ansicht, daß wir durch vorzeitige Namensnennung jetzt vielleicht gerade noch das Gegenteil von dem erzielen würden, was wir beabsichtigen, indem wir befürchten müßten, den Wucherern neue Opfer zuzuführen, denn in der Not würde mancher vielleicht selbst davor nicht zurückschrecken, sich an die um Hülfe zu wenden, vor denen wir ihn warnen und beschützen wollen. Wir werden also erst dann mit voller Namensnennung hervortreten, wenn wir überzeugt sein dürfen, daß den Betreffenden das Handwerk gründlich gelegt wird, und daß dies geschehe, dazu werden wir, soweit es in unseren Kräften steht, das unsere beitragen. Wir verhehlen uns keineswegs, daß wir mit mancherlei, von vielen ungeahnten Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden; aber hoffentlich wird der Kampf dennoch kein vergeblicher sein.

Es giebt in Berlin circa ein Dutzend Wucherer, die mit großen Kapitalien, hunderttausenden von Thalern, arbeiten. Ihre Namen sind natürlich am wenigsten bekannt, da sie nur durch ihre übrigens seit Jahren als treu erprobten Agenten Geschäfte machen. Sie unterhalten Stadtreisende, die eine tägliche Besoldung von 10 Mark beziehen und lediglich mit der Einziehung von Recherchen betraut sind. Ein Bankgeschäft im Centrum der Stadt eröffnet den Reigen. Die Kunden dieser Häuser werden reell bedient und zahlen höchstens 60 pCt. p. a. Zu ihnen gehören hochstehende Beamte. Die ausschweifendste Phantasie wird schwerlich den Kreis nach oben zu weit ziehen.

Die obenerwähnte Firma, welche Bombes letzte Hoffnung so erbarmungslos zerstörte, arbeitet mit nicht viel geringeren Summen. Sie hat sich in den letzten Jahren hauptsächlich der Armee zugewandt. Daß dieselbe hier bereits verhängnisvoll gewirkt hat, erklärte ein Hauptmann, der in der Bombeschen Familie bekannt war und zur ersten Unterstützung derselben herbeieilte, an dessen Leiche unumwunden. Er selbst hat zur Rettung einiger Kameraden einen Teil seines Vermögens geopfert. Natürlich! der kameradschaftliche Geist, der unserem Offizierkorps zu so unvergleichlicher Zierde im Felde gereicht, ist in Friedenszeiten die Handhabe der Wucherer, um neben den verschuldeten Offizieren auch die vermögenden zu plündern. Der mittleren Firmen, die mit einem Kapital von 2000 bis 30 000 Thalern arbeiten, gibt es unzählige.

Der jährliche Gewinn, der sich nach Abzug aller Verluste doch noch auf die Hälfte des eingelegten Kapitals beläuft, wird sicher angelegt. Sobald sich die Wucherer reich genug fühlen, ziehen sie sich vom Geschäfte zurück. Ihren Hauptkundenkreis finden sie unter den Subalternbeamten aller Grade, Geistlichen und Lehrern, Eisenbahn- und Postbeamten u. s. w. Vorgesetzter und Untergebener warten oft in verschiedenen Zimmern gleichzeitig auf Abfertigung. Rang gewährt hier keinen Vorzug, sondern nur Pünktlichkeit. Unter diesen Wucherern findet man die unerhörtesten Gauner.

Da lebte z. B. am Görlitzer Bahnhof ein früherer Kartonfabrikant Berndes, der das Geschäft mit 6000 Mark vor 13 Jahren eröffnete und bei seinem Tode im vorigen Jahre auf der Reichsbank ein Vermögen von 75 000 Mark liegen hatte, während die Außenstände kolossal waren. Dabei hat er noch große Verluste erlitten. Eine Fälschung hatte ihm allerdings 2 Jahre Zuchthaus eingetragen, doch brauchte er sie wegen nachgewiesener Krankheit nicht zu verbüßen. Es war das derselbe „Ehrenmann", der unserem Redakteur, als die „Staatsbürger Zeitung" sich eines armen Briefträgers angenommen hatte, den er gründlich geschunden, durch seinen Rechtsanwalt einen Beleidigungsprozeß machen ließ, welcher freilich damit endete, daß der Redakteur der „Staatsb.-Ztg." freigesprochen und dem beleidigten Wucherer in dem Erkenntnisse nicht gerade eine Ehrenerklärung gegeben wurde. Die Klage aber zeigte zur Genüge, was solch ein Wucherer riskiren zu dürfen glaubt.

In der Nähe des Friedrichhains wohnt ein früherer Mühlenbesitzer. Demselben fehlte es an Lust zur Arbeit. Daher verkaufte er vor etwa 21 Jahren sein Anwesen und legte von dem Erlös einige Tausend Thaler in die Hände seiner Frau, während er selbst sein Leben in beschaulicher Ruhe verbrachte und — religiöse Schriften verfaßte. Diese Frau hat sich zu einer der schlimmsten Wucherinnen entwickelt. Die gefährlichsten Agenten Berlins stehen ihr treu zur Seite.

Ihr hauptsächlich verdankt der Rektor Bombe sein Unglück. Auch der vor kurzem entflohene Gerichtsvollzieher Bock I hat hier noch als Akteur den Grund zu seinem Ruin gelegt. Leider besaß er nicht die moralische Kraft des Rektors Bombe. Als er keine Rettung mehr sah, ergab er sich dem Spiel und Trunk, betrog schließlich Freunde und Bekannte und wurde flüchtig. Die Welt verwechselt hier wieder einmal Ursache und Wirkung, denn Bock war früher ein pflichttreuer Beamter.

Dieser Herr Bock hatte auch für die obige Dame die Pfändungen zu besorgen. An einem Weihnachtsheiligenabend hat er auch die Familie Bombe ausgepfändet, wobei er unter anderm das eben geschenkte Wiegenpferd des ältesten Knaben mit Beschlag belegte, den Kindern die Unterbetten fortnahm und den Deckbetten die überflüssigen Federn entzog. Der Frau verblieb ein einziges Kleid. Ihren Schlafrock mußte sie ausziehen — 24 Tage vorher war sie erst entbunden! Natürlich that Bock dies alles lediglich unter dem Einflusse seiner Auftraggeber, die auch ihn in Händen hatten. Jetzt hat sich die Familie steinreich vom „Geschäft" zurückgezogen.

Die älteste Tochter soll sich an einen Geistlichen verheiratet, die jüngste mit einem Referendar verlobt haben.

Wie übrigens die Anschauungen großer Volksmassen in diesem Punkte sind, konnte man vor einigen Jahren bei der Stadtverordnetenwahl sehen. Ein Herr, der sich um Wiederwahl bewarb, wurde in öffentlicher Versammlung von einem Lehrer des Wuchers beschuldigt. Er leugnete nicht etwa, sondern erklärte: Mein Geld ist meine Ware. Jeder Geschäftsmann sucht an seiner Ware zu verdienen, so viel er kann.

Das sind die Früchte der Manchestertheorie, der Lehre von der „Ausbeutung!"

Die dritte Kategorie der Wucherer bildet das unendliche Heer der Gelegenheitswucherer. Sie verstehen sich zu solchen Geschäften hauptsächlich auf das Zureden der Agenten. In der Auffindung solcher Leute besteht die Hauptgeschicklichkeit dieser Herren. Diese Gelegenheitswucherer verlieren gar häufig ihr Geld. Ihnen werden diejenigen Wechsel gebracht, welche „Kenner" nicht mehr haben wollen. Bei dem endlichen Sturz des Beamten sind diese Leute stets hauptsächlich geschädigt. In überraschender Schnelligkeit sind schon Leute, die in der Hoffnung, ihr Vermögen zu vervielfachen, dasselbe durch die Agenten anlegten, um große Summen gekommen.

Besonders Destillateure, die ja häufig schnell in den Besitz von kleinen Kapitalien gelangen, kleine Geschäftsleute mit offenen Läden ꝛc. sind den Sirenengesängen der Agenten ausgesetzt. Manche dieser Leute sind zu bedauern. Die Sucht, schnell reich zu werden, zeitigt eben wunderbare Blüten!

Wir kommen nun zu der Frage:

Welchen Umfang hat die Beamtenauswucherung angenommen?

Hierüber wird sich der Nichteingeweihte schwerlich eine richtige Vorstellung machen.

Keine Beamtenkategorie hat sich vor der Auswucherung bewahren können. Nahezu ein Viertel aller Beamten ist rettungslos dem Wucher verfallen, während eine nicht zu schätzende Zahl von weniger verschuldeten Beamten aus ihrer Lage noch ein strenges Geheimnis macht.

Rechnen wir hierzu noch diejenigen, welche durch Bürgschaften geschädigt, sowie jene, welche an verschuldete Kollegen Darlehen gegeben und nicht zurückerhalten haben, so dürfen wir behaupten: 90 pCt. aller Beamten sind durch den Wucher geschädigt.

Wie ist diese ungeheure Verschuldung entstanden? Wir haben aus dem Fall Bombe viel gelernt und bedurften eben eines solchen Falles, um Einsicht in diese Verhältnisse zu schaffen. Wir knüpfen hieran nachfolgende Erörterungen:

Zu der Beamtenschaft gehören:

a) Oberbeamte;
b) Subalternbeamte, zu denen wir auch die Elementarlehrer zählen müssen;
c) Unterbeamte.

Wer die Stellung eines Oberbeamten erlangen will, hat dem Staat nach Beendigung seiner Universitätsstudien längere oder kürzere Zeit, je nach den vorhandenen Vakanzen, unentgeltlich zu dienen.

Die Subalternbeamten setzen sich zusammen aus Civil- und Militäranwärtern. Die Civilanwärter müssen je nach der Behörde, bei welcher sie Anstellung suchen, entweder das Abiturientenexamen bestanden oder die Reife für Prima erlangt haben. Sie treten als Supernumerare ohne Gehalt ein und rücken nach 1 bis 2 Jahren in die Stellung eines Diätars.

Bei den angehenden Oberbeamten sind mit den Universitätsstudien und der Ableistung der kostspieligen Militärpflicht die Mittel gar häufig, bei den Subalternbeamten aber fast stets erschöpft. Es wird daher bei beiden Kategorien in den Jahren, in welchen sie sich dem Staatsdienst unentgeltlich widmen, selten ohne kleine Schulden abgehen, zumal wenn sich eine längere militärische Uebung anschließt. Vorkommen wird es ja auch, daß junge, lebenslustige Leute in diesem gefährlichsten Alter hier und da unnötige Ausgaben machen, ohne darum Verschwender zu sein.

Findet der junge Beamte in seiner Verwandtschaft oder Bekanntschaft einen verständigen Kreditor, der ihm eine kleine Summe für so lange Zeit vorschießt, bis er sie aus seinem eigenen Einkommen zurückgeben kann, so ist der Weg zu einer ehrenvollen Laufbahn frei; geschieht dies aber nicht, oder verlangt der Kreditor sein Geld zu früh, und kommen dazu noch Handwerker-Rechnungen, so ist der Wucherer gar häufig der einzige Ausweg.

Wir stellen also fest: Die Schulden dieser beiden Beamten-Kategorien kommen in den ersten Jahren ihrer Anstellung, die hohen Wucherzinsen machen die Rückzahlung unmöglich, und alle späteren Gehaltszulagen, Gratifikationen, selbst kleine Erbschaften, können dem Verderben keinen Einhalt thun.

Hier und da rettet sich vielleicht Jemand durch eine reiche Heirat.

Die Idealität, welche Gott sei Dank dem Beamtenstande so reichlich innewohnt, macht es aber manchem unmöglich, sich anders, als aus tiefinnigster Neigung zu verheiraten, und die Vermögensverhältnisse werden dabei selten in Betracht gezogen.

So sehr dies nach Schopenhauer den kommenden Geschlechtern zum Nutzen gereicht, — dem Beamten selbst erwächst, wie wir bei Bombe gesehen haben, daraus ein Heer von Sorgen.

Ist der Beamte allen Gefahren entgangen, so zieht ihn schließlich eine Bürgschaft für einen Freund noch ins Verderben.

Die Unterbeamten bestehen durchweg aus Militäranwärtern. Diese werden nach zwölfjähriger Dienstzeit oder auch früher im Fall vollkommener Invalidität mit dem Civilversorgungsschein entlassen. Es steht ihnen frei, sich um jede Stellung zu bewerben, der sie gewachsen zu sein glauben. Bevor aber eine Stellung gefunden wird, vergehen oft Jahre. Bis dahin haben dieselben oft mit Frau und zahlreicher Kinderschar von einer Pension von 5—8 Thlrn. monatlich zu leben, sich Civilkleidung zu beschaffen, häufig Reisen behufs Erlangung einer Anstellung zu machen, endlich die Reisekosten nach

dem oft entfernten Ort, in welchem sie Anstellung gefunden haben, zu bestreiten, und dann, da das Gehalt in der Regel postnumerando gezahlt wird, noch einen vollen Monat aus ihrer Tasche zu leben. Auch hier ist also gar häufig ein dringendes Bedürfnis vorhanden. Muß dasselbe beim Wucherer befriedigt werden, so kennen wir schon den endlichen Ausgang.

Die Elementarlehrer treten nach Beendigung ihrer Seminarzeit sofort in ein, wenn auch nur mäßig besoldetes Amt. Dadurch entgehen sie, trotzdem sie ihres Bildungsganges wegen die Lebensverhältnisse sehr wenig kennen, gar vielen Gefahren. Aus diesem Grunde ist die wirtschaftliche Lage der meisten Lehrer unendlich viel besser, als man ihres niedrigen Gehaltes wegen annehmen müßte.

Daß und warum die Berliner Gemeindelehrer bis vor kurzem eine höchst betrübende Ausnahme machten und machen mußten, haben wir oben gesehen.

Nunmehr sind wir bei der vierten und wichtigsten Frage angelangt: Wie ist Rettung zu schaffen?

Da dem ganzen Staatswesen durch die zunehmende Beamtenverschuldung große Gefahren erwachsen, so könnte sich zunächst die Frage aufdrängen: Können Staat und Gemeinden nicht an der Hand einer alten Bestimmung, die den Beamten das Unterschreiben von Wechseln verbietet, mit scharfem Schnitt alle tiefverschuldeten Beamten beseitigen? Die Maßregel wäre furchtbar; aber wir würden die letzten sein, eine im Interesse der Staatsgesammtheit notwendige Maßregel zu tadeln, weil viele davon schmerzlich betroffen werden. Allein durch dieses Vorgehen der Behörden würden die Beamten, so lange für diese ein Kreditbedürfnis besteht, vollends den Wucherern rettungslos überantwortet werden. Die Verheimlichung der Verschuldung würde dann noch weit mehr eintreten und dem Wucherer, um ihn vor Anzeigen bei der Behörde abzuhalten, vollends alles geopfert werden müssen. In die Hände fallen die Beamten dem Wucherer aber doch, sobald es am notwendigsten mangelt und andere Hülfe nicht da ist. Kein Verbot kann angesichts äußerster Not dagegen schützen.

Schon das jetzige Verhalten der Behörden ist dem Wucherer günstig genug. Von jeder gerichtlichen Klage gegen einen Beamten geht dessen Behörde amtlich eine Abschrift zu.

Sein Chef ladet ihn vor und dekretiert: In drei, fünf 2c. Tagen haben Sie den Nachweis zu führen, daß die Schuld bezahlt ist!" Natürlich muß dies geschehen, aber woher wird das Geld dazu genommen?! Es muß also schon dabei bleiben, daß die Behörden nur an die Beseitigung notorisch unbrauchbarer, leichtsinniger und verschwenderischer Beamten denken können.

Eine Verschärfung des Wuchergesetzes, so daß der Wucher auch wirklich getroffen werden kann, würde eine Besserung bringen, aber Rettung nicht, so lange legale Kreditbedürfnisse nicht Befriedigung finden können. Das beste Gesetz bietet Hinterthüren, und der Gewinn des Wuchers ist zu verlockend.

Als einziger Ausweg bleibt mithin die Begründung einer Veranstaltung, die dem Beamten, dem ein unmoralischer oder ver-

schwenderischer Lebenswandel nicht nachgewiesen werden kann, im Bedürfnisfalle einen genügend hohen Kredit ohne zu schwere Bedingungen gewährt.

Wie aber sollen derartige Veranstaltungen getroffen werden?

Die Genossenschaftsbanken können dem Beamten nicht helfen. Sie haben ihr Geld auf Kündigung, können Darlehne daher nur auf kurze Fristen, meistens statutenmäßig auf drei Monate, gewähren. Der Beamte braucht lange Abzahlungsfristen und muß Teilzahlungen leisten können. Gleichwohl nahmen früher die Genossenschaften Beamte auf und gewährten Darlehne. Die meisten aber haben ein Haar darin gefunden und lehnen jetzt jedes Gesuch eines Beamten um Aufnahme ab, und zwar mit vollem Recht.

Die Beamten haben sich selbst zu helfen gesucht und Vereine zur Selbsthilfe gegründet.

Es existirt:

1) Der Preußische Beamtenverein in Hannover. Derselbe hat eine eigene, sehr segensreich wirkende Lebensversicherung gegründet und gewährt auch Darlehne bei absoluter Sicherheit.

2) Der Deutsche Beamtenverein in Berlin, Bellealliance-platz 7/8. Derselbe hat Korporationsrechte, verschafft seinen Mitgliedern vielerlei Vorteile und Vergünstigungen, gewährt auch Darlehne und hat viel Gutes bewirkt, auch eine eigene „Beamten-Zeitung“ geschaffen.

3) Der Allgemeine Beamten-Darlehns-Verein, Berlin, Prinzessinnenstr. 28.

Dieser Verein bildet eine Genossenschaft, hat früher große Verluste gehabt und seinen Mitgliedern 40 pCt. der Einlagen abgeschrieben, steht jetzt aber ebenso, wie die beiden anderen Vereine unter guter Leitung, gesichert da und gewährt seinen Mitgliedern manchen Nutzen.

Rettung aber können alle diese Vereine nicht bringen; denn

1) Ist ihr Kapital dem Bedürfnis gegenüber, so bedeutend es auch sonst erscheinen mag, ein Tropfen Wasser auf einem heißen Stein.
2) Bei plötzlich eintretenden Notständen geht die Erlangung eines Darlehns viel zu langsam, zumal bei neu eintretenden Mitgliedern.
3) Die von den Kassen im Interesse ihrer übrigen Mitglieder verlangten Sicherheiten sind selten zu beschaffen und bringen häufig Freunde und Kollegen in Gefahr.
4) Gerade die nicht angestellten Beamten, deren Bewahrung vor Schulden die allergrößte Hauptsache bildet, können bei diesen Vereinen am wenigsten Hilfe finden.
5) Zur Auslösung verschuldeter Beamten, die viele und zeitraubende Verhandlungen mit den Gläubigern notwendig macht, fehlt es den Vorstandsmitgliedern, die selbst Beamte sind, stets an Zeit, vielfach auch an Sachkenntnis.

Zur gründlichen Befreiung des Beamtenstandes ist notwendig die Assoziirung des Kapitals zu diesem Zweck und eine Veränderung der bestehenden Gesetze. Das Kapital ist zu haben, wenn es bei mäßigem Gewinn unbedingte Sicherheit findet.

Diese Sicherheit hat der Staat durch unbedeutende Veränderung der bestehenden Gesetze zu schaffen.

Gegenwärtig bietet der Beamte durch seine Stellung dem Geldgeber wenig Sicherheit. Das Gehaltsabzugsverfahren nimmt ein Ende, sobald der Beamte pensioniert wird. Eine Lebensversicherungs-Police kann der Beamte jederzeit verfallen lassen, da die Behörde sich niemals dazu versteht, die Prämien vom Gehalt zu entrichten. Sie hat auch kein gesetzliches Recht dazu.

Zweierlei würde also zu geschehen haben: Erstens ist eine gesetzliche Bestimmung notwendig, daß auf die nicht zu widerrufende Erklärung eines Beamten hin die betreffenden Staats- und Gemeindekassen verpflichtet sind, die Prämien einer erworbenen Lebensversicherung dauernd vom Gehalt, bei einer etwa später stattfindenden Pensionierung auch von der Pension abzuziehen und zu entrichten. Zweitens müssen die Kassen verpflichtet werden, auf eine Erklärung des Beamten hin einen mäßigen, gesetzlich bezüglich des Höchstbetrages aber genau fixierten Teil des Gehaltes, über den gesetzlichen Gehaltsabzug hinaus, an eine bestimmte Stelle gegen Quittung zu zahlen. Natürlich wird dies den Kassen Mehrarbeit, infolgedessen auch Mehrkosten machen. Dieselben sind aber bedeutungslos, sofern dadurch der ganze Beamtenstand gerettet werden kann.

Sind diese beiden Vorbedingungen erfüllt, so findet das Kapital bei Begründung einer Beamtenbank, was es in erster Linie sucht, unbedingte Sicherheit.

Verluste sind nur denkbar bei Amtsentsetzungen, resp. bei freiwilliger Aufgabe des Amts. Genaue statistische Berechnungen müßten angestellt werden, um zu ermitteln, wieviel Procent der Beamten bisher auf diese Weise aus dem Amt geschieden sind. Eine unfreiwillige Entfernung aus dem Amt ist bekanntlich in Preußen sehr schwer.

Nach unsern Erhebungen, die allerdings auf Genauigkeit nicht Anspruch machen können, weil das genügende statistische Material fehlt, scheidet von etwa 200 Beamten einer freiwillig oder unfreiwillig aus dem Dienst.

Nehmen wir an, daß diese Zahl nach Gründung der Beamtenbank sich nicht vermindern würde, was aber zweifellos der Fall sein wird, so würde $^1/_{200} = ½$ pCt. des ausgeliehenen Kapitals eventuell in Verlust geraten können.

Dieser Verlust müßte natürlich von denjenigen, die die Kasse benutzen, gedeckt werden, entweder durch eine fixierte Verlustprämie von ½ pCt. des Darlehns, oder durch jährliche Umlagen. Vielleicht auch könnte mit der Kasse eine Verlustversicherung verbunden sein, wie der Geheimrath Schraut eine solche vorschlägt.

Eine solche Bank könnte nur die Form einer Aktiengesellschaft haben. Eine Genossenschaft ist wegen der Kündbarkeit der Kapitalien

ausgeschlossen. Die Bank müßte mit bedeutenden Kapitalien eröffnet werden und in den Provinzial-Hauptstädten Filialen haben. Sie müßte Darlehne auf lange Frist mit kleinen Rückzahlungsraten gewähren.

Wir bitten einsichtsvolle Männer, diese Vorschläge einer Prüfung zu unterwerfen und mitzuhelfen, das Elend des Beamtenstandes zu beseitigen. Hier gilt es, eine der Quellen des sozialen Notstandes zu verstopfen und die Kapitalien, die bisher verbrecherischer Ausbeutung dienten, wieder einem ehrlichen Erwerb zuzuwenden."

An diesen Darlegungen habe ich jetzt, nach 4 Jahren, nichts zurückzunehmen. Den Mut aber, aus den Thatsachen die letzten Konsequenzen zu ziehen, konnte ich damals nicht finden. Der Leser wird dies begreiflich finden, wenn er bedenkt, daß ich mich mit meiner zahlreichen Familie dem Untergange ausgesetzt hätte. Hieran schließe ich ohne Weiteres meine eigene Lebensgeschichte. Das darf ich versichern: Ich habe bei der Darstellung stets nach der reinsten Wahrheit gestrebt, nichts beschönigt oder bemäntelt. Da nichts schwerer ist, als bezüglich der eigenen Person und Erlebnisse vollständig objectiv zu bleiben, so bitte ich den Leser, unbefangen zu prüfen und meine Fehlschlüsse, die ich unbewußt gemacht haben sollte, zu berichtigen.

a. Jugendzeit.

Ich wurde im Jahre 1846, am 21. Dezember, als Sohn eines kleinen Handwerkers und Büdners zu Crien bei Anclam geboren und habe die Dorfschule daselbst bis zu meinem 14. Lebensjahre besucht. Bemerkte Anlagen brachten Vater und Lehrer auf den Gedanken, mich dem Lehrerberuf zuzuführen, der dem Landmann als höchstes erreichbares Ziel gilt. Im Alter von 16¾ Jahren kam ich auf das Lehrerseminar zu Oranienburg, wurde im 2. Jahre Klassenvorsteher, im 3. Jahre Obervorsteher, und am 1. Oktober 1866 mit dem Zeugniß „Nr. I. „sehr gut befähigt" entlassen. Es konnte nicht ausbleiben, daß in jener Zeit, wo die Wogen des politischen Kampfes hochgingen, auch ich mir ein Urteil bilden mußte. Am meisten empörten mich die zahlreichen Friedenspetitionen, welche von Gemeindeverwaltungen, Korporationen und einzelnen Personen zu einer Zeit an den König gerichtet wurden, als auch dem Blindesten klar sein mußte, daß nur Waffengewalt den Knoten durchhauen könne. Meine Vorfahren hatten vom siebenjährigen Krieg ab als Soldaten oder Korporale in jedem Kriege mitgekämpft, und in jedem war einer von ihnen gefallen. Ihnen nachzueifern war mein größtes Bestreben. Ich veranlaßte daher 20 meiner Kollegen, sich mit mir in einer Immediateingabe direkt an Se. Majestät den König mit der Bitte zu wenden, uns in die Armee einstellen zu lassen. Alle anderen Versuche, dies zu erreichen, waren gescheitert. Die Verantwortlichkeit für diesen Schritt, der unter Umständen von recht peinlichen Folgen hätte begleitet sein können, trug ich als Obervorsteher der Anstalt ganz allein. Ich lebte aber der Hoffnung, daß der

Oberlehrer der Anstalt, Herr Böckler, der an Stelle des erkrankten Direktors die Leitung führte, dessen patriotischer Sinn uns allen bekannt war, im Notfall uns gegen das Ärgste schützen würde. Als ich ihm später von unserer eigenmächtigen Handlung Kenntnis gab, erklärte er sich auch bereit, seine ganze Person für uns einzusetzen, obgleich er unser ungesetzmäßiges Vorgehen tadeln mußte. Wie angenehm das Herz Sr. Majestät des Königs gerade in jener Zeit von unserer Immediateingabe berührt worden ist, mag folgender Bescheid darthun:

Immediatbericht und Allerhöchste Ordre, die Aufgabe und Wirksamkeit der Volksschule betreffend:

In der nebst Anlage zurückfolgenden Immediatvorstellung, über welche Ew. Königlichen Majestät Bericht zu erfordern geruht haben, bitten 21 Zöglinge des evangelischen Schullehrer-Seminars in Oranienburg um sofortige Einstellung in die Armee. Dieselbe datirt vom 26. Juni d. J. und ist ein schöner Beweis von der patriotischen Gesinnung dieser Seminaristen, die zu einer Zeit, wo die Entscheidung der Geschicke des Vaterlandes durch das Schwert bevorstand, mit Hintansetzung aller persönlichen Vorteile an dieser Entscheidung Teil zu nehmen wünschten.

Inzwischen haben sich unter Gottes gnädiger Führung die Verhältnisse geändert; das Vaterland bedarf augenblicklich nicht des streitbaren Armes dieser Jünglinge, sondern erwartet, daß sie in den von ihnen gewählten Lebensberuf eintreten, um als Lehrer die Jugend des Volkes für das Heer erziehen zu helfen in Gottesfurcht und Treue. Ew. Königlichen Majestät Armee, die jetzt gekämpft und gesiegt hat, ist durch die preußische Volksschule hindurch und aus derselben hervorgegangen; die Seminaristen, die in der Stunde der Gefahr bereit waren, in Ew. Majestät Armee das Leben einzusetzen für König und Vaterland, werden in der Zeit des Friedens als Lehrer ihre Schuldigkeit zu thun wissen in der Schule, an der Jugend des Volkes in Waffen.

Ew. Königl. Majestät bitten wir ehrfurchtsvoll, durch huldvolle Vollziehung der im Entwurf beigefügten Allerhöchsten Ordre uns zur angemessenen Bescheidung der betreffenden Zöglinge des Schullehrer-Seminars in Oranienburg ermächtigen zu wollen.

Berlin, den 27. August 1866.

von Roon. von Mühler.

An des Königs Majestät
U 16750

Auf den Bericht vom 27. d. M. ermächtige ich Sie, die Zöglinge des evangelischen Schullehrer-Seminars in Oranienburg, welche in der nebst Anlage zurückfolgenden Immediat-Vorstellung um sofortige Einstellung in die Armee gebeten haben, unter den inzwischen veränderten Verhältnissen auf Ihren Antrag zwar ablehnend zu bescheiden, ihnen aber auch eröffnen zu lassen, wie ich von ihrer patriotischen Bereitwilligkeit, in meiner Armee das Vaterland verteidigen zu helfen, mit Wohlgefallen Kenntnis genommen habe.

Was sie in dem Bericht im Allgemeinen über die Aufgabe und Wirksamkeit der Volksschule bemerken, hat Meine Billigung, und beauftrage ich Sie, den Minister der geistlichen 2c. Angelegenheiten, Ihren Immediatbericht und diese Meine Ordre zur Kenntnis der Schulverwaltungsbehörden und des Elementarlehrerstandes zu bringen.

Berlin, den 30. August 1866.

gez. Wilhelm
von Roon, von Mühler.

b. Die ersten Jahre als Lehrer. Kriegserlebnisse.

Am 15. Oktober 1866 wurde ich als Lehrer in Neu-Ruppin angestellt und blieb daselbst bis zum 1. Oktober 1869. Dort hatte ich mich zu einer freiwilligen sechswöchentlichen militärischen Übung gemeldet und war auch angenommen worden. Durch freundliches Entgegenkommen des Gymnasiallehrers Labarre und des Lehrers Schwenk konnte ich hier den Grund legen zur einigermaßen genügenden Kenntnis der beiden alten und der beiden wichtigsten neuen Sprachen. Am 1. Oktober 1869 ging ich an die höhere Töchterschule von Busse in Berlin, an der ich bis zum 1. Oktober 1873 verblieb. Beim plötzlichen Ausbruch des Krieges 1870 befand ich mich auf einer Ferienreise, konnte mich aber noch rechtzeitig beim 20. Infanterie-Regiment in Wittenberg melden. Mein erster Versuch, sofort mit in's Feld zu rücken, schlug fehl, da kein Hauptmann einen Mann, der nur 6 Wochen gedient hatte, haben wollte. Als ich mich an den Major von Jena wandte, wurde ich zurückgewiesen, weil ich eine Brille trug. Zwar warf ich dieselbe an die Erde und rief noch: „Eitelkeitsbrille", aber schon hatten mich die von hinten ohne alle Ordnung andringenden Kameraden, die ebenfalls alles daran setzten, mitzukommen, zu Boden gestoßen. Später fand ich doch noch Einstellung bei der 2. Kompagnie des 20. Infanterie-Regiments und war einer von den wenigen, die den Feldzug bis zum letzten Tage mitgemacht haben. Ich konnte bei meiner kurzen Ausbildungszeit kein besonders guter Soldat sein, aber ich bemühte mich, überall meine Schuldigkeit zu thun. Einige kleine Vorfälle bei Metz hatten mich sogar in den Ruf gebracht, vollständig furchtlos und zu gefährlichen Aufträgen brauchbar zu sein. Die Darstellung gehört eigentlich nicht hierher, aber da mich die Erinnerungen an dieselben über die schwersten Stunden meines Lebens hinausgeholfen haben, muß ich fast wider Willen bei denselben verweilen. Auf Vorposten bei Plappeville ging eine gewaltige Granate über uns hinweg. Als wir uns unwillkürlich bückten, fand ich dort eine halbvertrocknete Pflanze, Plantago major, unsern allbekannten Wegerich, der eine ganz eigentümliche Entwickelung zeigte. Der Blütenstand hatte sich in eine Rispe verwandelt. Es war also eine ganz neu entdeckte Pflanze. Ich rief meine Kameraden herbei, setzte ihnen das Wunderbare meiner Entdeckung auseinander und machte mit ihnen ab, daß wir die neue Pflanze Plantago plappvilliana nennen wollten. Unser Interesse war so groß, daß wir eine weitere

Granate und mehrere Gewehrschüsse nicht weiter beachteten. Der Lieutenant von Dassel trat hinzu, nahm die Pflanze an sich und gab mir den Spottnamen: Botaniker von Metz. Er hatte mir aber meine Kaltblütigkeit hoch angerechnet, auch dem Offizierkorps davon erzählt, und ich habe viel Wohlwollen genossen. Einige Tage später ereignete sich folgender Vorfall: Die beiderseitigen Vorposten bekämpften sich unausgesetzt. Die Postenlinie der Lübbener Jäger rechts neben uns glich fast einer Gefechtslinie. Wir hatten wiederholt Tote und Verwundete. Das hier vollständig nutzlose Bekämpfen, welches auch von keinem Vorgesetzten ermuntert wurde, entstand wohl hauptsächlich durch Schuld der eben eingetroffenen Rekruten. Zwischen uns und der französischen Kette lag ein mit Wein bestandenes Feld, das leider nicht zu betreten war. Ein Musketier Senz bezahlte seinen Versuch, eine dicht über seinem Kopf hängende Traube zu pflücken, mit dem Leben. Nachdem ich von Vorposten abgelöst war, trat ich frei auf einen Steinhaufen, winkte den Franzosen zu, und diese verstanden sofort. Rechts und links wurde das Feuer wie auf Kommando eingestellt, und es entwickelte sich eine in der Kriegsgeschichte vielleicht einzig dastehende Scene. Freund und Feind befand sich bald gemeinschaftlich im Weinfelde und pflückte Weintrauben, wobei allerdings unsere Brotbeutel hauptsächlich des Salzes wegen von den Franzosen schnell geleert wurden. Die beiderseitigen Führer machten dem Auftritt bald ein Ende, auf unserer Seite der Abgott des Bataillons, Major von Stocken, aber das unnütze Bekämpfen hatte aufgehört. In einem Waldgefecht bei Orleans wurde mein Fuß durch Verstauchung schwer verletzt, ich blieb aber doch bei der Truppe, trotzdem mich der Arzt nach einer noch heut im Soldbuch vorhandenen Notiz in's Lazaret geschickt hatte. Am 4. Dezember, dem 2. Schlachttage von Orleans, konnte ich meinen Hauptmann Liedke, der trotz tötlicher Verwundung uns noch über eine gefährliche Blöße führte, an der schlimmsten Stelle aber kraftlos zusammen brach, hinter einen deckenden Holzhaufen schleppen. Am 6. Januar 1871, im Treffen bei Azay, war ich bei Erstürmung einer Ferm der erste in dem ummauerten Garten und erhielt von vorn und hinten zugleich Feuer. Später konnte ich meinen Kameraden Fetkenheuer, der schwer verwundet mitten im Kugelregen liegen blieb, in die Ferm tragen. Hier wurde auch mein besonderer Gönner, der Lieutenant von Dassel, bei einem ähnlichen Versuch schwer verwundet. Am 10. Januar ging ich mit einem Sergeanten Hosse so weit in die feindliche Linie vor, daß wir uns plötzlich mitten in einem zurückweichenden französischen Bataillon befanden. Der Feind war schon so entmutigt, daß das Erscheinen von nur 2 Preußen ihn zu schnellerem Zurückgehen veranlaßte. Die nachfolgenden Kameraden lasen in den Gräben eine ganze Anzahl von Gefangenen auf. Als am Spätabend des 11. Januar unser vollständig ermüdetes Bataillon sich fortwährend schwächte, weil die Kameraden kraftlos zusammenbrachen, konnte ich mich trotz meines schmerzenden Fußes doch bei der Truppe halten. Am 12. Januar erfolgte der Einmarsch in Le Mans, und damit für uns das Ende des Krieges.

Ich sollte jetzt in's Lazaret geschickt werden, konnte dies aber doch verhüten und wurde dem Hauptquartier zugeteilt, wo meine ganze Dienstleistung darin bestand, die direkt an den Prinzen Friedrich Karl ankommenden Depeschen diesem zu überbringen. Die Depesche über den abgeschlossenen Waffenstillstand konnte ich Sr. Königlichen Hoheit persönlich übergeben.

c. Meine Erfahrungen als Berliner Privatschullehrer.

Nach Beendigung des Feldzuges trat ich in meine alte Schule zurück und verblieb daselbst bis 1. Oktober 1873. Das Einkommen war zwar gering, ursprünglich so viel Thaler monatlich, als ich wöchentlich Stunden erteilte, dann stieg es monatlich allmählich bis auf 100 Mark, was in der Gründerzeit wenig war, zumal an Kleidung 2c. doch nicht unbedeutende Anforderungen gestellt wurden, ich kam aber aus und fühlte mich dort ungemein wohl.

An dieser höheren Mädchenschule hatte ich zuerst Gelegenheit, das Judentum in seinem Wesen kennen zu lernen. Es befanden sich in jeder Klasse ca. 20 pCt. Jüdinnen, ein Verhältnis, das sich seitdem wohl an allen höheren Mädchenschulen sehr zu Ungunsten der deutschen Mädchen geändert hat. Es gab in jeder Klasse eine Zahl vorzüglich begabter und fleißiger, dann eine Zahl durchaus unfleißiger, aufdringlicher und widerwärtiger Jüdinnen, die zum Schrecken aller Lehrer und Lehrerinnen wurden. Durchschnittsschülerinnen habe ich unter den Jüdinnen niemals kennen gelernt.

Meine Beobachtungen veranlaßten mich schon damals, ohne daß ich an Antisemitismus dachte, das bestimmte Urteil abzugeben:

Jüdische und deutsche Mädchen müssen getrennt unterrichtet werden. Es ist dies bedingt durch die verschiedene Entwickelung des weiblichen Geschlechts in beiden Völkern. Selbstverständlich sind die Kinder daran unschuldig. Das jüdische Mädchen reift sehr frühzeitig zum Weibe heran, verblüht dann auch schneller. Das jüdische Mädchen von 14—15 Jahren ist vollständig entwickelt, das deutsche Mädchen in demselben Alter ist körperlich noch ein Kind, ebenso in der Gemütsrichtung, falls nicht die Sinne gewaltsam aufgereizt werden. Bei einer Jüdin ist das Erwachen des Geschlechtstriebes in jenem Alter natürlich, bei einem deutschen Mädchen unnatürlich und erzeugt dann körperlichen Verfall, Nervösität, Unlust zu jeder Arbeit.

Durch den Umgang mit jüdischen Mädchen werden die deutschen Mädchen verdorben, bekommen dort Dinge zu hören, die die Sinnlichkeit in Alarm setzen müssen.

Die viel beklagte Nervösität unseres weiblichen Geschlechts, die entsetzlichste moderne Krankheit, die in den Familien mehr Unheil anrichtet, als viele Menschen ahnen, stammt zum größten Teil aus dem zu frühen Erwachen des Geschlechtstriebes, der bei deutschen Mädchen durch ihren Umgang mit gleichaltrigen jüdischen Mädchen erweckt wird.

Ich nahm einer Jüdin einmal einen fingierten Brief fort, den sie bereits in der Klasse hatte zirkulieren lassen, in dem die Vorfälle in der Brautnacht in so drastischer Weise dargestellt wurden, daß ich selbst schamrot wurde.

Es ist ganz unbegreiflich, daß nicht sämtliche Leiter von höheren Mädchenschulen dies öffentlich gesagt haben. Im Innern muß jeder von der Wahrheit des Gesagten überzeugt sein. Ferner wird durch diesen Umgang mit jüdischen Mädchen in den deutschen Mitschülerinnen ein anspruchsvolles Wesen erzeugt. Das spätere Leben kann diese übertriebenen Ansprüche oft nur schwer und unter Verursachung großer Pein auf ihren berechtigten Standpunkt zurückführen. Warum greifen so viele hochstehende Männer, nachdem sie in allen möglichen Kreisen Umschau gehalten haben, bei der Wahl ihrer Gattinnen schließlich zu früheren Volksschülerinnen, die ihnen an Bildung nicht gleich stehen? Weil sie natürlich geblieben sind und nicht unerfüllbare Ansprüche erheben. Gebt unsern deutschen Mädchen wieder eine deutsche Erziehung, indem ihr sie von den Semiten absondert, und ihr werdet bald wieder ein kernigeres weibliches Geschlecht heranwachsen sehen und es jedem Mann wieder ermöglichen, sich eine Frau zu nehmen, die mit ihm auf annähernd gleichem Bildungsstandpunkte steht. Wir stehen in Gefahr, unsere schönste Perle, die echte, ideale deutsche Hausfrau zu verlieren.

Eine, wenn auch unbedeutende, so doch sprechende Wahrnehmung muß ich noch anführen. Als ich Lehrer an der Schule war, wurden mir von den Eltern der jüdischen Kinder häufig Geschenke ins Haus geschickt, die Kinder selbst brachten häufig Blumen mit. Deutsche Eltern oder Kinder haben dies niemals gethan.

Als ich aber im Felde stand und meine Rückkehr nicht sehr wahrscheinlich war, wurde mir von den Eltern vieler deutschen Mädchen, ich erinnere mich noch gern der Namen Gertrud Collin, Pauline Wentzel, Ida Striegler, Cäcilie Kasche, so viel an Lebensmitteln, warmen Unterkleidern, Zigarren, Rum ꝛc. nachgesandt, daß ich notgedrungen Wohlthäter der halben Kompagnie werden mußte. Jüdische Kinder beteiligten sich hieran nicht. Die Schlußfolgerungen hieraus möge der Leser selbst ziehen.

Die Gründerzeit und den Krach erlebte ich damals auch mit. Unzählige deutsche, auch einige jüdische Firmen brachen zusammen.

Von den Vätern der deutschen Mädchen in meiner Klasse erschossen sich zwei, der eine in seiner Wohnung in der Leipziger Straße, der andere auf dem Felde beim Gesundbrunnen.

Ein gefallener jüdischer Kaufmann zog nach der Lützowstraße und besitzt jetzt mehrere Grundstücke und eine große Sägemühle.

Es lag mir damals fern, diese Einzelwahrnehmungen zu einer Gesamtvorstellung zu vereinen.

d. Meine Erfahrungen als Gemeindelehrer. Die Gründung des deutschen Beamtenvereins. Eine Bürgschaft und ihre Folgen.

Am 1. Oktober 1873 wurde ich an der 7. Gemeindeschule in der Stallschreiberstraße angestellt und verheiratete mich im Mai 1874.

Es hatte sich inzwischen Gelegenheit gefunden, meine Kenntnisse in alten und neuen Sprachen zu vervollkommnen, es wurde mir auch möglich, eine Anzahl von Vorlesungen an der Universität zu besuchen. Meine Freundschaft mit dem Generalkonsul Sturz, der für alle Humanitätsbestrebungen begeistert war und lieber seine Stellung aufgab, als tausende von Deutschen in die Brasilianische Knechtschaft führen ließ, wurde mir in anderer Hinsicht wichtig. Durch ihn wurde ich zuerst in die verworrenen Verhältnisse der Volkswirtschaft und Sozialpolitik eingeführt.

1876 bestand ich das Examen als Lehrer für Mittelschulen, 1878 das Rektoratsexamen.

Abgesehen von schweren Krankheiten in der Familie lebte ich damals in recht glücklichen Verhältnissen und konnte noch glücklicheren entgegen sehen.

Aber in dieser Zeit hatte ich Wahrnehmungen gemacht, die meine ganze Seele mit Grauen erfüllten und mich in einen Kampf hineintrieben, der für mich, wie für jeden andern, der ihn wagte, verhängnisvoll werden mußte.

Als unverheirateter Mann hatte ich bei einer Handwerkerfamilie gewohnt. Hier verkehrten noch andere Handwerker, und durch diese gewann ich einen Einblick in die Ausbeutung des Handwerkerstandes durch die Juden.

Als ich in Lehrerkreisen bekannter wurde, that ich einen tiefen Blick in entsetzliches Elend. Die meisten derselben waren tief verschuldet und wurden ausgebeutet durch die Juden. Die Verwüstungen unter dem Bauernstande in meiner Heimat erschienen mir jetzt ebenfalls in neuem Licht. Die handelnden Personen waren auch hier mit einer einzigen Ausnahme Juden. Als ich einmal auf dem damaligen Stadtgericht zu thun hatte, sah ich dort die schwarzgelockten Söhne Israels in großer Mehrzahl. Die Kläger waren größtenteils Juden, die Verklagten und Verurteilten Deutsche. Ich sagte mir: das Gericht ist neben einigen andern Dingen hauptsächlich dazu da, den raffinierten jüdischen Ausbeutungen den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken. In meiner vorgesetzten Behörde herrschten die Juden, teils direkt, teils durch ihren deutschen Anhang. Wer sich bei einem bedeutenden Juden beliebt machen konnte, war für alle Zeit geborgen. Mit mir an derselben Schule war ein Lehrer Hartwig. Das ganze Kollegium sprach über ihn, weil er zu Zeiten überall mehr zu finden war, als in seiner Klasse. In einer Botanikstunde, die er in einer fremden Klasse zu erteilen hatte, war er selten erschienen und hatte in's Pensabuch vom 1. April bis 1. Oktober eingetragen: Küchengewächse. Beim Mittelschul-

examen war er zunächst durchgefallen, beim Rektorexamen hatte ihm ein Lehrer Tägert die große pädagogische Arbeit machen helfen. Aber er gab Privatunterricht in der Familie des Dr. Straßmann. Er wurde als Rektor angestellt.

Jüdische Mädchen waren es hauptsächlich, durch welche der Kaiser beim Einzug am Brandenburger Thor 1871 empfangen wurde, und doch hatte ich im Feldzuge nur 2 Juden gesehen, einen Reservelieutenant, der aber nur Spott auf sich zog, und hinter dem es regelmäßig herschallte: „Mutter, wo is meine Tompagnie“, sowie einen Soldaten, der sich vor dem Gefecht krank meldete.

Die Juden hatten zur Gründerzeit alle Besitztümer an sich gebracht, und als sie dann eine Baisse brauchten, mußte Lasker alle Schuld des Gründerschwindels auf einen harmlosen Deutschen, den Fürsten von Putbus, schieben.

Ich entschloß mich im Jahre 1876, gegen die Überwucherung des Judentums, die ich nunmehr in ihrer Totalität begriff, öffentlich aufzutreten. Meine Freunde an der 7. Gemeindeschule rieten mir aber dringend, in eigenem Interesse davon abzustehen. So entschloß ich mich denn, den Versuch zu machen, wenigstens den Beamtenstand aus den Judenhänden zu retten, hoffend, daß dieser dann die Kraft gewinnen werde, den übrigen Ständen zu Hülfe zu kommen. Ich muß zugeben, daß dieser Entschluß, der mir statt eines behaglichen, angenehmen Lebens eine sturmreiche Zukunft eintragen mußte, schon insofern unklug war, als mir ja alle geschäftlichen Kenntnisse abgingen.

Mein Grundgedanke war folgender: der Beamtenstand ist nur deshalb der entsetzlichsten jüdischen Ausbeutung anheimgefallen, weil er für private Angelegenheiten ohne alle Organisation ist. Der Einzelne hat keinen ausreichenden reellen Kredit, weil seine Stellung, die jeden Augenblick durch Tod 2c. verloren gehen kann, keine genügende Sicherheit darbietet. Er fällt daher bei Notständen dem Wucherer anheim. Diesem muß er Bürgen stellen, und durch dies Bürgschaftssystem wird schließlich der ganze Stand zerfressen.

Treten aber die Beamten zu einer großen, ganz Deutschland umfassenden Vereinigung zusammen, so bilden sie eine Macht, die ihre Kreditbedürfnisse in sich selbst befriedigen kann. Zu jener Zeit war die Begeisterung für die Lebensversicherung eine allgemeine. Ich sagte mir: Einige hunderttausend Beamte können eine eigene Lebensversicherung bilden, die weit bessere Bedingungen haben kann, als die übrigen.

Wenn die Behörde nach geschehener, unwiderruflicher Aufforderung die Prämien vom Gehalt abzieht und direkt an die Gesellschaft abführt, auch nach geschehener Pensionierung, und wenn dann die sämtlichen Beamten eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht bilden, so wird das Kapital sich nach Anlage beim deutschen Beamtenverein drängen, und jeder Beamte wird für alle vorkommenden Fälle ausreichenden Kredit haben, sich aus Wucherhänden retten, seinen Söhnen eine gute Ausbildung, seinen Töchtern eine entsprechende Aussteuer geben können. Beamtentöchter werden nicht mehr in so großer Zahl unverheiratet bleiben.

Die Zinsen, höchstens 5½ pCt., sind pünktlich zu zahlen, die Rückzahlung kann sich jeder nach Wunsch gestalten, da beim Todesfall die Polize haftet. Das wäre volle und ganze Rettung gewesen, der gegenüber die geringe Mehrarbeit der Behörden bezüglich der Abrechnung mit der Lebensversicherungs-Gesellschaft gar nicht in Betracht gekommen wäre. Ich hielt darüber Rücksprache mit Bekannten, z. B. den Lehrern Raschke, Deichen, Gohr, dem Rechnungs-Rat Fröhlich, dem Postbeamten a. D. Buchmann, die alle ähnliche Ideen hatten. Ich hielt darüber einen öffentlichen Vortrag. Die Staatsbehörden wurden damals nicht um diese Sache angegangen, der Oberbürgermeister von Berlin, Herr Hobrecht, lehnte aber kurz ab, indem er sagte: Schuldenmachen ist unsittlich!

Aber es ging so, wie es in Deutschland immer geht. Der Partikularismus gewann die Oberhand. Es bildeten sich 4 oder 5 Vereine zugleich, die bald soweit waren, daß sie nur noch mit Mühe den äußeren Frieden bewahrten. Innerlich waren sie zerfallen. Es entstand der Preußische Beamtenverein in Hannover, der zunächst eine reine Lebensversicherungs-Gesellschaft bildete, es entstanden ferner kleinere Genossenschaften, von denen meines Wissens nur der allgemeine Beamten-Darlehnsverein in der Prinzessinnen-Straße zur Blüte gelangt ist, endlich der Deutsche Beamtenverein, der meine Grundsätze zur Ausführung bringen wollte und sich demgemäß nach meiner Anschauung möglichst bald mit dem preußischen Beamtenverein hätte verschmelzen müssen. Dem deutschen Beamtenverein gehörte ich als Vorstandsmitglied an und habe ihm über die ersten schweren Jahre mit hinweggeholfen, wobei allerdings meine eigene Existenz schwer gefährdet wurde. Mitglieder meldeten sich bei dem neuen Verein genug, aber alle wollten sofort Geld, und doch war nichts vorhanden. Ganz ohne Geld konnte der Verein nicht aufkommen. Von den Behörden waren uns die Korporationsrechte in Aussicht gestellt, sobald wir uns lebensfähig erwiesen hätten. Da kam uns ein Anerbieten der Lebensversicherungs-Gesellschaft Friedrich Wilhelm sehr zu statten. Dieselbe wollte uns zunächst 10 000 Mark, später noch viel mehr gegen niedrigen Zinsfuß geben, falls sich unsere Mitglieder bei ihr versichern würden. Bis zum Eingang der Korporationsrechte sollten die gesamten Vorstandsmitglieder für diese Schuld solidarisch haftbar sein. Sie verpflichtete uns ferner, zwei ihrer Beamten, den Vertrauensarzt und den Ober-Inspektor als Vorstandsmitglieder aufzunehmen, die sich aber ebenfalls als Bürgen mit verpflichten sollten. Mehreren Vorstandsmitgliedern gefiel diese solidarische Bürgschaft nicht, und sie traten aus. Ich dachte: Wenn man etwas will, so muß man es auch ganz wollen, und da ich zur Übernahme der Bürgschaft bereit war, so waren es auch die übrigen. Wir wählten uns den Lehrer Gohr zum Vorsitzenden. Derselbe hatte sich in der Lehrerbewegung, der ich übrigens damals nur kühl gegenüberstand, große Verdienste erworben und die Pädagogische Zeitung begründet, die der Stadtverwaltung gegenüber vom ersten Tage an wie ein junger Herkules auftrat. Den Stadtverordneten Herrn Dr. Hermes z. B. bezeichnete Herr Gohr als den Mann mit der geknickten Tertianerbildung.

Herr Gohr lebte anscheinend in vorzüglichen Verhältnissen, hatte sich eine reiche Wittwe geheiratet und bewohnte in der Leipziger Straße ein großes Quartier. Nachdem die Friedrich Wilhelm das Darlehn gezahlt hatte, nahm der Verein einen raschen Aufschwung und zählte bald 900 Mitglieder. Herr Gohr eröffnete mir aber vertraulich, daß er bei der Gründung der pädagogischen Zeitung eine Schuld kontrahiert habe, von der seine Frau nichts wissen solle. Ich möge ihm daher eine Bürgschaft von 600 Mark geben, die übrigens eine bloße Formalität sei. Ich sagte dies nach einigem Zögern zu. Nach der Sitzung, als wir sämtliche Vorstands-Mitglieder uns in ein Lokal begeben hatten, wurde mir dann in Eile ein Wechsel vorgelegt, den Robert Gohr acceptiert hatte, und in dem die Geldsumme mit Ziffern und Buchstaben eingetragen war. Nach einem Vierteljahr erklärte Herr Gohr, daß er den Wechsel einlösen werde, und ich einen neuen über 585 Mark unterschreiben möge. So ging es von Vierteljahr zu Vierteljahr weiter. Der Wechsel wurde immer kleiner, 400 Mark, 4 mal 300 Mark, 2 mal 200 Mark. Der Verein war inzwischen immer mehr aufgeblüht, und die Erteilung der Korporationsrechte stand bevor. Ich wollte dann unverzüglich auf mein Hauptziel losschreiten und hatte zu diesem Zweck bereits mit hochgestellten Personen Verhandlungen angeknüpft. Auch der preußische Beamtenverein zeigte sich nicht unnahbar. Sein Direktor kam nach Berlin und trat mit uns in Beziehungen. Leider war, während ich des Rektoratsexamens wegen in mehreren Sitzungen fehlte, durch Schuld des Herrn Bachmann ein jüdischer Herr Fließ in den Vorstand gewählt worden. Dieser wußte die Vorstandsmitglieder selbstverständlich zu entzweien und suchte den Vorsitzenden dadurch zu stürzen, daß er dessen vollständig verschuldete Lage, von der bisher Niemand etwas wußte, und die er auf nicht bekannte Weise erforscht hatte, öffentlich bekannt gab. Die ungetrübte Einigkeit ging verloren, es bildeten sich Parteien, die jeden Fortschritt unmöglich machten. Die Friedrich Wilhelm drohte, ihr Geld zurückzuziehen, womit wir alle in's Unglück gestürzt wären. Da berief ich eine vertrauliche Vorstandssitzung ohne den Juden, und viele Vorstandsmitglieder erklärten sich bereit, für Herrn Gohr, der seine Lage darstellen mußte, einzutreten. Ich weigerte mich zwar, Unterschriften zu leisten, gab aber 480 Mark, mein ganzes Vermögen, bar, worüber der Schuldschein noch heute in meinen Händen ist. Ein Eisenbahn-Betriebssekretair Pechartscheck, ein durchaus solider Mann, der sich nicht den geringsten Genuß gönnte, und noch Andere gaben Unterschriften für bedeutende Summen. Später, nach Eingang der Korporationsrechte und besserer Fundierung des Vereins, sollte Herr Gohr aus dem Vorstand scheiden und vom Verein voll ausgelöst werden. Der Jude wurde seines Einflusses beraubt. Alles geriet wieder ins rechte Geleise, die Korporationsrechte wurden erteilt. Jetzt aber ereignete sich ein Vorfall, der in seinen Ursachen nicht aufzuklären ist. Herr Gohr, übrigens eine hoch angelegte ideale Natur, dessen beide Schöpfungen, die Vereinigung der Berliner Lehrerschaft und der Deutsche Beamtenverein, heute in höchster Blüte stehen, hatte sich durch die Begrün-

dung der pädagogischen Zeitung und des der Auswucherung durch das Judentum entgegenarbeitenden Deutschen Beamtenvereins viele mächtige Feinde geschaffen, und jetzt war er noch offen zum Antisemitismus übergetreten, der in dieser Zeit seine ersten Lebenszeichen von sich gab. Kurz vor seiner vollständigen Auslösung machten diese Feinde den gründlichen Versuch, ihn zu stürzen. Es drängte sich an Gohr ein bis dahin ganz unbekannter Lieutenant Stücker heran, erforschte alle seine Verhältnisse, zog einen Holzhändler Herrn Flemming, den Gohr über Wasser hielt, und dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, an sich und entlockte diesem alle Geheimnisse. Dann denuncierte er Gohr bei der städtischen Schul-Deputation wegen seiner Schulden und gab auch sämtliche Bürgen an. Die Schul-Deputation leitete sofort die Disciplinar-Untersuchung ein und suspendierte ihn vom Amte. Viel Freude haben die Hintermänner des Herrn Stücker an diesem allerdings nicht gehabt. Derselbe wurde später wegen Giftmordes, begangen an seiner Frau, angeklagt. Sobald Gohrs Amtssuspension bekannt wurde, drängten alle Gläubiger an, und mir wurden Dinge bekannt, die mich zu Boden schmetterten. In den Wechseln, die Gohr mir zur Unterzeichnung vorgelegt hatte, und die nach seiner Erklärung stets nach einem Vierteljahr eingelöst waren, hatte niemals ein Fälligkeitsdatum gestanden. Da ich annahm, daß er dasselbe bei Begebung stets hineingeschrieben habe, hatte ich einen Wert darauf nicht gelegt. Er hatte aber alle späteren Wechsel nur benutzt, um die Zinsen für die alten zu beschaffen. Nur der erste über 600 Mark muß eingelöst sein. Es meldeten sich bei mir, allerdings erst nach und nach,

1.	Frau Mielenz	mit	Mark	585,00	
2.	Herr Engelhardt	„	„	400,00	
3.	Herr Reihn	„	„	330,00*	
4.	Herr Max Cohn	„	„	300,00	
5.	Herr Krätke	„	„	300,00	
6.	Herr Peter Wirtz	„	„	300,00	
7.	Herr Ehmert	„	„	200,00	
8.	„ „	„	„	200,00	
			Summa	2615,00	

*Dies war die einzige aufständige Forderung, für die Wucherzinsen nicht verlangt wurden.

ich war damit dem Untergange überliefert, denn alle außer Nr. 3 verlangten sofortige Zahlung oder hohe Verzinsung, wozu sie gesetzlich vollständig berechtigt waren, denn ein Wuchergesetz existierte noch nicht. Frau Mielenz z. B. berechnete 6 % Zinsen monatlich, Herr Wirtz ein Viertel des Kapitals an Zinsen vierteljährlich, Herr Max Cohn vom Thaler monatlich 50 Pfennig, gleich 200 % p. a. Herr Ehmert ließ durch einen Freund, den Baumeister Schönert, sofort klagen. Zwar ging aus seinen eigenen Briefen hervor, die er an Gohr gerichtet hatte, daß der erste Wechsel durch den zweiten bezahlt sei, aber Herr Schönert beschwor, daß er davon nichts wisse, und im Wechselprozeß werden keine Zeugen angenommen. Eine Forderung über 400 Mark von einem bereits verstorbenen Gläubiger, für die Pechartscheck und ich gemeinschaftlich verpflichtet waren, ist

ratenweise von uns getilgt worden. Wie ich mich auch entschließen mochte, Rettung sah ich nicht. Ich stand vor meiner Anstellung als Rector, die nicht fehlen konnte, da die Stadt nur zwei oder drei Rectoratskandidaten hatte. Ließ ich es zur Klage kommen, so war die Anstellung wenig wahrscheinlich. Von meinem kleinen Lehrergehalte war aber eine Tilgung der Schuld ganz unmöglich. Ich zahlte sonach die Zinsen, die ich nun selbst leihen mußte. So wuchsen nun meine Schulden rasch. In dieser Not, in welcher ich so fieberhaft erregt war, daß ich kam noch klar sehen konnte, bot sich Frau Gohr als Retterin an. Sie wollte die Schulden ihres Mannes mit 6000 Mark tilgen, ihr Mann aber sollte gehalten sein, sein Gehalt voll und ganz an sie abzuliefern. Die Hälfte sollte zur Tilgung der Schuld verwandt werden. Er sollte aus allen Vereinen ausscheiden und von ihr ein Taschengeld erhalten. Bei der Verhandlung wurde von Frau Gohr der Vormund ihrer Kinder erster Ehe, ein jüdischer Kaufmann, Namens Cristeller, zugezogen. Auf dessen Betrieb mußten wir Bürgen mit Ausnahme des Herrn Pechartscheck uns selbst der Frau Gohr gegenüber verpflichten, zuerst der Ministerial-Sekretair Halwar, dann der Eisenbahn-Sekretair Flemming, zuletzt ich. Die Sache gewann dadurch ein besseres Aussehen, denn im denkbar schlimmsten Falle hatte ich es doch nur mit einem einzigen soliden Gläubiger zu thun. In dieser Zeit durfte ich mich für gerettet halten. Meine Bedingung war, daß Herr Cristeller, der in seinem ruhigen und hochverständigen Wesen einen höchst vorteilhaften Eindruck, fast den eines Patriarchen, auf mich machte, die Regulierung der Gohrschen Schulden selbst übernehme.

Was nun geschehen sein mag, ist für mich in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Die Untersuchung gegen Gohr nahm ihren Fortgang, Herr und Frau Gohr waren in den nächsten 8 Tagen für mich nicht aufzufinden. Ebensowenig konnte ich Herrn Cristeller in seiner Wohnung antreffen. Sicher war nur eins, daß an diejenigen Gläuber, welchen ich verpflichtet war, Niemand behufs Bezahlung herantrat. Als ich schließlich mit Gewalt in die Gohrsche Wohnung drang, wurde mir mitgeteilt, daß einer der schlimmsten jüdischen Gläubiger mit dem Gerichtsvollzieher Rindfleisch in Abwesenheit der Familie mit Hülfe des Schlossers in die Gohrsche Wohnung eingedrungen sei und das gesamte kostbare Mobiliar der Frau Gohr gepfändet und sofort unter Erregung des größten Aufsehens in der Leipzigerstraße mitgenommen habe. Frau Gohr war seitdem für Niemanden zu sprechen und stand jetzt vollständig unter fremdem Einfluß. Sie hat ihr Mobiliar allerdings später wieder erhalten, aber aus Furcht vor neuen Verdrießlichkeiten dieser Art hatte sie ihren Mann, der unter all diesen Eindrücken vollständig fassungslos und ein willenloses Kind geworden war, zu bewegen gewußt, sich von ihr scheinbar zu trennen und auch in eine Trennung der Ehe aus gegenseitiger Abneigung zu willigen. Daß sie ihm versprochen hat, auch späterhin ihm treu zur Seite zu stehen, geht daraus hervor, daß sie ihn in seiner neuen Wohnung, die ich erst viel später erfahren konnte, häufig aufgesucht und mit frischer

Wäsche und allen Bequemlichkeiten versehen hat. Wenn Gohr darauf rechnete, daß dieses Verhältnis ein dauerndes sein sollte, so irrte er sehr. Mit dem Scheidungstage hörten alle Beziehungen zwischen seiner Frau und ihm auf. Gohr raffte sich noch einmal auf, er verhandelte mit reichen Leuten wegen Gründung einer großen antisemitischen Zeitung. Luckhardt mit seinem Deutschen Tageblatt kam ihm zuvor. Dasselbe hat jetzt eine Schwenkung zu den Nationalliberalen gemacht. Gohr durfte sich dort nicht blicken lassen. Es ging jetzt rasch mit ihm zu Ende. Er verfaßte noch das konservative A. B. C., wurde Redakteur der von O. Marr begründeten Deutschen Wacht, einer vorzüglichen antisemitischen Zeitschrift, aber der Verleger konnte sich nicht halten, und die Deutsche Wacht ging zu Grunde. Noch gelang es mir später, ihm einen kleinen Privatunterrichtszirkel einzurichten, der aber sofort, da er keine Konzession hatte, mit Auflösung bedroht wurde. Der Gram über das Verhalten seiner Frau, die er bis zu Ende liebte, der Gram über all das Unglück, das er, der in seinem Triebe, die Menschheit von ihren Peinigern zu erlösen, wobei er aber selbst ins Verderben geraten war, angerichtet hatte, war zu mächtig. In der Flasche hat er Vergessenheit gesucht. Er soll unter elenden Verhältnissen in einem Krankenhause gestorben sein. Mit Absicht hat er Niemanden Schaden zufügen wollen, aber die Verhältnisse haben ihn in schwere Schuld getrieben. So endete einer der genialsten, durchaus selbstlosen Männer, zu Tode gehetzt durch Juden. Auch Frau Gohr, die ihren Mann wirklich geliebt hat, ist vom Unglück entsetzlich heimgesucht worden. Ihre beiden Söhne mußten bei Nacht und Nebel aus Berlin entweichen, der eine nach schwerer Unterschlagung bei einem Kaufmann Herzfeld in der Heiligengeiststraße. Beide haben ihr schönes Geld durchgebracht und sind vielleicht längst verdorben und gestorben. Die eine Tochter verheiratete sich mit einem Buchhalter, der aber später auch Unterschlagungen machte. Um ihn zu retten, brachte die Frau ihr ganzes väterliches Vermögen zu dem Chef, aber während ihrer Abwesenheit hatte sich ihr Gatte mit einem Messer getötet. Ehre einer solchen Frau, die für ihren Gatten, der allerdings durch das Bestreben, reich zu werden, sich zu Börsenspekulationen hatte hinreißen lassen, die ihn schließlich in schwere Schuld getrieben haben, ihr letztes hingegeben hat. Sie darf ihre Augen stolz aufheben, auch wenn sie sich mühsam durch's Leben schlagen muß. Sie wollte lieber arm werden, als ihren Gatten verstoßen. Es entsteht nur die Frage, wer Frau Gohr selbst zu dem entsetzlichen, ganz undeutschen Entschluß gebracht hat, sich von einem geliebten und treuen Manne, der nur unglücklich, nicht schlecht war, zu trennen. Er hätte bei seinen Fähigkeiten viel Unheil noch wieder gut machen können. Vielleicht geben meine nachfolgenden Erlebnisse den Schlüssel dazu. Frau Gohr hatte den Wechsel über 6000 Mark an Herrn Cristeller gegeben, welch letzterer sich als Eigentümer auswies. Er forderte Halwas, Flemming und mich zur Zahlung auf. Die beiden ersten hatten davon genug. Halwas, im Begriff, sich mit einer wohlhabenden Dame zu verheiraten, wurde vom schlimmsten Verfolgungswahnsinn befallen und von seinen An-

gehörigen nicht ohne Gefahr für Leib und Leben nach Pankow gebracht. Flemming quittierte sein Amt und suchte sich als Geschäftsreisender ehrlich zu ernähren. Jetzt wandte sich der Jude Christeller mit der gesammten Forderung gegen mich. Ich hätte auf dem Prozeßwege wohl etwas erreichen können; ich lief von einem Rechtsanwalt zum andern, aber bei dem hohen Objekt von 6000 Mark wurde ein bedeutender Vorschuß verlangt, während ich nicht einmal wußte, wie ich meine Familie satt machen sollte. Bei Klagen über 300 Mark wird man aber nicht selbst zur Vertretung seiner eigenen Sache zugelassen, und es wird ein Versäumnisurteil gefällt. Klagen auf Armenrecht kann ein Beamter aber nicht, auch wenn er den Versuch machen würde. So entsteht in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in einem Rechtsstaate der Fall, daß ein Staatsbürger vollständig rechtlos wird. Selbst bei einer ganz fingirten Forderung müßte man sich ruhig verurteilen lassen. Das ist das jüdisch-römische Recht, das ist unsere vielgerühmte jüdische Freiheit; Michael Kohlhas muß seinen kopflosen Körper noch im Grabe umdrehen. Ich mußte wohl oder übel mich mit Herrn Cristeller verständigen, gab ihm eine ganze Anzahl kleinerer Wechsel und habe darauf einen großen Teil bar bezahlt. Als ich später etwas Geld in die Hände bekam, ließ ich es auf einen Prozeß ankommen, gewann den ersten, verlor den zweiten eines Formenfehlers wegen, dann war meine Kunst wieder zu Ende. Weitere Vorschüsse konnte ich nicht zahlen. Rechtsanwaltsgebühren hatte ich Mark 104 zu bezahlen.

Später hatte Frau Gohr den Rest der Forderung wieder in Händen, und ich zahlte ihr auch eine Kleinigkeit. Als sie aber mit der Behörde zu drohen anfing, habe ich keine Briefe mehr beantwortet.

e. Meine Anstellung als Rektor.

Meine Schuldverhältnisse wurden durch die Gohrsche Untersuchung, in der ich unter Androhung schwerer Strafen durch den Untersuchungsrichter Zelle zum Eide gezwungen wurde, natürlich bekannt. Da mir aber Niemand Verschwendung, einen unsoliden Lebenswandel oder auch nur eine unnütze Ausgabe nachweisen konnte, die Entstehung der Schuld durch eine nicht gesetzmäßige Handlung Gohrs auch von keiner Seite bestritten wurde, so war meine Anstellung als Rektor, zumal weitere Kandidaten fast gar nicht vorhanden waren, immerhin wahrscheinlich. Im Jahre 1880 wurde ich denn auch von dem Schulrat Dr. Bertram auf Vorschlag des Schulinspektors Dr. Krähe der Schuldeputation zur Wahl vorgeschlagen. Ich war meiner Wahl so sicher, daß ich es nicht einmal für nötig hielt, die obligatorischen Besuche bei den Mitgliedern der Schuldeputation abzustatten. Nicht einmal dem Dr. Hermes stellte ich mich behufs Ablegung des sonst doch unbedingt notwendigen politischen Examens vor. Wäre meine Wahl damals erfolgt, so wäre Alles gut geworden. Leider aber war einem Schuldeputationsmitgliede durch irgend welche Einflüsterung, vielleicht durch ein geheimes Ueberwachungskomitee bekannt geworden, daß ich mit dem Lektor

des lit. Bureaus im Ministerium des Innern genau bekannt sei und gelegentlich Artikel im konservativen Sinne abliefere. Dies brach mir den Hals. Ich wurde abgelehnt, zugleich wider meinen Willen an eine andere Schule versetzt, an der ich allerdings ebenso wie an allen Schulen, denen ich bisher angehört hatte, sehr liebe Verhältnisse fand. Ein Kollege aus dieser Schule, der jetzt selbst Rektor ist und mir warme Freundschaft entgegenbrachte, bemühte sich in meinem Interesse, und auf seine Veranlassung fand eine Unterredung zwischen mir und dem Stadtverordnetenvorsteher Dr. Straßmann statt, etwa ¾ Jahre nach meiner Ablehnung als Rektor durch die Schuldeputation. Dieser Herr kam mir in sehr offener, ich möchte sagen, großartiger Weise entgegen. Ich leugnete in keiner Weise meine Angehörigkeit zur konservativen Partei, noch weniger meinen Antisemitismus, den ich allerdings ihm gegenüber nur durch meine Erfahrungen begründete. Er erkannte das Berechtigte meiner Anschauungen unumwunden an, erklärte, daß er selbst ein Todfeind des Wuchers sei und dies auch durch seine Gründung des Vereins gegen Verarmung bewiesen habe. Auch sonst helfe er Beamten nach Kräften, und falls sie seiner Hülfe würdig seien, löse er sie durch die Königstädtische Genossenschaftsbank auch ganz aus, wie er dies z. B. bei dem Rektor Paulick mit 18 000 Mk. gethan habe. Dieser denke jetzt über politische Verhältnisse ganz anders, wie früher. Aber es sei ein Unding, die Sünden Einzelner mit konfessionellen Hetzen zu beantworten. Er überlasse mir, zu denken, was mir gefalle, aber das müsse ich ihm versprechen, mich nie an konfessionellen Hetzen zu beteiligen. Ich that dies und beging damit ein Unrecht, das den eigentlich tragischen Mittelpunkt meines ganzen Lebens bildet. Allerdings sagte ich mir in dem Augenblick: Du kannst dieses Versprechen ruhig abgeben, denn dahin wirst Du nie in deinem Leben kommen, irgend einen Menschen wegen seiner Religion anzugreifen. Ich habe das auch nie gethan, nie gebilligt, und wenn ich die Juden nicht wegen ihrer sozialen Thätigkeit absolut bekämpfen müßte, eine Synagoge könnten sie meinetwegen in jeder Straße bauen. Aber leider konnte mir dieser Gewissensvorbehalt wenig nützen, denn ich wußte recht gut, was Dr. Straßmann mit der euphemistischen Bezeichnung „religiöses Hetzen" meinte!

Herr Dr. Straßmann that an mir aber jetzt viel Gutes. Auf meine dringende Bitte, mir das politische Examen bei Herrn Dr. Hermes zu ersparen, das ich, wie er recht gut wisse, unmöglich bestehen könne, sagte er dies zu und riet mir, den Besuch einfach zu unterlassen. Ferner verschaffte er mir ein ganz zinsloses Dahrlehn von 1200 Mk., das ich sehr langsam tilgen konnte. Endlich stellte er mir vollständige Schuldentilgung durch die Königstädtische Genossenschaftsbank in Aussicht, falls ich mich nach Verlauf eines Jahres bewährt habe. Ob er dies amtlich oder politisch meinte, sagte er allerdings nicht. Herr Dr. Straßmann ist jetzt tot, aber die Gerechtigkeit erfordert, daß ich über mein Verschulden und über sein durchaus ehrenwertes, ja menschenfreundliches Verhalten nicht den Schleier der Nacht decke, zumal nicht mit Unrecht behauptet wird, daß er für die Herrschaft seines Volkes in Berlin mehr gethan habe,

als irgend ein anderer Jude. Mich hätte es wahrhaftig in meinem Gewissen gebunden und von der Bekanntgabe meiner Anschauungen abgehalten, wenn seine Unterführer, teilweise germanischen Stammes, also Verräter ihres eigenen Volkes, mich nicht in ungeschickter und typischer Weise wieder gewaltsam auf den Kampfplatz gestoßen hätten.

Dr. Straßmann war der feindliche Feldherr in Berlin, aber er war ein geschickter Feldherr!

Am 1. Oktober 1881 wurde ich ohne weitere Mühe als Rektor der 119. Gemeinde-Schule angestellt.

f. Beginn der politischen Verwickelungen.

Zur Zeit meiner Anstellung gingen die politischen Wogen in Berlin sehr hoch. Ich hatte die antisemitisch-soziale Bewegung vor Jahren als einer der ersten mit ins Leben rufen helfen, jetzt war ich gezwungen, mich im Hintergrunde zu halten. Es war eine entsetzliche Situation. Meine ganze Seele lebte in dem Gedanken der sozialen Reform, und ich fühlte lebhaft, daß meine Anschauungen bessere und richtigere seien, als die vieler öffentlichen Kämpfer, denen ich übrigens die herzlichsten Sympathien entgegenbrachte. Im Jahre 1876 hatte ich in Guben eine Landwehrübung mitgemacht. Unter den eingezogenen Wehrmännern befand sich auch ein hochintelligenter, durchaus ehrenwerter und nüchterner Sozialdemokrat, ein Hutmachergehülfe Wambsgans. Mir entging damals schon nicht die siegende Gewalt der mit innerer Ueberzeugung vorgetragenen sozialdemokratischen Ideen. Mir entging ebensowenig, daß es leicht sei, die unbedingt verkehrten Ideen der Sozialdemokratie mit den wahren, berechtigten zugleich den unbefangenen Hörern einzuimpfen und zu einem untrennbaren Ganzen zu vereinigen. Ich hatte mit dem übrigens lieben Kameraden Wambsgans darüber heftige Debatten zu führen, die zwar beiderseits nicht überzeugten, aber beiderseits doch wohl nicht ohne Eindruck blieben.

Das eine wurde mir schon damals zur Gewißheit:

„Nicht das Spielen mit der sozialen Reform, sondern wirkliche, volle Reform mit gänzlicher Beseitigung des Judentums allein kann das Vaterland vor den entsetzlichsten Krisen bewahren.“

Jetzt, 1881, wo für mich sich Anknüpfungspunkte und Verbindungen reichlich fanden, mußte ich schweigen, denn darüber konnte kein Zweifel sein: Meine Lebensstellung und damit die Existenz meiner Familie, die ohnehin genug erschüttert war, stand in ernstester Gefahr, falls ich, Untergebener einer jüdischen fortschrittlichen Stadtbehörde, mich politisch bemerkbar machte.

Da wurde ich fast gewaltsam vorwärts gestoßen. Zunächst erhielt ich ein Schreiben des Bureauvorstehers Meyer von der städtischen Schuldeputation, in dem ich aufgefordert wurde, einem fortschrittlichen Verein beizutreten. Statuten und eine Beitragsquittung waren gleich beigefügt. Es war dies wenige Tage nach dem Erscheinen der so hoch bedeutsamen Kaiserlichen Proklamation vom 17. November 1881, die in mir einen wahrhaften Sturm der Begeisterung

hervorrief. Der betreffende Verein war bisher parteilos gewesen, und ich hätte ihm ganz gern angehört. Jetzt aber, sozusagen als Antwort auf die Kaiserliche Proklamation, hatte er sich in einen fortschrittlichen verwandelt. Da konnte ich nicht anders, ich mußte die halbamtliche Aufforderung entschieden und unter Darlegung der Gründe, zurückweisen.

Auch das Bedürfnis, durch die eigene Parteipresse auf dem Laufenden erhalten zu werden, konnte ich nicht unterdrücken. Ich las das damals entschieden gut redigierte Deutsche Tageblatt. Es konnte nicht fehlen, daß die Zeitung häufig genug auch in meinem Amtszimmer lag, und daß es meinen Lehrern, die im Amtszimmer gemeinsam ihr Frühstück verzehrten, in die Hände fiel. Politische Debatten waren daher unausbleiblich, und Zwang legte sich Niemand dabei auf, da ich mit Allen in freundlichstem Verkehr stand.

Plötzlich erbat sich ein Lehrer, Herr Klockow, eine geheime Unterredung und teilte mir mit, daß meine sämtlichen Aeußerungen durch einen Lehrer Besse, der ebenfalls an der von mir geleiteten Anstalt angestellt war, dem Stadtverordneten, Mitglied der städt. Schuldeputation und Hauskurator meiner Schule, Herrn Ripberger, mitgeteilt würden, teils direkt, teils durch einen anderen Rektor.

Daß diese sehr wohl gemeinte Warnung leider berechtigt war, mußte ich nur zu bald einsehen.

Herr Ripberger bestellte mich in seine Wohnung, besprach mit mir einige dienstliche Angelegenheiten und fuhr dann in ziemlich schroffer Weise fort: Wir sind als liberale Stadtverwaltung auch in politischer Hinsicht sehr liberal. Sie können meinetwegen der roteste Sozialdemokrat sein, aber die Antisemiten hassen wir und werden sie in der städt. Verwaltung nicht dulden. Ein Antisemit ist unter allen Umständen ein unanständiger Mensch, merken Sie sich das! Das war eine andere Sprache als die des Dr. Straßmann, und ich wurde dadurch so gründlich gereizt, daß ich, einem Mitgliede meiner Behörde gegenüber allerdings in unpassender Weise antwortete: Unanständig sind in meinen Augen viel mehr diejenigen Deutschen, die wegen persönlicher Interessen ihr eigenes Volk an ein fremdes verraten!

Daß dieses Gespräch nicht verschwiegen geblieben war, mußte ich bald genug erfahren. Mein Vorgesetzter, Herr Schulinspektor Dr. Jonas, der es damals mit mir zweifellos gut meinte, begann wenige Tage später ein Gespräch mit den Worten: Ich will grade nicht sagen, daß alle Antisemiten, deren es jetzt so viele giebt, unanständig sind, aber u. s. w.

Bald darauf begannen dann auch die amtlichen und außeramtlichen politischen Verfolgungen, die in 9 Jahren nicht geruht und sich in immer größerer Heftigkeit soweit entwickelt haben, daß jetzt die höchsten Staatsbehörden eine Entscheidung treffen müssen.

Was solche Verfolgungen bedeuten und welche Ränke dabei unterlaufen, wird der Leser aus dem Nachfolgenden ersehen.

Ein mitleidiges Lächeln kann es bei mir nur hervorrufen, wenn ich von behördlichen Verfolgungen wegen politischer Opposition auf dem Lande höre. Ich kenne die Verhältnisse dort auch. Was will es sagen, wenn ein übereifriger Gensdarm einmal einen oppositionslustigen Bauern wegen irgend einer Regelwidrigkeit zur Anzeige bringt, und dieser 3 Mk. Strafe zahlen muß? oder wenn eine unbequeme Verfügung wegen Wegeausbesserung pp. erlassen wird? Der kennt die Bauern schlecht, der daran glaubt, daß sich auch nur ein einziger aus Furcht vor solchen Plänkeleien in seiner politischen Ueberzeugung beeinflussen ließe. Das Gegenteil ist der Fall. Wer politische Sklaverei und die raffinierteste, tödlichste politische Verfolgung und Knechtung bis zum Untergange kennen lernen will, der komme nach Berlin. Der reichste deutsche Mann ist hier unfreier, als der Großknecht des Bauern, der ihm gegenüber der wahrhaft freie Mann ist. Genaues hierüber folgt weiter unten.

g. Die Entwickelung meiner Schuldverhältnisse.

Wäre ich 1880 Rektor geworden, so hätte sich dem riesigen Anwachsen der Schulden vielleicht, aber auch nur vielleicht ein Damm entgegensetzen lassen. Jetzt war dies unmöglich. Man wolle sich immer vergegenwärtigen, daß bei nur 100 pCt., ohne Agentengebühren, jede Schuld sich in einem Jahr verdoppelt, in zwei Jahren vervierfacht. Wer eine Schuld von 1000 Mk. so zwanzig Jahre lang aufrecht erhalten würde, hätte dann eine Schuld von 4,145,152,000 Mk., wobei sein eigenes Einkommen noch extra für Agentengebühren zu berechnen wäre. Genau so viel Schulden hat aber das ganze deutsche Reich mit allen seinen Staaten.

Nachdem ich Rektor geworden war und ein Darlehn von 1200 Mark erhalten hatte, glaubte ich wenigstens den größten Teil der Wucherschulden beseitigen zu können, aber es gelang nicht. Was vermochten meine Überlegungen gegenüber der Schlauheit der Blutsauger, denen ich in die Hände gefallen war!

Mein Ziel konnte auch für die Zukunft nur darin bestehen, die Wucherschulden auf irgend eine Weise in niedrig verzinsliche Schulden zu verwandeln. Gelang letzteres, so war ich gerettet, denn ich hatte ein hohes Einkommen, von dem ich jährlich den allergrößten Teil zur Schuldentilgung verwenden konnte. Das zu meinem Lebensunterhalt Notwendige konnte ich nebenher verdienen, denn allmählich wurden die schriftstellerischen Arbeiten gut bezahlt. Mehrere mal habe ich von wohldenkenden Leuten auch niedrig verzinsliches Geld erhalten, aber leider konnte ich mich niemals ganz befreien, weil fast sämtliche Wucherer ihre Versprechungen, für einen bestimmten, niedrigen Preis die Schuld zu quittieren, nicht hielten, sobald es zum Bezahlen kam. Meine Freunde wurden erzürnt, die verminderte Schuld wuchs schnell wieder an, da ja gleich zu Anfang das gesamte Einkommen nicht zur Zinszahlung ausreichte. Als das Wuchergesetz in Kraft trat, verkehrte kein Geldgeber mehr direkt mit dem Schuldner, sondern bediente sich der Agenten, durch die das Geld noch bedeutend verteuert wurde. Ich wurde nach

und nach mit einer ganzen Anzahl derselben bekannt, nenne vorläufig nur die Namen Zucker, Levysohn, Grävenitz, Lehmann, Stückgold, Conrad Trossin, Siegbert Cohn, Zodek, Mach, Klingspor 2c. Diese vermittelten Geldgeschäfte für Pariser, Halpert, Zimmermann, Nikolai, M. Cohn, Redlich, Dann, Stadthagen, Gericke und Balke,. P. Wirtz, Natschelsky, Tietz, Schiftan in Breslau, sowie mit Firmen in Hamburg, Driesen 2c., ferner mit vielen kleinen Geschäftsleuten.

Da das Gehalt mit meinem Nebeneinkommen zusammen bei Weitem nicht zur Zinszahlung ausreichte, so wuchs die Schuld im Handumdrehen, und die Agenten, im geheimen Einverständnis lebend, zogen immer neue Wucherer heran, die sich an der fetten Beute beteiligen wollten. Als dann bei mir nicht mehr viel zu holen war, hat man meinen Wechsel kleinen deutschen Geschäftsleuten angedreht, auch zu 100 pCt. Diese haben dann Mühen und Sorgen mit mir genug gehabt.

Sie konnten dem Sirenengesang der Agenten, die ihre Hauptauftraggeber entlasten wollten, nicht widerstehen. In der Zeit vom 1. Oktober 1881 bis 1. Mai 1886, wo meine Lage anfing, eine geregelte zu werden, vor allen Dingen keine Wucherzinsen mehr bezahlt wurden, habe ich sicher 20 000 Mark Zinsen bezahlt, wobei aber die Schuld fortwährend wuchs. Als ich im Frühjahr 1886 wirklich an die Schuldentilgung denken konnte, verminderte sich die Schuld jährlich um 2500 Mark. Als Belag hierfür lasse ich weiter unten die Quittungen abdrucken von einem einzigen Vierteljahr, größtenteils Postquittungen. Die 35 Gläubiger sanken bis heut auf 11. Ich kann es dem Leser nicht ersparen, einen Gehaltstag in der Zeit vom 1. Oktober 1881 bis 1. April 1886 mit durchzumachen. An Gehalt erhielt ich vierteljährlich 795 Mark, Mietsentschädigung 150 Mark, Nebeneinnahmen ca. 70 Mark, Summa nach Abzug von 13,50 Mark Witwenkassenbeiträgen ca. 1000 Mk.

Gelang es mir, den draußen wartenden Gläubigern und Agenten zu entwischen, so begab ich mich schleunigst in ein Bierlokal am Moritzplatz. Dort wartete der Agent Conrad Trossin, der für die Firma Redlich (!) arbeitete. Herr Redlich bekam 1000 Mark. Ich übergab Trossin die 1000 Mark, einen Wechsel über 1000 Mark und einen Verkaufsschein, folgendermaßen lautend: „Hierdurch beauftrage ich Herrn Conrad Trossin, einen Wechsel über 1000 Mark, fällig am .... 188 ., bestmöglichst zu verkaufen und den Betrag an mich abzuführen.“

Herr Trossin brachte das Geld zu Redlich, erhielt 750 Mark auf den neuen Wechsel, welche er mir brachte. 50 Mark waren dann der Lohn für seine Bemühungen. Mit den 700 Mark ging er zu den übrigen Geldleuten; was ich schließlich übrig behielt, waren 550 Mark. Jetzt war es 4 Uhr geworden, und ein anderer Agent erwartete mich Köpenicker- und Prinzen-Straße Ecke, der bei Herrn Dann ähnlich verfuhr, dann ging ich zu Herrn Peter Wirtz, löste meinen Wechsel ein, der erst am andern Tage neu gemacht wurde, und ging dann mit 10 oder 20 Mark nach Hause. Die Miete war nicht mehr vorhanden. Zu Hause saßen dann die übrigen Agenten oder Geldgeber, die auf den andern Tag ver-

tröstet wurden. Am andern Tage kamen dann auch manche bis ins Amtszimmer. Ging das Geld von Wirtz pünktlich ein, so bezahlte ich die Miete, den anderen Agenten etwas, wobei es meistens großen Lärm gab, die Agenten mußten schon neue Geldquellen suchen, bis ich, nachdem ich noch persönlich Herrn Keller, Frau Mielentz und andere aufgesucht hatte, am 3. oder 4. Tage Ruhe bekam, vorausgesetzt, daß die Herrn Tietz übergebenen und von der Reichsbank kommenden Wechsel nicht protestiert werden mußten. Für die Familie blieb nichts übrig. Wie knapp es oft zugegangen ist, kann sich jeder denken. Glücklicherweise hielt ich Hühner, die von dem von den Kindern weggeworfenen Brot lebten. Die Familie mußte ich durch Privatarbeiten erhalten. Zuweilen konnte ich auch die Miete nicht pünktlich bezahlen. Bei den Agenten traf ich mit allen möglichen Beamten, Staatsanwälten, Amtsrichtern, Schulinspektoren, Polizeiräten, Rechnungsräten, Bauräten, Kriminalkommissarien, Predigern, Rektoren, Lehrern, Sekretären 2c. zusammen. Ein Staatsanwalt, der in Moabit thätig war, hatte sein Mobiliar bei einem Geldgeber auf Leihkontrakt. Ein Amtsrichter Storch war in seiner Verzweiflung schließlich dem Morphiumgenuß verfallen. Lebende Personen will ich nicht nennen, vielleicht schadet es ihnen, aber von verstorbenen Personen nenne ich die Rektoren Gericke und Mehlhose. Beide sind in Folge ihres Kummers frühzeitig ins Grab gesunken. Einige besonders lehrreiche Verhältnisse will ich aus der Masse noch besonders hervorheben.

Zu dem jüdischen Cigarrenhändler Herrn Keller brachte mich der Lehrer Krüger. Herr Keller gab das Geld zinsfrei. Für 100 Mk. gab er 50 Mk. und einige Kisten Cigarren. Da diese Cigarren aber nicht aus Tabak bestanden, so nahm ich lieber eine einzige Kiste, also für 300 Mk. 150 Mk. baar und 3 Kisten Cigarren. Wie dieselben aber auch noch beschaffen waren, wird der Lehrer Krüger aussagen können, dem ich einige davon dankbarlichst dedicierte. Dies Geschäft wurde zwei Jahre fortgesetzt. Schließlich erklärte Keller, daß er das Geschäft satt habe. Er verdiene daran höchstens 25 pCt., den Löwenanteil nehme Krüger, der Geldgeber und Zuführer zu gleicher Zeit sei und sich für das ohne Mühe verdiente Geld in der Thaerstraße ein Haus gekauft habe.

Der Lehrer Krüger erklärte diese Mitteilung damals für unwahr, verklagte Keller aber nicht. Herr Stückgold brachte Wechsel zu einem jüdischen Bankier Natschelsky oder schickte sie an eine jüdische Firma in Stuttgart. Herr Pariser machte mit mir nur 2 Geschäfte, eins durch einen Agenten (für 150 Mk. = 100 Mk.), eins direkt (150 Mk. = 120 Mk.), dann stellte er mir einen Herrn Halpert vor, der mit mir dann weitere Geschäfte machte. Herr Siegbert Cohn, der alt und gebrechlich war und nur noch kleinere Geschäfte vermittelte, gab genauen Aufschluß über das Geschäft mit den Offizieren, das doch noch bei Weitem an grausamer Ausbeutung über das Beamtengeschäft hinausging. Herr Cohn, der mir nur 100 pCt. p. a. berechnete, sagte: „Mit einem verheirateten Beamten muß man solide sein, aber bei einem Offizier ist es egal, ob er auf den Buben 50 Mk. mehr oder weniger setzt!“

Er hatte viel Geld verdient, dies aber bei einer großen Spekulation, bei welcher es sich um den Ankauf eines Bergwerks handelte, wieder verloren. Jetzt war er arm und wurde von den großen Banken zum Offiziergeschäft nicht mehr zugelassen. Später diskontierte er mir einen Wechsel bei einem Schuhmachermeister in der Zionskirchstraße. Den Betrag von 200 Mark unterschlug er. Ich habe diese Summe nur sehr langsam abzahlen können. Der Frau des Schuhmachers übergab er einige Tage später einen bunt bedruckten Bogen, der als Wertpapier ausgegeben wurde, und worauf er noch eine Geldsumme lieh. Um die Denunciation zu verhüten, hat entweder die jüdische Gemeinde oder ein größerer jüdischer Verein das Geld an den Schuhmacher bezahlt. Bei mir hat man das nicht für nötig gehalten, weil man wußte, das ich doch nicht denunzieren könne, ohne meine ganzen Verhältnisse vor der Öffentlichkeit aufzurollen und dadurch mit Rücksicht auf mein Amt in schwere Gefahren zu geraten. Als Ersatz wollte mir Herr Cohn ein Bündel Offiziersehrenscheine schenken, die er nachher freiwillig liegen ließ. Der Agent Herr Levyson war im Wesentlichen Eintreiber für unsichere Forderungen. Durch seine Schuld ist der Lehrer Dasel aus dem Amt gekommen. Am interessantesten wurde mir der jüdische Agent Zodek, weil der Mann noch eine Spur von Gewissen hatte. Er war Unteragent der Cigarrenhandlung von Lautrup in Hamburg, (jüdische Firma). Er bestellte bei derselben Cigarren, ließ sich als Bezahlung dafür einen Wechsel geben und brachte die Cigarren dann zum Hauptagenten. Dieser zahlte die Hälfte des Wertes aus Herr Lautrup hat den Wechsel schließlich gegen mich einklagen müssen, merkwürdiger Weise durch den christlichen Rechtsanwalt Kleinholz, der auch die Klagen des Herrn P. Wirtz besorgte. Den allergrößten Teil habe ich abbezahlt, aber als Herr Lautrup wegen des letzten kleinen Restes mir drohte und sagte, ich sei straffällig, weil ich die Cigarren gleich wieder verkauft habe, war mir das doch etwas stark. Ich zahlte den Rest nicht und warte seit vier Jahren vergeblich auf weitere Schritte seinerseits. Ähnlich wurde es von dem Agenten Zodek mit einem Weingeschäft gemacht. Schließlich suchte sich Herr Zodek einen ehrenvolleren Erwerb, indem er in katholischen Gegenden mit Cruzifixen handelte, die Nachts leuchteten. Den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus", sprach er mit vieler Salbung. Der schlimmste von allen Gläubigern war der Fabrikant Berndes in der Wienerstraße, der schon in dem Bombeartikel genannt ist. Der Schneider Zimmermann am Küstrinerplatz, dessen Geschäftsführer Jacobsohn heißt, hatte eine ganz andere Methode. Er gab seine Wechsel weiter an die Häuser Jacoby, vormals Hiller, Schlesinger u. s. w. Wurden die Wechsel nicht bezahlt, so ließ er sich mit verklagen. Erhielt er aber das Geld zum Einlösen der Wechsel, so konnte er dieselben nachher nicht wiederfinden. Er wollte stets gern Quittungen über Mietsentschädigungen haben, die er aber am Fälligkeitstage auch verlegt hatte. Ich mußte eine neue schreiben, und dann kam er selbst zur Empfangnahme des Geldes mit nach dem Rathause. Später ließ er sich eine schiedsmännische Anerkennung geben, verzichtete auf Zinsen und gestattete

Teilzahlung. Noch später aber fand er all die alten Wechsel und Mietsquittungen wieder, und klagte die ersteren ein. So hat er aus einer Schuld von vielleicht 500 Mark bei sehr reichlicher Zinszahlung eine solche von 2000 bis 3000 Mark gemacht. Herrn Redlich lernte ich später persönlich kennen, doch war mir die Bekanntschaft nicht von Segen. Jetzt bekam ich einige Dutzend Taschenmesser, ½ Dutzend Aschbecher, chinesische Waaren und alle möglichen wertlosen Sachen mit in Zahlung. Schließlich erklärte er, daß er jetzt genug an mir verdient habe, ich möge ihm eine notarielle Anerkennung geben, dann könne ich das Geld ohne Zinsen langsam abzahlen. Sein Vertreter Herr Bruno, der in der Bombeschen Kalbsbratengeschichte eine Rolle spielte, ging mit mir zum Notar. Sofort nach der notariellen Verhandlung aber ließ er mein gesamtes Mobiliar pfänden durch den Gerichtsvollzieher Bock I. Er erklärte später lachend, daß er unter der Hand erfahren hätte, ein Gläubiger beabsichtige dasselbe, und diesem wollte er zuvorkommen. Die übrigen Wuchergeschäfte, teilweise sehr interessanter Art, will ich dem Leser vorläufig ersparen, um nicht ermüdend zu wirken. Will aber die Staatsanwaltschaft ganz genaues darüber wissen, so braucht sie nur die Akten sämtlicher Gerichtsvollzieher zu durchblättern. Es würden sich dann tausende von Zeugen feststellen lassen. Bezüglich des Halpert würden die Akten des Gerichtsvollziehers Maronde, bezüglich des Herrn Zimmermann die Akten des Gerichtsvollziehers Schüler schon manches Interessante ergeben. Freilich gehörten zu so umfassenden Maßregeln unendlich viel Beamte, und ausgerottet würde der Krebsschaden doch nicht auf diesem Wege.

Es hätte für mich einen leichten Ausweg gegeben, wenn ich mein Mobiliar hätte ruhig verkaufen und mein Gehalt, soweit es gesetzlich pfändbar war, mit Beschlag belegen lassen. 1500 Mark bleiben dabei vollständig frei, von dem übrigen Gehalt ist nur ⅓ pfändbar. Ich wollte mir aber die Schande ersparen, das Mobiliar vom Gerichtsvollzieher abholen zu lassen, da doch bisher nur sehr wenige meiner Bekannten von meiner Lage wußten und ich auch immer hoffte, durch ein größeres Darlehn mich ganz zu befreien, dann aber durfte ich dies nicht meiner Behörde wegen. Welche Absichten behördliche Personen, die die Majorität der Schuldeputation hinter sich hatten, gegen mich im Schilde führten, wird der Leser weiter unten ersehen. Als die erste Klage kam, wurde ich protokollarisch vernommen, wobei mir erklärt wurde, daß ich das Schlimmste zu erwarten hätte, wenn noch neue Klagen kämen. Diese Warnungen, es nicht zu neuen Klagen kommen zu lassen, sind dann noch oft wiederholt worden. Ich mußte jeden geforderten Zinssatz zahlen, auch Betrug, Unterschlagung aller Art dulden, um nur nicht neue Klagen aufkommen zu lassen. Früher war mitgeteilt worden, daß die Behörde gegen Wucherer selbst vorgehen werde. Seitdem sind gegen städtische Beamte doch wohl mindestens 10 000 bis 20 000 Klagen eingelaufen, aber mir ist von einem Schutz des Beamtentums durch Anzeige selbst solcher Personen, die hunderte von Klagen eingereicht haben, nichts bekannt geworden. Die

Wucherer wurden schließlich so dreist, daß sie bei jeder Gelegenheit mit der Behörde drohten und auch gelegentlich — Beschwerde bei derselben erhoben. Dieses Verhalten der Behörden macht jede Selbsthülfe, die das Gesetz auf dem Wege des Gehaltsabzugsverfahrens gestattet, unmöglich. Als ich schließlich doch das Schlimmste nicht mehr verhüten konnte, waren die Verhältnisse so verwickelt worden, daß mir das Gehaltsabzugsverfahren nichts mehr nützen konnte. Die Wucherer hatten inzwischen allerlei Mittel ersonnen, um auch die Beamten von einer Denunciation abzuhalten. Dieselben waren von Rechtsanwälten geprüft und für gut befunden worden. Zunächst wurde folgende Bescheinigung verlangt:

> Ich, N. N. bescheinige hiermit, daß ich in guten Verhältnissen lebe, weiter keine Schulden habe und das geliehene Geld zu einer Badereise, (Geschäftsunternehmung, Beschaffung besseren Mobiliars) gebrauche. Sämmtliches Mobiliar ist mein unbeschränktes Eigenthum.

Meines Wissen habe ich solchen Schein niemals unterschrieben. Wer es aber that, für den war ein künstlicher Kriminalfall geschaffen. Der letzte Passus war fast immer unwahr, denn nach märkischem Eherecht gehört das von der Frau mitgebrachte Mobiliar dieser allein. Als das Gericht diese Scheine als bedeutungslos verwarf, kam das Verpfänden der Gehalts- und Mietsquittungen auf. Gesetzlich ist das ja ohne Wert, denn Niemand kann etwas verpfänden, was er noch nicht besitzt, aber künstliche Kriminalfälle ließen sich hieraus auch schaffen. Die Agenten verlangten jetzt mit rührender Einstimmigkeit solche Quittungen, angeblich zur Legitimation. Dieselben wurden von den Geldgebern sorgfältig aufgehoben, um gelegentlich als Schreckmittel gebraucht zu werden. Solche Gehalts und Mietsquittungen habe ich auch wiederholt hingegeben. Endlich, als auch dies nicht mehr recht genügend war, suchte man nach noch schlimmeren Dingen. In einer Versammlung, die nach Verurteilung eines Wucherers abgehalten wurde, beschloß man, unter allen Umständen unreelle Wechsel zu erlangen. Hiervon erhielt ich sofort durch einen der Agenten Kenntnis. Die nun folgenden Manipulationen waren hochinteressant. Bei jedem Beamten blieb jetzt plötzlich irgend wo eine Zahlung aus, auf die er sicher gerechnet hatte, und wodurch er in schreckliche Verlegenheit geriet. Plötzlich erschien ein Agent und brachte ihm die freudige Mitteilung, daß irgend ein Herr Cohn oder Levy ihm sofort die Geldsumme zu günstigen Zinsen geben werde, er möge aber eilen, denn es reflektire noch ein Anderer auf das Geld. Beide eilten nun zum Geldgeber, Dieser war bereit, verlangte aber noch eine Unterschrift, damit das Ganze mehr einen geschäftlichen Anstrich habe. Wer unterschreibe, sei ihm gleich, da ja die Person des Geldnehmers vollständige Sicherheit biete. Der Wechsel bleibe übrigens in seinen Händen. Jetzt entfernte sich der Geldsuchende, um schleunigst einen Bürgen zu beschaffen. Draußen aber stand schon ein anderer Agent, der auch das Geld haben wollte, wenigstens sagte der eigene Agent so und fing jetzt an, sein Sirenenlied zu singen. Er möge doch schnell

den Namen seines Freundes dort hinschreiben, könne sich ja nachträglich dessen Erlaubnis einholen, oder er möge irgend einen Namen hinschreiben, der im Adreßbuch stehe. Vielleicht wartete zu Hause die hungrige Familie auf das Geld, vielleicht drohte der Wirt mit Exekution! Wehe dem, der sich fangen ließ! Bevor er noch bei seinem Freunde die nachträgliche Erlaubnis einholen konnte, war der Geldgeber längst bei diesem gewesen und hatte die Wechselfälschung konstatirt. Ich behaupte, daß in Berlin unter den Beamten unzählige solcher Wechselfäscher sind, die sich nun bis an ihr Lebensende ausbeuten lassen müssen und kein Wort sagen dürfen. Ob ich nicht auch in diese Netze gegangen wäre, wenn man mir nicht vorher Kenntnis gegeben hätte? Wer weiß es? So aber setzte ich diejenigen meiner Bekannten, welche mir näher standen, von diesen Dingen in Kenntnis. Wir schlossen einfach schriftlich Verträge, daß jeder den Andern bis zur Höhe von 600 Mark verpflichten könne. Aber unzählige Beamte haben ihren Untergang gefunden, so z. B. erst neuerdings der Lehrer Dasel. Er hatte Herrn Levyson einen solchen Wechsel gegeben, der ihn an den Geldgeber weiter gab, welcher sich sofort zu dem Bürgen verfügte, noch bevor Dasel ihn um seine nachträgliche Genehmigung hatte bitten können. Der Herr faßte die Sache sehr ernst auf und denuncierte sofort. Als Dasel später erschien, um die Erlaubnis einzuholen, war die Denunciation schon abgeschickt. Dasel sitzt jetzt in Plötzensee und verbüßt eine längere Strafe, da er sich nach seiner Amtsentsetzung durch die Not noch hat weiter treiben lassen. Er wird als vorzüglicher Lehrer gelobt und war dadurch in Schulden gekommen, daß er sich gezwungen sah, gegen seine Frau die Ehescheidungsklage einzuleiten.

Wollten alle Versuchungen nicht zum Ziel führen, dann wurde ein Versuch gemacht, der an raffinierter Schlauheit alle übrigen übertraf, und dem, das weiß ich sicher, unendlich viele zum Opfer gefallen sind.

Der Agent verabredete zur Geschäftsregelung eine Zusammenkunft in einem Wiener Café. Während er zum Geldmann ging, fand sich dort eine ganz hübsche, unzweideutige Dame ein, die ein Gespräch anknüpfte 2c. Wehe, wehe! Der arme Teufel, der hierauf hinein fiel, wurde von Zeugen abgefaßt, und der blutet noch ergebener und läßt sich bis ans Lebensende noch ruhiger ausbeuten, als alle sonst Gefesselten.

Ganz bezeichnend war mir die Aeußerung eines jüdischen Herren. Mir war von einem Kollegen wehe gethan worden, ich war darüber in Aerger und erzählte davon, als dieser Herr bei mir eintrat. Was sagte er? Geben Sie 100 M., und ich lasse ihn durch ein Frauenzimmer gründlich hineinlegen! Das ist Moral der Jetztzeit.

h. Beginn der behördlichen Verfolgungen. Rettungsversuche. Scheitern derselben in Folge verbrecherischer Handlungen behördlicher und Privatpersonen.

Es besteht die Vorschrift, daß ein Rektor größere Reparaturen nur vornehmen lassen darf mit Genehmigung des Hauskurators. Nun wurde ich durch einen Brief, den der Maurer Hertel überbrachte, von Herrn Ripberger aufgefordert, Reparaturen vornehmen zu lassen, die dann auch ausgeführt worden sind. Als die Rechnung später eingeschickt wurde, erhielt ich von der städtischen Schuldeputation ohne vorhergehende Vernehmung einen Verweis wegen eigenmächtiger Vornahme von Reparaturen. Ich schickte sofort einen Protest an die städt. Schuldeputation, dem ich den übrigens noch in meinen Händen befindlichen Brief des Hauskurators Herrn Ripberger beilegte. Herr Schulinspektor Dr. Jonas brachte mir den Protest aber am andern Tage wieder und gab mir den Rat, lieber zu schweigen. In dieser Sache werde ich ja Recht erhalten, aber ich möge die Feindschaft gegen mich nicht vergrößern, der ich schließlich doch unterliegen müsse. Herr Dr. Jonas meinte es damals sehr wohl mit mir. Ich folgte seinem Rat. Aber dieser erste kleine Anfang, in dem doch absolute Böswilligkeit schon zu entdecken war, denn auf Herrn Ripbergers Vortrag hin war der Verweis beschlossen worden, zeigte schon, was ich für die Zukunft noch zu erwarten hatte.

Uebrigens hatte auch der Brief des Herrn Ripberger eine kleine Geschichte. Der Maurer Hertel hatte sich denselben zurück erbeten, aber nachher, beim Ausmessen der Zimmer, in einer Klasse liegen lassen. Inzwischen war ich wiederholt nahe daran, mich aus den Händen der Wucherer zu befreien.

Ein Agent Zucker, der mir mehrere hochverzinsliche Darlehne bei einem Herrn Tietz besorgt hatte, teilte mir mit, daß der hochangesehene und reiche Graf Königsmarck zu Kammnitz bei Tuchel in Westpreußen schon viele Beamte aus schwerer Lage befreit habe. Der Sekretär desselben, Herr Schuster, sei von Zucker ein Neffe, an diesen möge ich mich unter offener Darlegung meiner Lage wenden. Herr Zucker und ich machten eine Aufstellung meiner gesammten Verpflichtungen nebst den bisher gezahlten Zinsen. Herr Zucker verzeichnete dann nach längerer Rücksprache mit mir neben jedem Gläubiger die Geldsumme, die derselbe zur vollen Abfindung erhalten sollte. Auf meine Einwendung, daß ähnliches schon öfter versucht, aber an der Hartnäckigkeit der Gläubiger gescheitert sei, lachte er und meinte: Ich werde mit denselben schon fertig werden! Die nothwendige Summe wurde auf 4000 Mk. festgestellt. Der Herr Graf war zur Hergabe des Darlehns zu niedrigem Zinsfuß, 6 pCt. (bisher hatte ich zwischen 60 u. 200 pCt. bezahlt) mit mäßigen Abzahlungsraten bereit. Ich mußte die nöthigen Sicherheiten stellen, und da der Herr Graf in jenen Tagen in Berlin war, begab ich mich mit Herrn Zucker zu ihm, wo derselbe diesen, der doch mit dem geschäftlichen Leben bekannt sei, aufforderte, die Regulirung zu übernehmen. Dann gab er einen Chek über 4000 Mk. an die

Kurmärkische Ritterschaftsbank in meine Hände, ich gab denselben an Herrn Zucker, und wir erhoben das Geld. Die Darstellung der nun folgenden Vorgänge entspricht, so weit mein Gedächtnis mich nicht im Stich läßt, wörtlich der beeideten Aussage, die ich im Wucherprozeß gegen Zucker im vorigen Jahr gemacht habe: „Einen Teil des Geldes, den ich nicht mehr genau angeben kann, übergab mir Herr Zucker zur Ablösung all der kleinen Verbindlichkeiten, die ein Handeln nicht zuließen. Das übrige behielt Herr Zucker an sich. Am andern Tage setzte er sich mit 2 Gläubigern, Mielentz und Keller, in Verbindung. Er bedrohte dieselben so sehr, daß beide ihre Forderungen für viel kleinere Summen herausgaben, als wir selbst aufgezeichnet hatten, Herr Keller erhielt etwa die Hälfte, Frau Mielentz für 910 Mk. = 91 Mk.

Es kam dabei zu harten Auftritten, Frau Mielentz weinte und schrie und mir wurde die Situation schauerlich, so daß ich Herrn Zucker selbst bat, doch das von uns ausgesetzte Geld zu zahlen. Damit kam ich aber schlimm an. Er erklärte, ich weiß nicht mehr, ob in der Gegenwart der Frau Mielentz oder des Herrn Keller: Wenn Sie sich unterstehen, noch ein Wort in diese Angelegenheit hinein zu reden, so schicke ich sofort das Geld an den Herrn Grafen unter Darlegung der Sachlage zurück!“

Beide nahmen schließlich das Geld und gaben den Schuldtitel heraus. Dies waren nach meiner Meinung die hartnäckigsten Gläubiger, und Herr Zucker erklärte, daß er mit den anderen nun leichtes Spiel habe. Auf Rat des Herrn Zucker schrieb ich an den Herrn Grafen noch an demselben Abend einen Dankesbrief, in dem ich ihm mitteilte, daß die Angelegenheit nach Befriedigung der schlimmsten Gläubiger schon so gut wie erledigt sei, und ich hoffe, sogar noch etwas Geld übrig zu behalten.

Herr Zucker kam dann nicht mehr wieder und ist an keinen Gläubiger mehr heran getreten.

In dem Prozeß Kortum hat Herr Zucker selbst beschworen, daß er noch Ende Dezember 1882 oder Anfang Januar 1883 das Königsmarcksche Geld in der Tasche gehabt habe. Wieviel er behalten hat, kann ich nicht genau angeben, da ich nicht mehr genau weiß, wieviel er mir gegeben hat. Außerdem hatte ich ihm auch eine Entschädigung von 500 Mk. versprochen. Ich will daher nur eine ganz niedrige Summe, 1100 Mk., als zurückbehalten angeben.

Angeklagter Zucker: daß ich selbst das beeidigt haben soll, ist absolut unwahr!

Ich: Herr Präsident, ich bitte um Urlaub von einer halben Stunde, dann sind die Akten zur Stelle.

Präsident Friedländer: Zeuge, ich verweise sie zur Ruhe. Die ganze Angelegenheit steht gar nicht zur Verhandlung. Kommen Sie endlich zur Sache!

Als ich Zucker zur Rede stellte, erklärte er: Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß ich doch mit dem Gelde nicht auskomme. Ich habe eingesehen, daß Sie dem Grafen falsche Vorspiegelungen gemacht haben. Ich werde daher das Geld behalten und ein Papiergeschäft damit anfangen, an dem großes Geld ver-

dient wird. Dann werde ich Ihre Schulden bezahlen. Wollen Sie denuncieren oder an den Grafen schreiben, steht es Ihnen frei. Aber ich habe tief genug in Ihre Verhältnisse geblickt, weiß auch genau, wie die Behörde anderweitig über Sie denkt. Sie sind dann verloren, aber ich nicht!

Ich zahlte dem Herrn Grafen am Fälligkeitstage die ersten 300 Mk., dann nahm ich den Sohn seines Sekretärs in Pension, für den jährlich 240 Mk. gezahlt wurden, die wenigstens die Zinsen deckten. Dadurch wurde aber wieder die bisher so äußerst knappe Lebensführung in der Familie unmöglich. Der Knabe mußte doch in seinen einfachsten Bedürfnissen befriedigt werden, und die Zurücksetzung meiner eigenen Kinder hinter diesen hätte auch nicht gut gethan.

Ich hatte 4000 Mk. Schulden mehr, ohne erlöst zu sein. Noch ein Versuch wurde gemacht. Ein Freund von mir, ein Jude, Herr Crohn, der meinen Antisemitismus kannte und — billigen mußte — hatte die ganze Entwickelung in der Gohrschen Familie mit angesehen, und dieser unternahm ganz auf eigene Faust einen sehr hoffnungsvollen Rettungsversuch ohne jede eigennützige Absicht, und dieser war um so aussichtsvoller, als er die Crystellersche Angelegenheit, die ich durch Klage schließen wollte, auch friedlich erledigen wollte und bei seinen persönlichen Beziehungen auch konnte. Er begab sich zu einem Verwandten, dem vielfachen Millionär Herrn Weisbach in der Tiergartenstraße, und dieser stellte eine Geldsumme, gar nur zu 4 pCt. in Aussicht, alle Wucherschulden abzulösen. Er verlangte aber ein Zeugnis von mir über meine Amtsführung. Letzteres erbat ich von dem Herrn Schulinspektor Dr. Jonas, und dasselbe fiel mehr als glänzend aus. Dies Zeugnis erhielt ich an einem Sonntage und brachte es dem Herrn Weisbach sofort. Am nächsten Dienstag Nachmittag um 5 Uhr sollte ich das Geld holen. Am Sonntag Abend setzte ich mich in mein Amtszimmer und stellte mit peinlicher Genauigkeit meine sämtlichen Verbindlichkeiten auf, über die ich seit einigen Monaten, — es muß leider gesagt werden, — selbst alle Uebersicht verloren hatte.

Mit Einschluß der Crystellerschen Forderung, die ich aber für zweifelhaft ansah, waren es über 20 000 Mk., wovon die Wucherschulden mit etwa 3000 Mk. zu tilgen waren. Diesmal hatte ich schriftliche Versprechungen von den Wucherern eingefordert. Diese Aufstellung verschloß ich in den Tischkasten meines Amtszimmers, in welchem ich auch verschiedene Manuskripte aufbewahrte, so besonders einen schwerwiegenden Leitartikel für eine Zeitung. Am andern Morgen waren Aufstellung und Manuskripte verschwunden, der Tischkasten aber wieder verschlossen. Am Dienstag früh erhielt ich einen Brief von Herrn Weisbach, in welchem mir mitgeteilt wurde, daß Herr Dr. Jonas ihm geschrieben habe, meine Schuld betrage so und so viel, wobei die durch die Aufstellung vom Sonntag Abend festgesetzte Summe bis auf die Einer genau angegeben war. Er glaube nicht, daß ich mit der erbetenen Summe auskomme, trotzdem ich dies behauptet habe, und da er zugleich erfahren habe, daß ich mich in Verbindungen eingelassen habe, die ihm nicht sympathisch seien, so müsse er be-

dauern pp. Ich ging zu Herrn Dr. Jonas und erfuhr, daß Herr Ripberger ihm die genaue Zahl gestern mitgeteilt habe. Auf meine Frage, ob er denn für die Richtigkeit der Angabe irgend welche sicheren Beweise besessen habe, da er doch auf bloße Redensarten hin, so weit ich ihn kenne, unmöglich die Zukunft einer ganzen Familie, deren Vorfahren noch dazu mit seinen eigenen in engsten Beziehungen gestanden hätten (er gehörte mütterlicherseits der Familie des Grafen Schwerin an, von der meine Vorfahren seit Jahrhunderten abhängig waren), vernichten könne, antwortete er: Ja. Auf meine zweite Frage, ob ihm vielleicht ein Schuldverzeichnis von meiner eigenen Hand vorgelegt sei, antwortete er garnicht. So viel war klar, Herr Ripberger hatte das gestohlene Schriftstück, folglich auch die gestohlenen Manuskripte, die allerdings mancherlei nicht sehr sympatische Sachen enthielten, in der Hand, aber wie war er in der Zeit von Abends 11 Uhr bis Morgens 7 Uhr in den Besitz derselben gekommen? Der einzige, der zum Amtszimmer Zutritt hatte, aber keinen Schlüssel zum Tischkasten besaß, war mein neuer Schuldiener Augustin. Er wollte aber von nichts wissen. Ich ging daher zu seinen früheren Rektoren, und was diese von ihm aussagten, war für mich ausreichend. Er hatte sich überall etwas zu Schulden kommen lassen, war nebenbei Polizeivigilant gewesen, hatte dies Nebenamt auf Verbot der Behörde nur nominell niedergelegt und sollte schließlich entlassen werden. Die Kollegen waren erstaunt, daß man ihn gleichwohl zu mir geschickt habe. Ich wußte genug.

Herr Ripberger war am andern Tage verreist und für mich nicht zu sprechen. Bald nach seiner Rückkehr verbreitete sich die Kenntnis meiner Lage wie ein Lauffeuer durch die ganze Nachbarschaft. Die Wirkung war aber nicht die gewollte. Ich hatte mir an meiner Schule, der 119. Gemeindeschule in der Königsbergerstraße, inzwischen eine angenehme Stellung verschafft und war auch allmählich den Eltern meiner Schulkinder bekannt geworden. Ich büßte nicht im Geringsten an Achtung ein, habe nie eine böse Bemerkung hören brauchen, und wie ich zahlreich von Lehrern aus allen Stadtgegenden aufgesucht wurde, die meine Hülfe in Examenangelegenheiten in Anspruch nahmen, so auch von allen möglichen Personen der Nachbarschaft, die meinen Rat in allen möglichen Dingen erbaten. Es ist in den ganzen vier Jahren nicht vorgekommen, daß bei Streitigkeiten zwischen Eltern und Lehrern sich erstere oder letztere mit meiner Entscheidung nicht zufriedengestellt und die Behörde angerufen hätten. In dieser Beziehung war jeder Versuch, mir zu schaden, vergeblich, und bei der nächsten Wahl wählte dreiviertel des Bezirks konservativ.

Herr Ripberger selbst fiel bei der nächsten Stadtverordnetenwahl durch, doch wurde ihm dann in einer 1. Abt. eines ganz fremden Bezirks wieder ein Mandat übertragen.

Durch die umherfliegenden Gerüchte aber haben sich später unter der Hand verschiedene Lehrer und Lehrerinnen veranlaßt gesehen, für mich Schritte zu thun, und einer derselben war auch von Erfolg begleitet.

Eine hochachtbare, mir bis dahin unbekannte Dame, Frau Oberforstmeister Arendt, hatte sich durch Mitglieder meines Lehrer-

kollegiums veranlaßt gefühlt, meine Auslösung in die Hand zu nehmen, verlangte aber ebenfalls ein amtliches Zeugnis. Diesmal machte ich es klüger. Ich ging zu meinem höchsten Chef, dem Stadtschulrat Professor Dr. Bertram. Dieser Herr, obgleich persönlich liberal, hat niemals etwas anderes im Auge gehabt, als das Emporblühen des Berliner Schulwesens, und politische Erwägungen irgend welcher Art hat er niemals bei Beurteilung eines Rektors oder Lehrers obwalten lassen. Die ganze Berliner Lehrerschaft verehrt ihn als einen absolut lauteren, edlen Charakter, und sein Bild leuchtet in dieser Zeit der dunklen Nacht wie ein ruhiger und klarer Stern und wird noch leuchten in kommenden Jahrhunderten. Diese Worte schreibe ich mit schwerem Herzen nieder, denn ein Lob aus meinem Munde?! Ich will aber die ganze Wahrheit sagen, unbekümmert um alles Andere, und diesem Mann, an den sich kein Tadel heranwagt, kann sogar mein Lob nicht mehr schaden. Ja, was wäre das Berliner Schulwesen, wenn es von dieser Seite her allein geleitet würde!

Ich erhielt das erbetene Zeugnis, demnächst das Geld, ein Lehrer der Schule war bei der Regulierung behülflich, nur noch etwa 4000 Mk. Wucherschulden waren zu decken, wozu die noch vorhandenen 1000 Mk. ausreichten. Unterbrochen wurde unsere Thätigkeit durch das öffentliche Schulexamen. Am Morgen dieses Tages gab ich den vorhandenen letzten Tausendmarkschein heraus, damit mein Schwiegervater ihn später in der Post einwechsle. Am Nachmittage wollten wir dann die weitere Regelung vornehmen. Es ist allgemein üblich, daß die Rektoren an diesem Prüfungstage der Prüfungskommission, die aus dem Schulinspektor, dem Hauskurator und einigen Stadtverordneten, sowie den benachbarten Schulkommissionsvorstehern besteht, ein Frühstück geben. Meine Frau hatte sich an diesem Tage, der für sie ja viel Arbeit in sich barg, und da sie damals trotz der zahlreichen Kinderschaar ein Dienstmädchen nicht hatte, eine Frau Schwung zu Hülfe genommen, die bei dem Schuldiener Augustin wohnte. Daß für eine Frau, die sonst fast niemals Gäste bei sich sieht, an solchem Tage die Aufregung groß ist, kann sich jeder denken. Als nach Beendigung des Frühstücks der Schwiegervater das Geld wechseln wollte, waren die tausend Mark fort. Auf Frau Schwung allein konnte Verdacht fallen, aber sie leugnete hartnäckig. Erst nach Wochen kam in diese Angelegenheit Licht. Augustin, der kurz vorher sich in schwieriger Lage befand, machte plötzlich große Ausgaben. Er lud große Gesellschaften zu sich, bei denen es hoch herging, kleidete die ganze Familie gut ein, auch konnte ich feststellen, daß er Schulden bezahlt hatte. Augustin war aber gar nicht in meine Wohnung gekommen. Es blieb sonach nur die Annahme übrig, daß Frau Schwung, wahrscheinlich schon vorher von Augustin aufgefordert, die Gelegenheit zu einem Diebstahl zu erspähen, das Geld entwendet und Augustin gegeben habe.

Bevor ich aber zum Äußersten schritt, rief ich diesen in mein Amtszimmer, führte ihm alle Verdachtsmomente vor Augen und forderte ihn auf, wenigstens das noch vorhandene Geld heraus zu

geben, in welchem Falle ich schweigen wollte, was ich um so mehr thun konnte, als Augustin versetzt werden sollte, und zwar an die Schule des Rektors Bombe. Warum gerade dorthin, weiß ich nicht. Da dieser aber auch antisemitischen Anschauungen huldigte, giebt das Nachfolgende auch darüber Licht.

Augustin lehnte Alles ab, und als ich anfing, Drohungen auszusprechen, nahm der bis dahin kriechend freundliche Mann plötzlich eine ganz andere Haltung an. Er meinte: „Seien Sie ganz ruhig, denn sonst geht es Ihnen auch bald an den Kragen. Ich habe von Herrn Ripberger schon lange den Auftrag, Sie überall zu beobachten und auch in die Vereine zu gehen, wenn Sie dort Reden halten. Darum bin ich schon Mitglied des konservativen Vereins „Ost-Berlin“ bei Krampf geworden. (Herr Krampf war der Vorsitzende dieses Vereins.) Ich habe auch Geld bekommen, daß ich das christlich-soziale Korrespondenzblatt lesen kann, das habe ich öfter liegen lassen, damit Sie es sehen. Herr Ripberger hat auch schon manches von Ihnen bekommen, was Sie noch gar nicht wissen. Die Papiere, welche ihnen fortgekommen sind, habe ich Herrn Ripberger gegeben, da er mich dazu aufforderte. Wenn ich Sie abkriege, dann bekomme ich eine Schuldienerstelle am Köllnischen Gymnasium, wo ich noch Bier verkaufen kann. Lassen Sie mich in Ruh, dann lasse ich Sie auch in Ruh! Auf dem Rathaus sagen sie alle, daß es mit dem Tausendmarkschein nur Mumpitz ist.“ Die letzte Bemerkung wurde sein Unglück. Bis zu einer gewissen Grenze kann ich alles ertragen. Ist diese aber überschritten, dann hören für mich alle Rücksichten auf. Ich ging sofort nach der Polizei, gab den Thatbestand zu Protokoll, und Diebin und Hehler wurden noch an demselben Abend verhaftet. Beide leugneten; aber Frau Schwung hat noch an demselben Abend unter Thränen ein reumütiges Geständnis abgelegt. Sie hat den Schein dem Schwiegervater, der ja mit demselben zum Wechseln nach der Post gehen sollte, aus dem Notizbuch herausgenommen, das er in der Seitentasche seines Jaquets stecken hatte, während derselbe sich mit meinem kleinen Söhnchen beschäftigte. Den Schein hat sie dann, als sie meiner Frau etwas einholen mußte, an Augustin gegeben. Letzterer hat denselben behalten, und als sie von dem Gelde auch etwas abhaben wollte, mit sofortigem Hinauswerfen gedroht. Augustin leugnete Alles, und erst der Kriminal-Kommissarius Maaß konnte ihn nach Wochen überführen. Augustin hatte in einem entfernten Lokal seinen Schwager getroffen, ihm eine Handvoll Hundertmarkscheine gezeigt und gesagt: „So lange hast Du mir geholfen, nun kann ich Dir auch helfen!“ Dies hatten Zeugen gesehen, und als der Schwager eidlich vernommen wurde, sagte er trotz des Verwandtschaftsverhältnisses sofort die volle Wahrheit. Bei der Haussuchung in Augustins Wohnung wurden hunderte von Büchern gefunden, die nebst einigen Manuskripten teils mir, teils den Schulkindern, teils seinen früheren Rektoren abhanden gekommen waren. Augustin wurde zu $1^3/_4$ Jahren, Frau Schwung zu $^3/_4$ Jahren Gefängnis verurteilt.

Alle Freunde, auch die beteiligten Kriminal-Kommissarien, gaben mir den dringenden Rat, mich bei meinen Zeugenaussagen

streng auf die vorliegende Anklage zu beschränken und des Vorfalles mit behördlichen Personen nicht zu erwähnen, um nicht unversöhnliche Feindschaft zu schaffen, da man mich nach diesem Prozeß, zu dem auch die städtische Schuldeputation einen Deputierten entsendet hatte, schon in Ruhe lassen werde. Ein Jahr lang ist dies auch wirklich geschehen, dann aber hatte es Herrn Ripberger gefallen, in einem öffentlichen Lokal vor mehreren Lehrern zu erzählen, ich sei wegen Wechselfälschung verhaftet worden, was er aus amtlichen Quellen wisse. Ich war zu jener Zeit bereits aus dem Osten nach dem Norden versetzt. Diese Nachricht verbreitete sich in wenigen Tagen über ganz Berlin. Frühere Schüler und Schülerinnen, meine Freunde, vor allen Dingen aber sämtliche Gläubiger aus allen Stadtgegenden kamen in meine Wohnung, um Näheres zu erfahren. Meine Bekannten auf der Straße gingen mir aus dem Wege. Ich war ja augenscheinlich noch frei, aber das mußte Sinnestäuschung sein. Den Urheber dieses schändlichen Bubenstückes, den Stadtverordneten Herrn Ripberger, der mit seinen politischen Freunden in der städtischen Schuldeputation jeden Augenblick Majoritätsbeschlüsse herbeizuführen vermochte, konnte ich erst später feststellen. Der Vorsitzende des Berliner Lehrervereins, Herr Gallee, ein entschieden liberaler, aber durchaus ehrlicher Mann, hatte diese Sache so empörend gefunden, daß er mir den Urheber und die Zeugen bezeichnete, und zwar unter seiner vollen Verantwortlichkeit. Ich hätte klagen können, aber was hätte diese einzelne Klage genützt? Ich dachte: Leg's zum übrigen! Inzwischen war auch das Unglück in meiner Familie Stammgast geworden. Von den neun Kindern starben allmählich fünf, die übrigen vier und meine Frau hatten wiederholt schwere Krankheiten zu bestehen. Das schwerste Unglück traf mich gerade in der Zeit, als die Verwirrung am größten war. Ich hatte einen ganz prächtigen Jungen, Benno, der an einem schweren katarrhalischen Leiden erkrankte. Bei den Erkrankungen in der Familie hatte ich früher schon nach und nach drei der mir bekannten und politisch befreundeten Ärzte um Hülfe gebeten. Ich konnte keinem bezahlen; dieselben haben jahrelang auf das Honorar für ihre Mühewaltung warten müssen. Ich konnte es daher nicht wagen, einen der Herren um seinen Besuch zu bitten. Als ich es möglich machte, einen Arzt zu beschaffen, war Hülfe zu spät. Aus dem Katarrh hatte sich ein Lungenleiden entwickelt, das nach eineinhalbjähriger Krankheit den Tod herbeiführte. Endlich schien sich die entscheidende Wendung im Jahre 1885 vorzubereiten. Ein jüdischer Agent brachte mich zu dem mir bis dahin unbekannten Herrn Aron Meyer. Dieser erklärte mir, daß er mich aus meiner Situation sehr schnell und gründlich befreien werde. Er sei von Jugend an aufs engste befreundet mit dem Geheimen Hofrat Herrn Manché im geheimen Zivilkabinet Sr. Majestät des Kaisers. Er habe viele Jahre bei ihm gewohnt und komme noch täglich mehrere mal mit ihm zusammen. Derselbe werde schon einen Ausweg finden, für mich eine mehr als ausreichende Summe zu schaffen. Es käme dabei auf 10 000 Mark mehr gar nicht an, die allerdings anderweitige Verwendung finden würden. Ich war natürlich mit

Allem einverstanden. Es bildete sich ein Komitee von sechs hochachtbaren Herren. Dieselben verfaßten ein vertrauliches Anschreiben, das vervielfältigt und an bekannte Personen versandt wurde. Der Erfolg blieb aber aus. Einem Gläubiger sind etwa 200 Mark ausgezahlt worden. Ich selbst erhielt 120 Mark, dann beim Tode eines meiner Kinder noch einmal 20 Mark. Die 120 Mark sind sicher aus der eigenen Tasche des Komiteemitgliedes gekommen. Schließlich habe ich mich mit dem Anschreiben selbst in Begleitung des Herrn Meyer, der die Beziehungen des Herrn Manché kannte, an einige reiche Leute gewandt, und darauf etwa 500 Mark erzielt, mit denen ich immerhin meine Lage verbessern konnte. Als mir aber schließlich mehrere Herren sagten, sie wären in derselben Sache schon von *anderen Personen*! in Anspruch genommen worden, habe ich mich um die ganze Angelegenheit nicht weiter gekümmert. Mehrere Komiteemitglieder meinten es ja recht gut, aber der Urheber verfolgte rein selbstsüchtige Interessen, für die meine Person nur einen Deckmantel abgeben sollte. Ich konnte daher den übrigen Komiteemitgliedern für ihren guten Willen wohl herzlich danken, nicht aber Herrn Manché und Herrn Meyer. Ersterer hatte von meinen Gesinnungen durch unbekannte Personen erfahren und hat seitdem gegen mich sehr lange in absichtlich feindseliger Gesinnung gehandelt. Er verhehlte mir den Grund auch keinen Augenblick. Letzterer wollte mich schließlich dazu benutzen, mit reichen Leuten Beziehungen anzuknüpfen, bei denen er keinen Zutritt finden konnte, ihn dann dort einzuführen, worauf er mit denselben Verhandlungen anknüpfen wollte behufs Beschaffung von Titeln 2c. Darauf wollte er von den Leuten einen großen Vorschuß verlangen. Dies Geschäft erschien mir denn doch nicht zweifelsohne, und ich lehnte dasselbe entschieden ab, obgleich, wie sich jeder sagen kann, schweren Herzens. Später aber machte ich Wahrnehmungen, aus denen ich schließen mußte, daß Herr Meyer dies Geschäft schon jahrelang und im Großen betrieb, und daß er durch Herrn Manché auch wirkliche Erfolge erzielte. Daß ein hoher deutscher Beamter sich zu solchen Dingen hergeben könne, war mir solange unbegreiflich, bis mir Herr Meyer über Herrn Manché Genaueres mitteilte. Demnach ist Herr Manché jüdischen Stammes. Sein Großvater hieß Moses, hat seine Religion gewechselt und den Namen Manche angenommen, aus dem dann später Manché wurde. Durch irgend welchen Einfluß ist er in diese hochverantwortliche Stellung gekommen, welche es ihm ermöglicht, gegen gutes Geld seinen jüdischen Stammesgenossen Titel und Begnadigungen zu verschaffen. Die Mittelsperson war Herr Meyer, der von diesem Geschäft lange Jahre gelebt hat. Derselbe war aber schließlich wegen mehrerer Spieleraffairen wohl in seinen eigenen Kreisen etwas persona minus grata geworden, und nun kam es mir vor, als wenn man mich dazu gebrauchen wollte, eine Mittelsperson abzugeben. Die Willenskraft habe ich trotz meiner schrecklichen Notlage besessen, mir daraufhin keinerlei Geldsummen zu verschaffen. Nur einem Herrn Thomas von der Firma Keiling & Thomas habe ich dies ganze Verhältnis erzählt; derselbe ist darauf zu Herrn Manché gegangen, und was sich dort zugetragen hat,

werde ich weiter unten erzählen. Vielleicht würde eine ganze Anzahl jüdischer Kommerzienräte, z. B. die Herren D. Levin, Jacob Landsberger, Jacob & Valentin, für den Geh. Kommerzienrat Mannheimer, Friedländer, Pincus u. a. m. hierüber nähere Auskunft geben können. Es würde sich noch Manches feststellen lassen, da viele Eingaben Herr Meyer selbst geschrieben hat. Alle Manipulationen des Herrn Manché beruhten auf einer genauen Kenntnis Seiner Majestät des hochseligen Kaisers Wilhelm I. — Kaiser Wilhelm I. hatte ein so mildes Gemüt, daß er Bitten, die zu ihm persönlich gelangten, fast nie abschlagen konnte. Unerbittlich war er nur in drei Dingen, nämlich bei militärischen Vergehen, Vergehen adliger Personen und Sittlichkeitsvergehen, besonders an schulpflichtigen Kindern begangenen. In allen anderen Dingen gewährte er fast jede Bitte. Es gehen aber täglich im geheimen Civilkabinet ganze Waschkörbe voll Bittschriften ein, und das geheime Civilkabinet ist dazu da, diese Briefe zu ordnen und entsprechend zu behandeln. Dieselben gehen an die entsprechenden Behörden zur Begutachtung, kommen dann zurück und werden, sofern das Gutachten ein günstiges ist, durch den vortragenden Rat Sr. Majestät zur Entscheidung vorgelegt. Weil jedes Gesuch, das der Kaiser einmal in Händen gehabt hatte, so gut wie bewilligt war, so erstattete jede Behörde, falls dies Thatsachen nicht unmöglich machten, gern einen günstigen Bericht, sobald Se. Majestät mit Blaustift darauf bemerkt hatte z. B. W. (das soll heißen zum Bericht Wilhelm), denn jede Behörde sah ja schon hieraus, daß Se. Majestät das Schriftstück vorher in der Hand gehabt habe. Se. Majestät suchte die oberen Beamten des geheimen Civilkabinet in jeder Weise gegen Versuchungen sicher zu stellen. Er gab denselben zu ihrem Staats-Einkommen noch freie Wohnung aus eigenen Mitteln. Auch sonst sind alle denkbaren Vorsichtsmaßregeln getroffen. Wenn z. B. ein Gesuch um Ernennung zum Kommerzienrat eingeht, so wird dasselbe ans Ministerium, von da zum Oberpräsidenten, von da ans Polizei-Präsidium geschickt. Dieses läßt einerseits durch die Revier-Polizei, andererseits durch einen Polizeirat, bis vor Kurzem durch den Polizeirat Greif, Recherchen anstellen über folgende Dinge: 1. sittliche Führung, 2. Bestrafung, 3. militärische Verhältnisse, 4. Vermögen, 5. Verdienste um die Industrie oder den Handel des Vaterlandes, 6. Wohltätigkeit, 7. Bildung. Zu allem Ueberfluß werden dann noch die Aeltesten der Kaufmannschaft um ein Gutachten angegangen. Man sollte meinen, daß Durchstechereien hier ganz undenkbar wären. Aber Herr Manché hat seinen Freunden doch nützen können. Er machte es einfach möglich, solche bevorzugten Gesuche in die Hände Sr. Majestät gelangen zu lassen, bevor sie zur Recherche gingen. Stand dann das W. darauf, so war dies selbstverständlich schon ein großer Gewinn. Unwürdige konnten ja niemals Kommerzienrat werden oder einen Orden bekommen, aber unter den sehr vielen Würdigen genossen doch die mit z. B. W. einen großen Vorzug. Man kann es ja reichen Leuten nicht übel nehmen, daß sie nach einem Titel streben, der so viele Vorzüge ausdrückt, und es hat ja auch niemand Schaden davon, auch das würde noch kein Unglück

sein, wenn nachträglich sie den mitwirkenden Personen ihren Dank durch die That bezeugen würden, obgleich Beamte keine Geschenke annehmen sollen, aber Herr Meyer hat sich große Vorschüsse geben lassen, diese dann an Herr Manché abgeführt, und das ist schwer zu tadeln. Viele haben dann ihr Ziel doch nicht erreicht und aus Furcht vor der Oeffentlichkeit ihr Geld nicht eingeklagt. So etwas wäre nicht möglich, wenn Männer deutschen Stammes in allen Vertrauensstellungen wären. Hier hat man sich durch die christliche Religion des Herrn Manché täuschen lassen, und nach seiner Abstammung, zumal er sich als Franzose verpuppt hatte, nicht gefragt. Hoffentlich gelangen keine Personen jüdischen Stammes fernerhin in Vertrauensstellungen.

Zur Aufstellung solcher ungeheuerlichen Behauptung gehören natürlich unanfechtbare Beweise. Einige davon will ich bringen.

Ich war Zeuge eines Gespräches, das ein Herr Valentin (Schwiegersohn des Kommerzienrats Herrn V. Mannheimer) in Gegenwart seines Kompagnons Herrn Jakob mit Herrn A. Meyer führte. Herr Valentin sagte ungefähr wörtlich Folgendes:

Es ist ja richtig, daß wir Kinder den dringenden Wunsch haben, unsern Schwiegervater zu seinem Jubiläum zum Geheimen Kommerzienrat befördert zu sehen. Aber alles hat doch seine Grenzen. Herr v. Madai sagt alle Tage, daß es nun bald so weit ist, und doch geschieht nichts. Frau Greif besucht uns bald alle Tage und will haben, aber es hilft auch nichts.

„Da ging es mit meinem Schwager doch viel schneller!“

Aus diesen beiden Aeußerungen ging hervor, daß die beiden hohen Beamten ebenfalls in schlimmer Lage sein mußten. Ich war einem jüdischen Herrn Stadthagen Geld schuldig. Derselbe hatte bei mir eine Pfändung vorgenommen.

Es war zu der Zeit, als sich das Komitee bildete, 1885. Ich bat Herrn Meyer, zu ihm zu gehen und mir Frist zu erwirken. Im vorigen Jahr, also 1888, teilte mir Herr Stadthagen, dem ich inzwischen nach und nach einen großen Teil seines Guthabens abbezahlt hatte, Folgendes mit:

Stehen Sie noch mit Meyer in Verbindung? Nein. Na, das ist auch nicht der beste Bruder. Er rühmte sich mir gegenüber, alles durchsetzen zu können, da hat ihm denn mein Sohn, der Kassierer bei Büxenstein ist, 12 000 Mk. gegeben und noch mal so viel versprochen, wenn Büxenstein Kommerzienrat wird. Es ist aber nichts geschehen. Wir werden die 12 000 Mk. wieder eintreiben müssen. Wollen Sie ihm das sagen? Nein.

Als ich einmal, etwa vor 2—3 Jahren, mein Gehalt auf dem Rathause erhob, stand Meyer bereits da und erwartete mich. Er verlangte von mir dringend eine Summe von 200 Mk., da er heute Miete zahlen müsse und in den allergrößten Sorgen sei. Er versprach bestimmt, dieselben bald zurück zu geben. Ich gab die 200 Mk., und er erzählte mir folgende Geschichte: Ein Häringshändler Scherz, Präsidentenstraße wohnhaft, habe mit großen Summen falliert.

Ein Stettiner Haus habe wegen Vorlegung falscher Bücher, wodurch es sich zum Kreditgeben veranlaßt gesehen hätte, denunciert, und Scherz habe 9 Monate Gefängnis erhalten. Die Mutter des Herrn Scherz sei mit ihm aus alten Zeiten her bekannt und habe ihm die Sache in die Hand gegeben. Er habe sofort ein Begnadigungsgesuch bei Herrn Manché eingereicht, und dieser habe ihm eine amtliche Bescheinigung darüber gegeben, die er sofort bei der Staatsanwaltschaft abgegeben und dadurch Aufschub des Strafvollzuges bewirkt habe. Herr Manché habe nun das Gesuch zum Bericht gebracht. In den nächsten Tagen möge ich ihn zu Scherz begleiten, dort erhalte er Geld und werde mir meines wiedergeben. Ich konnte die 200 Mk. selbstverständlich nur höchstens 3 Tage entbehren. Dann ging ich zu Meyer. Er hatte eine Mitteilung von Herrn Manché in der Hand, daß das Gesuch zum Bericht gegeben sei; diese nahm er mit zu Herrn Scherz hinein, während ich vor der Thür blieb. Als er wieder erschien, gingen wir in eine Konditorei, die dort in der Nachbarschaft ist, und er holte eine mir nicht übersichtliche Menge von Papiergeld aus der Tasche, wovon er mir 100 Mk. gab. Mehr wollte er dabei nicht übrig haben, da der gesammte Betrag von ihm an Herrn Manché abgeliefert werden müsse, der ihm dann nicht mehr abgebe, als er notwendig gebrauche.

Den Rest habe ich dann in 2 Jahren erst zum Teil in Raten von 1—3 Mk. zurück erhalten.

Dabei hatte Herr Meyer eine fürstliche Wohnung, Fürbringerstraße Nr. 18, Dienstmädchen, Amme. und seine Familie fuhr nie anders, als in einer Droschke I. Kl.

Ferner erfuhr ich durch ihn, daß ein sehr bedeutender und in den Kreisen der feinen Welt wegen seiner Reellität und absoluten Gleichgültigkeit, mit der er Hunderttausende verlor oder gewann, hoch angesehener Spieler Reuter durch Herrn Manché auf seine Vermittelung hin einer schweren Strafe entzogen sei. Ich legte auf diese Mitteilung nur geringen Wert. Im vorigen Jahr aber, als Herr Meyer zugleich mit einem Kriminalkommissarius Trommer angeklagt war, wovon damals alle Welt sprach, erzählte mir ein ehemaliger Kriminalbeamter, daß Meyer sich immer in diesen feinen Spielerkreisen bewegt und dort schon ein unermeßliches Vermögen verspielt habe.

Er habe später der Polizei heimlich Nachricht gegeben und sich in der verhängnisvollen Stunde rechtzeitig entfernt. Die Mitteilung ging mir durch Mark und Bein. Ich weiß recht gut, daß sich der Mensch in Zeiten schrecklicher Not manches erlaubt, was er in anderer Lage nicht thäte, aber harmlos vertrauende Leute, auch wenn sie auf dem Wege Unrechts sind, heimlich verraten, doch mit ihnen äußerlich gut Freund bleiben, dann seine Verbindung benutzen, um ihnen gegen schweres Geld Hülfe zu schaffen, nein, das kann kein Deutscher, auch wenn er Verbrecher ist. Künstlich wurden Verbrecher gezeugt, um ihnen dann gegen schweres Geld Begnadigung zu schaffen. Vollständig und ganz lernte ich die Herren aber in folgendem Fall kennen.

Nahe bei meiner Schule befindet sich die Fabrik von Keyling und Thomas, die 600—700 Leute beschäftigt. Die Arbeiter der Fabrik fühlen sich zufrieden, und die Kinder derselben zeichnen sich in der Schule durch gute Kleidung und Ernährung vor andern Kindern aus. Auch ist in der ganzen Gegend bekannt, daß beide Herren viel Gutes thun. Ich erhielt in früheren Jahren 20 Mk., die ich von Herrn Thomas in Empfang nahm, später noch mehr zur Bekleidung armer Kinder. Mit diesem Herrn Thomas kam ich vor etwa 3 Jahren in ein längeres Gespräch, aus dem ich zunächst ersah, daß er sich der antifortschrittlichen Partei zuzählte und auch antisemitische Anschauungen hatte. Natürlich wurde mir der Herr dadurch hochinteressant, zunächst der Partei wegen, die einen ihrer Hauptwohlthäter durch nichtsnutzige, wahrscheinlich beabsichtigte, Aeußerungen eines Führers, der schließlich dieselbe auch hat sprengen helfen, verloren hatte, dann aber auch dachte ich an meine eigene Person. Bezüglich der Weihnachtsliste wies er mich an verschiedene Firmen, darunter auch jüdische mit der Bemerkung, daß diese für milde Zwecke noch am ersten etwas geben könnten, und daß diese Angelegenheit mit Politik nichts zu thun habe. Dann beklagte er sich darüber, daß die reichen Juden alle Auszeichnungen, die der Staat gewähren könne, für sich erhielten, hingegen deutsche Männer trotz aller Verdienste unberücksichtigt blieben. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, daß er vor Jahren ein Schreiben aus dem geheimen Kabinet Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen erhalten hätte mit der Bitte, einem Baurat oder Baumeister Jung (für die genaue Richtigkeit des Namens kann ich nicht einstehen) in seiner Not zu helfen. Das Schriftstück aus dem Geheimen Kabinet des Kronprinzen wurde mir vorgelegt. Mir waren längst ähnliche Briefe bekannt. Der Kronprinz hatte eben seinen milden, wohlthätigen Sinn von seinem Vater geerbt. Er hat von Jugend an den größten Teil seines nicht eben großen Einkommens zu stillen Wohlthätigkeiten für Mitglieder aller Stände verwandt, und da er hier keine Grenzen kannte, war er selbst in Judenhände gerathen. Er ist, wie ich das später in dem Artikel: „Juden und die Fürsten und Gewaltigen“ weiter ausführen werde, auf Grund dieser seiner Schwäche, die in anderer als der gegenwärtigen Zeit für die größte Fürstentugend gegolten haben würde, selbst viele Jahre hindurch in schrecklichsten Sorgen gewesen, die auch seinen körperlichen Verfall und Tod herbeigeführt haben. Kaiser Friedrich stand als Mensch unendlich viel höher, als seine größten Lobredner ahnen. Freytag schwimmt mit seinem Urteil überall auf der Oberfläche. Doch davon später. Als der Kronprinz nicht mehr selbst helfen konnte, empfahl er solche Hülfesuchenden, denen er nach persönlicher Prüfung der Sachlage gern helfen wollte, an reiche Personen. Herr Thomas hatte auf diese Empfehlung hin 38 000 Mk. gegeben. Ein Dankschreiben des Kronprinzen dafür war ebenfalls im Besitz des Herrn Thomas. Später war von den Angestellten seiner Fabrik eine von einem Generalstabssekretär verfaßte Immediateingabe an Sr. Majestät den Kaiser geschickt worden mit der Bitte, Herrn Albert Thomas zum Kommerzienrat zu ernennen. Hierauf war abschläglicher Bescheid erfolgt. Darauf erzählte ich

Herrn Thomas von meiner Bekanntschaft mit Herrn Manché und Aron Meyer, verschwieg ihm nicht das Verhältnis beider zu einander, lehnte es auch ab, irgend welche Vermittelung oder persönliche Vorstellung zu übernehmen, aber daß Herr Manché in dieser Sache etwas thun könne und bei Erfüllung gewisser Dinge auch etwas thun werde, stellte ich als positiv hin. Davon, daß ich selbst hierbei irgend einen Vorteil haben könne, ist zwischen uns gar nicht die Rede gewesen. Ich habe Herrn Thomas erst sehr viel später um ein kleines Darlehn gebeten, das ich gegen Wechsel erhalten habe. Später erfuhr ich dann sowohl von Herrn Thomas, als auch von Herrn Meyer, daß der erstere den letzteren aufgesucht habe und mit ihm persönlich zu Herrn Manché gegangen sei. Herr Thomas hat 30 000 Mk. übergeben, wovon 20 000 Mk. zu milden Stiftungen, 10 000 Mk. zu beliebig anderen Verwendungen (s. Valentin u. Jakob) bestimmt waren, denn noch 5000 Mk. in einem geschlossenen Couvert.

Dann hörte ich etwa ein Jahr lang nichts von der Sache, bis mich Herr Thomas zu sich bestellte und erklärte, daß er sich für betrogen halte, daß er daher sein Geld von Herrn Manché zurückgefordert habe. 20000 M. hätte er aber nur erhalten, der Rest sei angeblich beliebig verrechnet worden nach seiner eigenen Erklärung. Diese 10 000 M. sind dann später durch den Rechtsanwalt Wesener unter Androhung sofortiger Klage im Auftrage des Herrn Thomas ebenfalls zurückverlangt und auch gezahlt worden. Ich konnte ihm nur sagen, daß ich ihm ja im besten Glauben die Angelegenheit mitgeteilt habe, daß ich für nichts Verantwortlichkeit trage. Dies gab er auch ohne Weiteres zu, erklärte mir, daß er mir das nicht anrechnen könne und erzählte bei dieser Gelegenheit, daß er durch einen hohen General, den er nach Namen und Wohnung bezeichnete, 10 000 M. zu den verschiedensten Stiftungen gegeben habe und hoffe, jetzt doch sein Ziel zu erreichen. Aber es geschah nicht. Ich war darüber hoch betrübt, denn ich hatte Herrn Thomas die Namen genannt, und außerdem rechnete ich ja auch im Stillen, ohne davon zu sprechen, darauf, daß Herr Thomas, wenn ihm sein Herzenswunsch in Erfüllung ginge, mir selbst resp. der Partei sehr nützlich werden könne. Insbesondere erhoffte ich von ihm die Mittel, ein großes, antisemitisches, socialreformatorisches Organ zu begründen. Zu diesem Zweck hin hatte ich mich schon mit vielen Führern der Partei in Beziehung gesetzt. Als daher wieder Monate vergingen, ohne daß etwas geschah, ging ich selbst zu den Herren Manché und Meyer, stellte sie ernsthaft zur Rede, machte sie darauf aufmerksam, in welche schiefe Lage ich selbst gekommen sei 2c. Man erzählte mir, daß nichts geschehen könne, weil die Aeltesten der Kaufmannschaft nicht günstig genug berichtet hätten, daß es vielleicht in Zukunft noch möglich sei 2c., dabei ließ aber einer der Herren das Wort fallen: „So ein Schlossergeselle!“ Dies empörte mich über alle Maßen. Also ein Deutscher, der sich durch seinen eigenen Geist zum großen Fabrikbesitzer und mehrfachen Millionär emporgearbeitet, unendlich vielen Personen Brot und der vaterländischen Industrie einen großen Absatzartikel geschaffen hatte, wird von Juden als Schlossergeselle abgethan, während die Zahl derjenigen Juden,

welche nichts für's Vaterland gethan und sich durch Spekulationen reich gemacht haben, zu Dutzenden Geheime Kommerzienräte und Kommerzienräte sind!

Da beschloß ich, einfach von meinem Staatsbürgerrechte Gebrauch zu machen, alle Umwege zu verschmähen, und selbst bei Sr. Majestät vorstellig zu werden. Es regierte damals Kaiser Friedrich, auf den Herr Thomas mit vielem Grund Hoffnung setzen durfte. Ich durchwanderte meine ganze Stadtgegend, stellte die einzelnen Wohlthätigkeitshandlungen des Herrn Thomas persönlich fest, holte mir die sämmtlichen Papiere des Herrn Thomas und bat die angesehensten Bürger und Obermeister der Gegend, leider auch Lehrer Berner, der sich als ausgesprochener Antisemit bekannte, eine von mir verfaßte Immediat-Eingabe zu unterzeichnen, unterzeichnete dann selbst und suchte diese Eingabe mit Umgehung des Geheimen Civil-Cabinets direct in die Hände Sr. Majestät des Kaisers Friedrich zu bringen. Meine Versuche, durch politische Parteigenossen eine weitere Empfehlung zu verschaffen, schlugen fehl. Diesmal war die Eingabe von Erfolg begleitet, denn Herr Thomas wurde mit einem Orden dekoriert. Hierdurch glaubte ich mir die Freundschaft des Herrn Thomas erworben zu haben und baute darauf eine großartige Speculation, die meine Verhältnisse vollständig verändern sollte. Ich hatte inzwischen nämlich mancherlei Entdeckungen gemacht, vor allem ein großes Thonlager direct an der Elbe, das sich vorzüglich zur Anlage einer Ziegelei eignete, dann noch eine wichtigere Entdeckung an der Nordsee. In Berlin hatte sich ein genialer dänischer Ingenieur und Offizier, Herr Bagge, von Juden zu Tode gehetzt, erschossen. Derselbe hatte verschiedene Düngpulver erfunden, deren Rezepte nebst Urstoffen in die Hände seines Arbeiters gekommen waren. Vorhandene Briefe aus Frankreich bezeugten, daß diese Düngstoffe dort, aber in schlechterer Form, fast ausschließlich zum Treiben der herrlichen Gemüse verwandt werden, die man bei uns so teuer bezahlt. Die Grundlage dieses Düngpulvers war als Schlick bezeichnet, der in großen Massen an der dänischen Küste, in unbedeutenderer Menge auch an der Eider-, Elbe- und Emsmündung lagern sollte. In Esspierg in Jütland hatte sich eine Fabrik gebildet, die diesen Schlick gewann, trocknete und in ganzen Schiffsladungen nach Frankreich verkaufte. Herr Bagge hatte diese Fabrik gegründet, war dann aber von bekannten Personen in bekannter Weise um dieselbe gebracht worden. Herr Bagge war ein genialer Mann, aber in Geschäftssachen unpraktisch und ruhte jetzt im Grabe. Die Fabrik soll in gutem Flor stehen. Ich verband mich mit dem früheren Arbeiter des Bagge, erwarb die Rezepte, welche Bagge aus Frankreich mitgebracht hatte und entdeckte dann mit seiner Hülfe an der Mündung der Ribau in Jütland ein ganz großartiges, 4 m hohes Schlicklager und sicherte mir und dem Arbeiter gemeinschaftlich dasselbe durch Kontrakt mit den Besitzern auf 20 Jahre. Die erste Pacht sollte in vier Wochen bezahlt werden. Nach meiner Rückkehr ging ich zu dem Professor Dr. Petri, der mir erklärte, daß der Schlick zwar nicht so gehaltreich sei, als ich auf Grund eines anderen Gutachten annahm, daß

derselbe aber in Verbindung mit seinen Fäkalmassen, etwas Chilisalpeter und Kalk, einen Dungstoff hergeben könne von sehr bedeutendem Wert. Er sei nicht abgeneigt, sich mit mir zu verbinden und zu diesem Zweck die Angebote mehrerer Städte, denselben ein Tonnensystem nach seinen Grundsätzen einzurichten, um möglichst viele Fäkalmassen zu erhalten, anzunehmen. Hierauf begab ich mich zu dem Professor Orth nach der Landwirtschaftlichen Hochschule und erbat auch dessen Gutachten. Dasselbe stimmte mit dem des Professors Dr. Petri überein. Stickstoff war nur etwas über $1^1/_2$ pCt. vorhanden, also Zusatz von Chilisalpeter nötig. Da die Probe, welche Herr Professor Orth erhalten hatte, direct von der Mündung des Flusses entnommen war, der etwas Schwefeleisen mit sich führt, so wurde auch dieses als schädlicher Bestandteil gefunden. Der übrige Schlick enthielt aber dieses Schwefeleisen nicht, und die Beseitigung des Schwefeleisens durch Hinzufügung von Aetzkalk war eine leichte Sache. Jetzt ging ich zu Herrn Thomas, er ließ die Sache prüfen und erklärte sich dann bereit, mit uns gemeinschaftlich diese Entdeckung auszubeuten und das nötige Geld dazu herzugeben. $^3/_5$ des Reingewinnes sollten ihm zustehen und $^2/_5$ uns beiden zusammen. Ich reiste noch einmal hin, diesmal nicht mehr auf eigene Kosten, machte Terrainaufnahmen, verhandelte wegen Ankauf eines Lagerplatzes, in Hamburg mit en gros Firmen wegen Abnahme u. s. w. Nach meiner Rückkehr sandte ich den oben erwähnten Arbeiter nach Riebe, der nächsten Stadt vom Lager, der dort alles übrige in Ordnung bringen mußte. Diesem entstanden dort wesentliche Unkosten, und er schrieb um Geld, da er in großer Verlegenheit sei. Diesen Brief brachte ich Herrn Thomas, welcher jetzt sofort mit mir abfuhr. Unterwegs teilte er mir mit, daß er eine kleine Gesellschaft gegründet habe, die die Sache ausbeuten werde. Leider erhielt ich zugleich die innere Gewißheit, daß bei dieser Gesellschaft jüdische Bankiers seien. Da wußte ich denn den Verlauf der Sache schon im voraus. Herr Dr. Petri solle nicht zugezogen werden, sondern könne sich seinen Bedarf von uns kaufen. Es wurde verlangt, daß wir dieser Gesellschaft das Recht zugestehen sollten, sich jederzeit in eine Actien-Gesellschaft zu verwandeln, in welchem Fall unser Gewinnanteil wegfallen, und wir mit einer kleinen Entschädigung zufrieden sein sollten. In Hamburg wurde mir ein Herr als Vertreter des Herrn Thomas vorgestellt, der zum Abschluß des Geschäfts mit nach Riebe fahren sollte. Der Herr kam mit, besichtigte das Lager, fand es vorzüglich und wollte sofort Abschluß machen, den wir aber auf's entschiedenste verweigerten, da unsere Rechte damit einfach verschenkt wären. Im Fall des Abschlusses sollten die Unkosten daselbst, die große Sorgen machten, gedeckt werden. In ziemlich düsterer Stimmung reisten wir nach Hause. Hier kam ich nach kurzer Zeit hinter eine wunderbare Thatsache. Der Arbeiter hatte mit Herrn Thomas allein verhandelt, eine Stellung bei der neuen Gesellschaft zugesichert erhalten und war von dieser ohne mein Wissen nach Riebe geschickt worden, um, da die vierwöchentliche Frist inzwischen verlaufen war, allein einen neuen Kontrakt zu machen. Ich reiste sofort wieder nach, und es gelang mir, den

Besitz meiner Rechte dauernd zu sichern. Von Herrn Thomas trat ich darauf ganz zurück und suchte nach einem neuen Geldmanne. Inzwischen aber erschien eine Notiz in allen Zeitungen, in welchen auf den Gehalt an Schwefeleisen aufmerksam gemacht wurde, das Professor Orth gefunden hatte. Der Arbeiter, welcher mir jetzt jeden denkbaren Schaden zufügte, hoffte noch, mit der Hülfe des Herrn Thomas wenigstens eine Gartendungpulverfabrik einzurichten, es hat sich dies aber auch zerschlagen, weil ich ja ebenfalls die Geheimnisse der Fabrikation wußte. Seitdem habe ich Herrn Thomas nicht wieder gesehen. Noch vor Kurzem habe ich schriftlich versucht, mit ihm die Angelegenheit wieder im Fluß zu bringen, aber ohne Erfolg. Inzwischen sind aber in Folge meiner Anregung weitere Kreise auf die Dungkraft des Seeschlicks aufmerksam geworden. Vor einigen Tagen stand in der Norddeutschen Allgemeinen-Zeitung, daß der Staat größere Lager von Seeschlick einrichte, um mit diesem die Lüneburger Haide ertragreich zu machen.

Als ich vor kurzer Zeit Herrn Thomas schriftlich bat auch in diesem Jahre wieder eine Spende für die Bekleidung mehrerer namhaft gemachten Kinder zu machen, überschickte er den Brief einfach der Polizei. Das war der Dank meiner Bemühung bezüglich des Ordens. Es entsteht die Frage: Wie ist der Mann zu dieser plötzlich so veränderten Haltung gekommen? Der Leser wird es fast errathen. Es hatte nicht ausbleiben können, daß einige Personen Kenntnis von meinen Beziehungen zu Herrn Thomas erhielten, so besonders der Lehrer Berner und auch mein nächster Vorgesetzter, der Schulinspektor Dr. Zwick, der mich mit großer Energie dazu drängte, über meine jetzige Lage Auskunft zu geben. Es entspann sich eine nichtsnutzige Intrigue, um Herrn Thomas von mir zu trennen, zunächst freilich ohne Erfolg. Nachfolgender Brief z. B. wurde ihm ins Bad nachgeschickt. Herr Thomas stellte mir denselben zu, hatte aber die Namen herausgeschnitten.

Hochgeehrter Herr . . .

In der beregten Angelegenheit war ich bei Herrn . . . und habe nach dessen Angabe die Ueberzeugung, daß es Rektor Ahlwardt ist. Die persönliche Beschreibung stimmt ganz genau, und hat derselbe geäußert, daß er dafür sorgen werde, daß Sie . . . erhalten, aber Sie sollen vorher ordentlich bluten.

Er hat unzweideutige Reden fallen lassen, wonach Sie ihm viel danken und er Sie quasi in Händen hat. Es läuft das Gespräch, daß Sie ihn vollständig erhalten; es soll früher gegen den Betreffenden ein Disciplinarverfahren vorgelegen haben und er soll jetzt wieder in einen . . . Prozeß verwickelt werden. Der ganze Vorgang soll in einer Kneipe passirt und von einem Ohrenzeugen einem sehr vermögenden Mann und Herrn . . . mitgeteilt sein (die eingeklammerten Stellen sind von Herrn Thomas in der Urschrift herausgeschnitten, dann ist mir der Brief von diesem zugeschickt.)

Herr Thomas bemerkt dazu am Rand: Wenn Sie wüßten, wie Sie mich durch diese Reden schädigen und wehethun, würden Sie es gewiß unterlassen. Ich habe nun schon von zwei Seiten derartige Briefe! Schweigen ist Gold!

Angesichts der Thatsache, daß ich außer zu den oben erwähnten beiden Herren mit Niemandem über Herrn Thomas Angelegenheit gesprochen, die Mitunterzeichner der Immediat-Eingabe von nichts weiterem wußten, ich seit mindestens einem Jahr keine Kneipe betreten, auch von Herrn Thomas außer den oben erwähnten Darlehen nie einen Pfennig Geld verlangt hatte, schrieb ich Herrn Thomas einen sehr geharnischten Brief, und als er nach Berlin zurückkam, verlangte ich aufs entschiedenste die Nennung der Namen, die Angabe der Kneipe, damit ich diese vollendeten Hallunken zur Rechenschaft ziehen könne. Herr Thomas sagte: Lassen Sie nur, es muß Ihnen genügen, daß ich die ganze Sache nicht glaube, was Sie schon daraus ersehen können, daß ich Ihnen den Brief zugeschickt habe. Gegen die Männer würden Sie doch nicht aufkommen. Sie sind zu offener Antisemit, da muß man sich so etwas schon gefallen lassen!"

Kurze Zeit darauf mußte ich einsehen, daß Herr Thomas nur gescherzt hatte, als er sich selbst antisemitischer Regungen rühmte. Er hatte mit einer jüdischen Firma zusammen die Norddeutsche Brauerei in eine Aktien-Gesellschaft verwandelt, und als ich einmal in der Darmstädter Bank zu thun hatte und dort lange warten mußte, wurde ich Zeuge auffälliger Gespräche. Es kam zunächst ein höherer Offizier, dem sehr warm Aktien von Ludwig Loewe empfohlen wurden. Das dritte Wort des Bankiers war: Thomas sagt das und das, folglich muß man jetzt kaufen. Dann kamen zwei ältere Damen, und wieder wurde ihnen unter Berufung auf Herrn Thomas ein Papier empfohlen. Mich berührte dieser Vorgang sehr peinlich, und ich sagte das auch Herrn Thomas. Dieser aber fand dies alles ganz in der Ordnung und äußerte unter Anderen: „Betrogen wird das Publikum ja unter allen Umständen bei jedem Ankauf von Papieren. Alle Bankiers sind sich ja darüber einig, wenn ein Papier ins Publikum kommen, oder wenn es zurückgehalten werden soll. Die Eingeweihten wissen ja immer alles schon vorher, und von wem sollten die das Geld wohl anders nehmen, als vom Publikum! Das muß sich jeder gefallen lassen, daß sich der Andere beim Kauf oder Verkauf von Papieren auf ihn beruft!

Faßte ich Alles zusammen, so mußte ich zu folgendem Schluß kommen: „Herr Thomas sowohl wie alle übrigen deutschen reichen Männer, die noch an der Börse größere finanziellen Erfolge erzielen wollen, dürfen es nicht mehr mit ihren deutschen Brüdern, sondern müssen es selbst wider Willen mit den Juden halten. Diese Männer hinken dann nach rechts und links. Für meine Belehrung über Börsengeschäfte war ich sehr dankbar, denn ich kam zu der Einsicht, daß ein Laie seine Hand von diesem gefährlichen Spielzeug lassen muß! Daß Herr Thomas mich fallen lassen mußte, sobald die semitischen Hintermänner der

Briefschreiber mit ihm persönlich in Beziehung traten, war mir klar, und konnte ich ihm dasselbe von seinem Standpunkt nicht einmal verdenken. Andererseis wird er es auch mir nicht verdenken, daß ich zur Erreichung meines Zieles, welches er ja schon lange kennt, das Material nehme, wo ich es finde, ohne Rücksicht auf Freund und Feind.

Nachdem ich dies vor Monaten geschrieben, geht mir soeben, schon während des Druckes dieses Buches, die ungeheuerliche Nachricht zu, daß Herr Albert Thomas, dieser vielfache Millionär, der Schulden nie gekannt hat, der schuldenfreie Häuser in der Viktoriastraße, in Hamburg 2c. besitzt, sein Einkommen nicht verzehren kann und keine Kinder hat, vollständig bankerott sei und auch alle Liegenschaften verloren habe. Der Leser wird höchlichst erstaunt fragen: Wie ist das möglich? Mir ist das in keiner Weise wunderbar. Sämtliche wohlbemittelten Deutschen sind dem Juden gegenüber, — man verzeihe den Ausdruck, der absolut nichts Beleidigendes haben soll, aber er paßt zu vortrefflich — was das Mastschwein dem Bauern ist. Je mästungsfähiger sich ein solches Tier erweist, desto mehr wird es natürlich angefüttert. Mit seinem Fett, seinem schönen Schinken bezahlt es reichlich alle Mühe und Kosten. Herr Thomas war als intelligenter Fabrikant sehr reich geworden und hatte diesen Reichtum durch einige geschickte Spekulationen noch vermehrt. Die Juden wußten ihn zu gewinnen, veranlaßten ihn zu Spekulationen, wobei er stets verdiente, ließen ihn hinter die Koulissen blicken, und er zählte sich bereits zu den Eingeweihten, der auf das dumme Publikum herabsah. Sicher that es ihm wohl, wenn ihm der Buckel gekratzt, d. h. wenn seine Einsicht gelobt wurde.

Endlich war er fett genug, wurde in große Zeitgeschäfte verwickelt, der Abgrund öffnete sich, und Differenzen von vielen Millionen starrten ihm entgegen. Der Rest ist Schweigen.

Ja, Ihr reichen deutschen Männer, reibt Euch nicht die Hände. Thomas war nicht nur ein guter, auf das Wohl seiner Arbeiter bedachter, sondern auch ein kluger Mann. Aber Mephistopheles war ihm über. Heut seid Ihr nur noch nicht an der Reihe. Es wäre verkehrt, zuviel auf einmal einzuschlachten. Aber Eure Zeit wird kommen, trotz aller Klugheit. Habt Ihr nicht nach und nach tausend Andere stürzen sehen? Dann freut Ihr Euch und sagt: War der aber dumm! So wird Thomas auch oft gesagt haben, so wird man von Euch auch sagen! Eure Enkel werden den Lohn Eures Schweißes sicher nicht erben. Habt nicht Angst vor dem roten Gespenst. Das spiegeln Euch nur die Juden vor, das wird nie Fleisch und Bein, nein die Juden allein ziehen Alles an sich. Ihr seid die Mastschweine, die man gut behandelt, denen man den Buckel kratzt, die übrigen Menschen sind Zugvieh, das die Peitsche fühlen muß. Das Schreien dabei ist ihnen nicht verboten. Freiheit muß ja sein! Macht endlich die Augen auf! Laßt es an den bisherigen Opfern genug sein! Fort mit den Juden!

Der Fall Treitel.

Zu denjenigen Komiteemitgliedern, denen es mit der Regulierung meiner Verhältnisse ernst war, gehörte in erster Linie Herr Crohn, der aber leider zu der Zeit, als er am nötigsten gewesen wäre, verreist war. Vor seiner Abreise aber sah er schon ein, daß durch dasselbe ein durchgreifender Nutzen nicht erwachsen würde. Trotz seines Wohlwollens für mich suchte er Herrn Mauché doch auch für eigene Zwecke auszunützen. Ein Rechtsanwalt in Königsberg war wegen Betruges verurteilt, und um diesen, wenn nicht als Rechtsanwalt, so doch als Amtsrichter wieder in Stellung zu bringen, verhandelte er lebhaft mit Herrn Mauché. Auf seiner Reise schrieb er mir, wenn ich mich recht erinnere, aus Italien, einen Brief, in dem er mich auf einen Herrn Moritz Treitel, Bendlerstr. 9, hinwies, der wohl im Stande sei, mir Hülfe zu schaffen, da diesem daran liege, mit Herrn Mauché Verbindungen anzuknüpfen. Ich zeigte diesen Brief den Herren Meyer und Mauché, und beide rieten mir, Herrn Treitel aufzusuchen. Ich ging zu ihm und erkannte bald in demselben einen verständigen und wohlwollenden Mann. Nachdem ich ihm einen Ueberblick über meine gesammten Verhältnisse gegeben hatte, erklärte er, daß er wohl Jemand wisse, der mir helfen werde, und dem es ganz gleichgültig sei, wie hoch sich meine Verbindlichkeiten beliefen, aber es wäre vorher Rücksprache mit Herrn Mauché nötig. Der betreffende Herr (seinen Namen, Sulzbach, erfuhr ich erst viel später, und zwar durch Herrn Meyer) sei hundertfacher Millionär und wohne in Frankfurt a/M. Er hätte den dringenden Wunsch, einen seiner finanziellen Bedeutung entsprechenden Titel zu erhalten. Er sei Mitglied der Handelskammer, habe auch schon aus einem Thüringischen Lande, ich glaube Coburg-Gotha, den Titel Finanzrat erhalten, aber der sei in Preußen nicht anerkannt worden. Ihm sei bekannt, daß zur Erlangung des Kommerzienrat-Titels auch der Nachweis bedeutender Wohlthätigkeit gehöre. Deshalb wüusche er, Treitel, eben eine Unterredung mit Herrn Mauché, um zu erfahren, ob die Auslösung eines ihm ganz unbekannten Rektors in Berlin an betreffender Stelle auch als Akt der Wohlthätigkeit angerechnet werde.

Diesen Bescheid brachte ich Herrn Mauché. Dieser Herr hatte keine Zeit, Herrn Treitel zu empfangen, schickte aber Herrn A. Meyer mit einer Vollmacht zu ihm.

Was diese Herrn mit einander verhandelt haben, ist mir nur teilweise und sehr viel später bekannt geworden, wie denn besonders Herr Treitel durchaus kein Freund überflüssigen Redens war. Bisher hatte ich keinen Grund gehabt, Herrn Meyer an der Wahrung meines Wohls interessiert zu glauben. Als ich ihn kennen lernte, lebte er, ein sechzigjähriger Junggeselle, keineswegs in glänzenden Verhältnissen. Dann aber hob sich sein Wohlstand schnell. Er verheiratete sich mit einem jungen, armen Mädchen, richtete sich einen fast fürstlichen Hausstand ein, hielt Dienstmädchen, später auch Amme und machte alle Wege in Berlin nur in einer Droschke I. Kl., während mir doch die Thätigkeit des Komitees nur geringen Nutzen brachte. Bei Treitel aber hat er reell an mir gehandelt, denn dieser Herr be-

ſtellte mich einige Tage ſpäter zu ſich und ſagte mir, daß er mich voll und ganz auslöſen werde. Ich möchte ihm meine Gläubiger von einem beſtimmten Tage ab täglich in Gruppen von 4 oder 5 zuführen, die dann alle Schuldtitel mitzubringen hätten.

Wo Abzüge zu machen ſeien, möge ich das ſagen.

Wie der ermüdete Wanderer, der in finſterer Sturm- und Regennacht auf der Haide verirrt iſt, nirgends einen Ruhepunkt findet, und doch bei jedem Schritt vorwärts ins Ungewiſſe, vielleicht in den Abgrund tritt, hell aufjauchzt, ſobald die aufgehende Sonne mit ihren erſten, goldenen Strahlen ſeinen Pfad erleuchtet und ſein Ziel ihm dicht vor Augen zeigt, ſo jubelte auch ich innerlich auf, da mir die goldene Sonne der Rettung ſo plötzlich warm entgegenleuchtete und mir ein Leben voller Zufriedenheit und Glück zeigte.

Blüten, die ſeligen,
Flammen, die fröhlichen,
Liebe verbreiten ſie,
Wonne bereiten ſie,
Herz, wie es mag.
Worte, die wahren,
Aether im Klaren
Ewigen Scharen,
Ueberall Tag.

Nachdem ich noch den Meinen die aufgehende Sonne gezeigt und ihnen, die mir in meinem Leiden ſo treu zur Seite geſtanden, die Falten der Sorge von der Stirne geſtrichen hatte, konnte ich nicht anders: Ich eilte hinaus ins Freie, in die Einſamkeit, kniete nieder und dankte meinem Gott, daß er das ſchwere Kreuz, zu ſchwer faſt für ein armes Menſchenherz, von mir genommen habe! Ich gelobte, mich ganz ſeinem Dienſt, dem Dienſt der hingebenden Nächſtenliebe zu widmen. Aber wie? Als höchſte Nächſtenliebe war es mir bisher erſchienen, meine Mitmenſchen von dem entſetzlichen Druck des Judentums zu befreien, und das ſchien mir der höchſte Gottesdienſt. Ein Jude war es aber geweſen, der im entſcheidenſten Moment für mich eingetreten war, und ihn hatte ich mit ſophiſtiſchen Redensarten abgeſpeiſt, ein Jude half mir jetzt, und zwar in der denkbar gründlichſten Weiſe. Zwar mochten ſie beide Hintergedanken haben, der erſtere allgemeine, auf ſein Volk bezügliche, der andere egoiſtiſche, aber wurde dadurch die Wohlthat für mich ſelbſt ſchlechter, weniger wirkſam? Es ging ein Riß durch meine Seele; noch war ich innerlich über die Sonne des Glücks erfreut, aber entflohen war meine Begeiſterung; der göttliche Hauch, von dem ich mich umweht fühlte, war mir nicht mehr vorhanden. Es entſtand ein unlösbarer Zwieſpalt in meiner Seele, und die gegenwärtige Stunde war am wenigſten dazu angethan, denſelben zu beſeitigen.

Ich glaube, es wird dem Leſer nirgends weniger, als hier, gefallen, daß ich plötzlich den Faden der Ereigniſſe abbreche und mich in theoretiſchen Betrachtungen ergehe. Welcher Schriftſteller könnte mit unſerm ganz einzig artigen Jean Paul verglichen werden, aber geleſen wird er, wenigſtens gegenwärtig, faſt gar nicht. Warum? Weil es ihm, während man der Handlung geſpannt folgen will, ge-

fällt, dieselbe in jedem Augenblick zu unterbrechen und sich in Betrachtungen und Gefühlsergüssen zu ergehen, die denjenigen Leser, der lediglich der Entwickelung der Thatsachen folgen möchte, auf die Folter spannen. Vielleicht will aber Jean Paul solche Leser gar nicht.

Mein Seelenzustand verlangt gebieterisch diese Unterbrechung, und mancher Leser auch. Der verständige, ernste Mann, der sorgende Familienvater freilich wird denselben, die unaussprechliche, fast verwirrende Freude ganz selbstverständlich finden und würde unbefangen weiter lesen. Ist es doch Pflicht jedes Menschen, in erster Linie für sich selbst, für die Seinen zu sorgen. Ein großer Erfolg in dieser Hinsicht ist wohl der reinsten Freude wert. Virchow hat diesen Standpunkt einmal in einer glänzenden Rede erörtert, und diese machte auf mich solchen Eindruck, daß ich noch manche Stellen, wenigstens dem Sinne nach, treu im Gedächtnis bewahre. „Jeder Einzelne hat für sich selbst zu sorgen. Jeder Einzelne hat die Pflicht, sich höher zu heben, als seine Vorfahren standen und dafür zu sorgen, daß seine Kinder höher steigen, als er selbst gestiegen ist. Die Summe dieser Einzelfortschritte bedeutet den Kulturfortschritt der Menschheit!“

Die ganze Welt ist viel zu groß,
Sie an ein Herz zu fassen.
Dazu genügt nur Gottes Schoß,
Dem bleibt es überlassen.
Ein Menschenherz ist viel zu klein,
Um liebend sich der Welt zu weih'n!

Verständige Leser, die so denken, werden meinen damaligen, sagen wir es grade heraus, egoistischen Zustand begreifen. Was aber sagt der Philosoph dazu? Ich meine nicht jene Leute, die zur Vervollkommnung ihres Geistes auch Philosophie studiert haben und zur Erreichung persönlicher Zwecke gelegentlich davon Gebrauch machen, sondern jene Männer, die bei allem und jedem rücksichtslos nach der Wahrheit streben, die sich mit Plato, Kant, Schopenhauer in den Born der ewigen Wahrheit vertieft haben?

Man wird dir sagen:

Lieber Freund, mit Berufung auf Schopenhauer hast du dein Buch angefangen. Eine Erörterung über die psychologische Wahrheit des alten Testaments, bei Gelegenheit der Geburt Josephs, schmeckt stark nach Naturalismus. Hier kniest du, wo dir ein rein persönlicher, noch dazu nicht so ganz appetitlich aussehender Vorteil zufällt, vor deinen Gott in hinsterbender Dankbarkeit nieder und fühlst den Hauch seiner unmittelbaren Nähe, was sollen wir denn nun aus dir machen? Das Wahrscheinliche ist, daß du ein konfuser Kopf bist und daneben reiner Egoist, denn wie kannst du wegen eines äußeren Vorteils, der noch dazu nicht ganz zweifelsohne ist, ohne übertriebenen Egoismus in diese Stimmung geraten? Hängt bei dir die Hingabe an deinen Gott mit Geld zusammen? Welche Berechtigung hast du, von einem solchen Standpunkt aus, der eigentlich gar kein Standpunkt ist, in das Getriebe der Welt einzugreifen? Verlangst du

etwa, weil etliche Juden an dir einen guten Groschen Geld verdient haben, was übrigens von deinen Stammesgenossen z. B. Peter Wirtz, Zimmermann u. s. w. ebenfalls gesagt werden kann, daß nun dein ganzes Volk, das wahrhaftig Besseres zu thun hat, das geheiligte Gastrecht verletzen, die friedlich eingewanderten Juden verjagen, ihre erworbenen Reichtümer ganz oder theilweise zu Gunsten der Gesamtheit wegnehmen soll? Hat Dr. Straßmann an dir nicht edel gehandelt? Denn das bildest du dir doch nicht ein, daß er eben vor dir und deinem Antisemitismus Angst gehabt habe. Er hat ganz andern Männern gestanden. Hat dein Freund Crohn nicht ehrenwert gehandelt? Waren von den Komitee-Mitgliedern nicht zwei Juden? Bezahlt nicht Sulzbach in Frankfurt a. Main alle deine Schulden ohne jede Gegenleistung? Durchwandere Europa nach allen Himmelsrichtungen, ob du einen solchen Edelsinn wiederfindest. Ganz recht, er möchte dadurch etwas erreichen. Indem er sich in vieler Hinsicht, nicht blos bei dir, als wohlthätig erweist, will er Kommerzienrat werden, wozu sonst alle Vorbedingungen vorhanden sind. Ist das etwas Schlimmes? Strebt doch fast jeder Mensch nach äußerer Ehre. Warum sucht jeder Akademiker den Doctortitel, der doch zu garnichts nützt? Warum hält der Handwerker den Titel „Meister" so hoch? Ein hundertfacher Millionär ist durchaus im Recht, auch ein äußeres Zeichen seines Reichtums zu erstreben, so gut der Gelehrte nach einem äußeren Zeichen der Gelehrsamkeit strebt. An dir will er Wohlthäter sein, und zum Dank dafür ziehst du ihn in diese Besprechung hinein? Haben deine Stammesgenossen dir geholfen, und hast du überhaupt Hülfe verdient? Du hast durch deine Uebernahme von Bürgschaften dich ins Elend gebracht, das hast du billiger Weise auch zu büßen. Geh ab! Wie man sich bettet, so schläft man!

Das sind harte und berechtigte Anklagen, doch will ich Antwort darauf geben.

Ich komme zunächst auf die erste Gruppe der Fragen, die sich auf meine Ueberzeugung richten.

Ich habe darauf zu antworten: Ja, es ist wahr, daß meine Seele ein Viertel Jahrhundert hindurch nicht zur Klarheit hat kommen können, daß ich innerlich mit den verschiedensten Gedanken und Empfindungen gerungen habe und zu innerlichem Gleichgewicht nicht habe gelangen können. Dieses Ringen nach der Wahrheit ist es eben gewesen, das mich zu allen äußeren Dingen vielfach so ungeschickt gemacht und mich dazu gebracht hat, meine persönlichen Interessen so schlecht zu fördern. Egoist bin ich aber, sofern es sich um äußere Güter gehandelt hat, so wenig gewesen, wie selten ein Mensch, so absolut wenig, daß ich manchen meiner Handlungen nachträglich egoistische Motive unterlegen muß, um sie überhaupt nur verständlich zu machen. Ursprünglich waren dieselben garnicht vorhanden. Wenn dann aber die Not zu schrecklich anpochte, habe ich manches gethan, was besser unterblieben wäre. Ich war erzogen im felsenfesten Glauben an die Bibel und habe mich schon als Knabe vertieft in religiöse Dinge, habe schon als Knabe verlebt Stunden der heiligsten religiösen Begeisterung. Daher liebte ich die Einsamkeit und bin

meinen Spielkameraden kaum jemals ein angenehmer Gesellschafter gewesen. Diesen absoluten, unerschütterlichen Glauben habe ich mir bewahrt bis etwa ins 21. Jahr. Damals fiel mir zuerst das übrigens höchst seichte Leben Jesu von Renau in die Hände, das aber zu jener Zeit einen erschütternden Eindruck auf mich machte. Es folgten dann Strauß, Büchner, Moleschott, Carl Voigt 2c. Damals wurde der innere Konflikt ein vollständiger. Ich sah keine Rettung. Der Zustand wurde unerträglich. Ich dachte: Beuge dich äußerm Zwang! Der Katholizismus wurde mir beneidenswert. Schließlich wandte ich mich an den von mir hochverehrten Prediger Zeller in Oranienburg, meinen früheren Lehrer, mit der Bitte, mir behülflich zu sein, irgendwo als Missionar angestellt zu werden. Bald darauf erschien auch ein geistlicher Herr in meiner Wohnung. Ich konnte nicht umhin, ihm meinen Seelenzustand zu enthüllen. Er wies mich an den Geh. Consistorialrat Herrn Wichern, sagte mir aber beim Fortgehen, ich thäte besser daran, ihm meinen geistigen Zustand nicht zu enthüllen. Das war für meine Seele ein Sturzbad. Noch ging ich zu Herrn Wichern, doch fand ich keinen Trost, nur Abweisung.

Ich will ganz aufrichtig sein. Was ich 1866 that, war reine Begeisterung, aber 1870 drängte ich mich teilweise so gewaltsam vor, damit irgend ein günstiger Zufall mich diesem unerträglichen Zustande entreiße. Wohl lernte ich in dieser Zeit wieder beten, aber lange hielt diese Stimmung nicht vor. Nach 1871 beschloß ich denn, zunächst einmal nach Kräften in die Forschungen der Gegenwart einzudringen, die Naturwissenschaften nicht als Dilettant, sondern ernstlich zu studieren. Ich verdanke diesem Studium, bei dem mir allseitig, auch von Männern mit hohem, wissenschaftlichen Ruf, Unterstützung zu teil wurde, gar manche schöne Stunde. Die Grenzen meines Wissens wurden weiter hinaus gerückt, das Wesen der Dinge, das „Wie“ wurde mir klarer, das letzte „Warum“ verbarg sich mehr, wie jemals. Die letzten Gründe waren nicht zu finden, und ich begann, die Forscher zu tadeln, welche gar sehr geneigt sind, bei jeder wichtigen und folgenreichen Entdeckung gleich ein volles philosophisches System aufzustellen, das durch die nächste Entdeckung umgestoßen wird. Forscht nur weiter! Ihr macht euch um die Wissenschaft und die Menschheit hochverdient! Dazu ist aber nicht jeder berufen, auf Grund seiner Entdeckung nun auch die Lehre von den letzten Gründen zu erörtern! Ich wandte mich der Philisophie zu, arbeitete mich mühsam durch alle Systeme, alle Schulen hindurch, und da ich auf Schritt und Tritt auf Hindernisse stieß wegen meiner Unkenntnis der griechischen Sprache, warf ich mich mit Eifer auf das Studium derselben, nicht um sie zu beherrschen, dazu war ich zu alt, aber um mir ein tieferes Verständnis der Philosophie zu ermöglichen.

Wie es möglich ist, daß hochachtbare Gelehrte das Studium dieser Sprache für überflüssig erklären, ist mir absolut unerfindlich. Mir ging, obwohl ich wenig genug davon verstehen lernte, eine neue Welt auf. Aber was half schließlich alles Studieren, was half es, daß ich sogar Hegel zu begreifen suchte?

Einige Philosophen erkannte ich selbst schon als Flausenmacher, so besonders unseren lieben Herbart. Endlich wies das Schicksal

Robert Gohr die Lösung des Knotens zu. Es war die Zeit, etwa 1882, als ich zum letzten Mal versuchte, ihn zu retten. Wir hatten einen kleinen Privatschulartikel zusammengebracht, der ihn nährte. Für passende Bekleidung hatte ich selbst noch gesorgt. Dieser Mann ist nur zu begreifen, wenn man seine inneren Kämpfe kennt, die er durchgefochten hat, und zu deren Ableitung er fieberhaft nach äußerer Thätigkeit griff. Solche innerlich bewegten Leute, wie Gohr, ich und tausend andere, die ihrem eigenen äußern Wohl nicht die Gesamtheit ihrer Geisteskräfte, sondern nur die absolut notwendige Aufmerksamkeit zuwenden, werden sicher eine Beute der scharfblickenden Juden.

Baff! liegt der Braten,
Wir haben das Huhn!

Davon soll aber hier nicht geredet werden.

Gohr zog in meine Nähe, ernährte sich redlich, und wir arbeiteten gemeinsam Tag und Nacht. Bis zum frühen Morgen haben wir oft über die Eleaten und Pythagoräer, Heraklit, die Atomisten, Anaxagoras, die Sophisten, Plato und Aristoteles, Spinoza, Kant und Hegel, dann aber auch über Marx, Lassalle, A. Wagner, Dühring 2c. diskutiert. Schließlich gesellte sich noch Bombe dazu. horrible dictu! Gohr, Bombe, Ahlwardt! Wer müßte sich vor diesen drei Leuten nicht bekreuzen! Die israelitische Kultur ist über diese Kulturfeinde ja auch siegreich hinweggeschritten. Der eine ruht auf dem Georgen-Kirchhof mit einem Gramm Cyankali im Leibe, der andere auf dem Armen-Kirchhof, vom Schnaps gefällt, und der Dritte? Nun, vor Cyankali und Schnaps ist der sicher und will jetzt beißen! Was wird man mit dem nun anfangen?

Manche seiner Aussprüche waren mir so wert, daß ich sie gleich nachher niederschrieb, und einige davon lasse ich hier folgen, ohne Zusammenhang, wie sie mir in die Hände fallen.

Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich komme, d. h. der Egoismus, der die Mitmenschen von dem Genusse der vorhandenen geistigen und leiblichen Güter auszuschließen sucht, und zwar im Interesse des eigenen Wohlergehens, ist ein ewiges Hindernis der allgemeinen Glückseligkeit. Alle Verhältnisse werden einfach und klar ohne diesen ausschließenden Egoismus, dagegen verzwickt und dunkel durch denselben und mit demselben. Wie einfach klar liegen die Prinzipien des Rechts ohne die Verklausulierungen der Selbstsucht; wie allgemein verständlich und für Jeden anziehend die Grundsätze der Wissenschaft, wenn Ehr- und Geldsucht ihrer Träger sie nicht absichtlich entstellten! In der Abweisung der egoistischen Triebe liegt die Erhabenheit der Lehre des Gottessohnes Christus.

* * *

Der Mensch befindet sich, wie das Kind, ursprünglich der Erscheinungswelt anschauungs- und urteilslos gegenüber. Der Fortschritt des Einzelnen wie der Geschlechter besteht darin, daß sie erkennen und den Wert des Erkannten abschätzen lernen. Die Allgemeinheit hat den größeren Nutzen, je mehr ihr die Erfahrungen

Einzelner mitgeteilt werden, aber auch in dem Maße, als sie zu dem Genusse der gewonnenen Resultate zugelassen wird.

* * *

Das einzige Kriterium ist die Allgemeinheit. Jede Sache hat nur soviel Wert, als sie sich verallgemeinern läßt. Den absolut größten Wert hat die allgemeinste Sache. Daraus läßt sich jede Erscheinungsform beurteilen, z. B. die Monarchie. Um ihrer selbst Willen ist sie gerichtet. (Ludwig XIV.) Die Monarchie der Hohenzollern wird aus diesem Grunde die Monarchie der Zukunft überhaupt sein.

* * *

Die größten Denker müssen es machen wie Antäus. Die Mutter Erde ist die allgemeine Menschheit. Zu dieser müssen sie zurückkehren, so oft sie neue Kraft schöpfen wollen.

* * *

Es giebt gewisses Gegebenes, was den sämtlichen Grundsätzen ursprünglich widerspricht. Auf dies Gegebene hin baut sich die bisherige Entwickelung. Dies ist die verschiedene Ausstattung der Menschen durch die Natur. Die Benutzung des Besten allein durch die Bevorzugtesten hat den ungeheueren Unterschied hervorgebracht. Man läßt den Zurückgebliebenen heut zu Tage zwar die notwendigsten Lebensbedingungen, aber alles übrige nehmen die besser Ausgerüsteten für sich. Als Regulativ für dies Alles setzte Christus die brüderliche Liebe.

Er mutet dem Stärkeren zu, von den gesellschaftlichen und persönlichen Vorzügen abzusehen. Der Staat in seiner bisherigen Verfassung konnte nicht zwingen; Christus aber zwingt durch Hinweis auf die zukünftigen Strafen. Die Philosophie hat diesen Glauben an die zukünftigen Strafen erschüttert, besonders bei den Bevorzugten, die Atheisten, d. h. Gegner Gottes geworden sind. Daß aber diese Philosophie ihre Anhänger nicht hat veranlassen können, das Gute zu üben, ist ein Zeugnis wider sie und die gesamte Wissenschaft. Die Niederwerfung des Egoismus ist Christi Hauptverdienst. Das sittliche Wollen muß mehr wert sein, als alle Vernunft.

* * *

Die neuere Philosophie ist eine Reaktion gegen den egoistischen Dogmatismus der mittelalterlichen Hierarchie. Aber indem sie ungehemmt sich Geltung verschaffte, hat sie über das Ziel hinausgeschossen und ist im Begriff, die sittlichen Mächte um ihre notwendigen und wahren Aufgaben zu bringen, das Kind mit dem Bad auszuschütten. Im Mittelalter sehen wir die sittlichen Mächte sich bethätigen in ihrer wahrhaften Notwendigkeit, aber sie sind durch die kastenartige Abschließung der hierarchischen Erkenntnisresultate corrumpiert worden.

* * *

Aristoteles schrieb nur über das, was er wußte oder doch für höchst wahrscheinlich hielt; über das, was er nicht wußte, schwieg er als verständiger Mensch; daher wollen ihn die Hegelianer nicht als eigentlichen Philosophen, sondern nur als Empiriker gelten lassen.

* * *

In den früheren Zeiten war es verständlich, wenn man den zukünftigen Staatsangehörigen ohne Gesetzeskenntnis ließ, weil die Gesetze aus dem mit der Volkssittlichkeit verbundenen Rechte hervorgingen; jetzt wo das Recht von der Sittlichkeit losgelöst ist, wird es fast zur Pflicht, jeden jungen Bürger zu einem zukünftigen Advokaten heranzubilden.

Noch kamen wir auf den Gedanken, uns bei Schopenhauer nicht mit den Parerga und Paralipomena zu begnügen, sondern ihn ganz und ernsthaft zu studieren, als das Schicksal wieder dazwischen trat. Dir wurde eröffnet, daß Dein kleiner Schulzirkel aufgelöst würde, weil die Konzession fehlte, zugleich wurde Dein Gesuch um Beschäftigung als Vertreter bei der Stadt abgeschlagen. Auswandern konntest Du nicht, weil Deine Kurzsichtigkeit das nicht erlaubte. Da packte Dich Verzweiflung, Du kamst vollständig betrunken in meine Wohnung, noch nie hatte ich Dich so gesehen, aber ich konnte Dich begreifen. Die Frauen! die Frauen! Meine Frau hat mit mir Alles erduldet, nie geklagt, und wenn nirgends, so fand ich bei ihr Trost und Beistand. Sollte ich mich gegen sie ablehnend verhalten? Nachdem Du in trunkenem Zustand erschienen warst, wollte sie nichts mehr von Dir wissen! Ich wollte meinen häuslichen Frieden nicht opfern. Unser Verhältniß wurde abermals zerrissen, Du bist dann vor übermächtigen Gewalten zu Grunde gegangen!

Du schwebst mit Bombe jetzt im Licht der Wahrheit, ich wandle noch im Irrtum! Ich fühle mich umweht von Eurem Geiste, Ihr Märtyrer, die man nicht durch Schwert oder Rad, nicht durch Feuermartern, die doch nur Stunden dauern können, sondern mit der ausgesuchtesten Grausamkeit durch tausend Stiche mit vergifteten Nadeln während eines Jahrzehnts langsam hingeschlachtet hat!

Habt Ihr, während Ihr Euch krümmtet vor Schmerz, Fehltritte gemacht, habt Ihr auch mir Schaden zugefügt, der mich zehn Jahre lang denselben Martern aussetzte, ich habe Euch längst vergeben! So möge Gott mir verzeihen, wie ich Euch verziehen habe! Was, verzeihen? Ich danke Euch! Nicht um die Welt gebe ich die Erfahrungen hin, die ich machen mußte, und als Du, Robert Gohr, von mir gingst, zeigtest Du mir noch den Weg zu dem himmlischen Licht, den Du selbst leider nur in seinem Anfange betreten konntest! Auch Du hast mir zu verzeihen!

Arthur Schopenhauer! Da strahlte es mir entgegen, das so lange Jahre oft bang und verzweifelnd vergeblich gesuchte, heilige und helle Licht der Wahrheit!

Einen solchen Mann können Jahrtausende nur einmal hervorbringen. — Wie vereinten sich alle widerstrebenden Kräfte und Ansichten in mir jetzt so friedlich im Lichte der höhern Wahrheit. Mit Freuden und Hochgenuß konnte ich mich jetzt in Dein System ver-

tiefen, großer Darwin, mit inniger Andacht konnte ich mich erbauen an der Predigt eines überzeugungstreuen christlichen Geistlichen und beten zu meinem Gott, was ich so lange vergeblich versucht hatte!

Ja, Alles und Jedes floß in ungetrübter Harmonie zusammen. Mein Vater, ein kleiner Landmann, war hauptsächlich Bienenzüchter! Bei diesen Tierchen verbrachte ich meine Jugendzeit zum größten Teil. Tagelang konnte ich ihrer Thätigkeit zuschauen, und ich glaube kaum, daß mir in dem äußern Verlauf ihres Lebens viel verborgen geblieben ist! Aber über ihr Wesen konnte ich nicht ins Reine kommen. Alles bei ihnen geht nach Kommando! Jede weiß genau ihre Pflicht, die Anlage des Ganzen, die Ausführung im Einzelnen entwickelt sich nach einem einzelnen, genau den Verhältnissen angemessenen Plan. Sie treffen unfehlbar stets das Richtige. Und doch fehlt das Organ, das diesen Plan entwirft. Die Königin ist es nicht, die legt nur Eier, ist sonst passiv. Beim Schwärmen erscheint sie stets sehr spät, beim Niederlassen des Schwarms kommt sie oft zuletzt, oft gar nicht, weil sie irgendwo ermüdet niedergefallen ist und erst aufgesucht werden muß. Hier ist also ein Wille, sogar ein Intellekt vorhanden ohne Organ. Tausende stellen sich in den Dienst eines Willens, der in keiner von ihnen vorhanden ist, vollführen zweckmäßige Arbeiten, deren Zusammenhang keine einzige überschaut und leitet.

Instinkt! Ja, was ist das? Doch ein dummes, ganz nichtssagendes Wort!

Solche Wahrnehmungen machte ich später noch gar viele. Sie mögen unbedeutend erscheinen, für das Geistesleben des Einzelnen sind sie es nicht! Von dieser Jugendbeobachtung an bis zu meinen letzten Gedanken, Alles trat jetzt durch Schopenhauer in innige Harmonie!

Fünf Jahre gebrauchte ich, Schopenhauer in seiner Totalität zu begreifen, und als ich ihn begriffen hatte, war ich befähigt, den letzten, entscheidenden Schritt zu thun, der Schopenhauer zum größten Apologeten des Christentums macht. Nicht weit mehr war er davon entfernt, diesen Schritt selbst zu thun. Schopenhauer weist uns nach, daß der Wille ein ewiger, allwissender, unfehlbarer ist, und seine Beweisführung ist für alle Zeiten unanfechtbar. Was hindert ihn, bei diesem ewigen, allwissenden, unfehlbaren Willen auch Selbstbewußtsein vorauszusetzen, anstatt anzunehmen, daß derselbe zu allererst in dem Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelangt? Es ist lediglich der Blick auf das allgemeine, allerdings zweifellose Elend, das ihn veranlaßt, diesen Schritt nicht zu thun.

Ein selbstbewußter Wille, ein Gott, sagt er, kann diese Welt nicht gemacht haben, denn sie ist so schlecht, daß sie überhaupt nicht wäre, wenn sie an irgend einer Stelle nur um ein Weniges schlechter sein würde. Wer will ihm bestreiten, daß er mit seinem Pessimismus recht hat, daß Jammer und Elend das Loos aller Sterblichen ist! Wenn mich Gott nach meinen Vergehungen fragen würde, so würde ich ihn zu allererst fragen: Warum hast Du mich so gemacht, daß ich sie nicht meiden konnte, warum hast Du mich überhaupt zu diesem Elend geschaffen? Daß dieser Schopenhauer'sche Pessimismus

in der That allein die Möglichkeit bietet, auf der Welt in allen Lebensverhältnissen einigermaßen glücklich zu leben, ist nicht zu bestreiten. Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich dem Leibnitz'schen Optimismus gehuldigt, wenn ich überall Gutes erwartet, heißhungrig nach Lebensglück gelechzt hätte?

So aber sah ich das Schlechte für selbstverständlich an und nahm es meist ohne Gemütsbewegung hin, das wenige Gute aber, das ab und zu unerwartet abtropfte, war eine hochwillkommene Zugabe!

Und doch hat Schopenhauer mit seinem Pessimismus, sofern er dadurch gehindert wird, die letzten Konsequenzen seines göttlichen Denkens zu ziehen, Unrecht.

Zunächst irrt er, wenn er das bloße Bewußtsein des Daseins gleich 0 setzt während es doch an und für sich schon ein + ist von hohem Werte. Auch die Befriedigung aller Bedürfnisse, so viel Anstrengung auch manche derselben erfordern, ist ein +.

Er irrt, wenn er glaubt, daß die meisten Lebewesen willig aus dem Dasein scheiden würden, wenn an der Grenze desselben nicht der furchtbare Wächter Tod stände mit all seinen Schrecken.

Er irrt, wenn er glaubt, daß jedes Leiden ein — wäre. Und wird ihm alles Elend des Daseins auch willig zugestanden, denn gar zu viel läßt sich wirklich nicht abhandeln, so gesteht er ja selbst willig zu, daß das Nichts, das heißt die unbedingte Grenze des menschlichen Denkens, durchaus nicht das absolute, sondern nur das relative Nichts bedeute. Was darüber hinwegliegt, ist eben für uns undenkbar, darum aber nicht ausgeschlossen. Schließlich wird er mit dem göttlichen (nicht etwa im biblischen Sinne gemeint) Verfasser des Buches Hiob bekennen müssen: Ich weiß es nicht, ich verstehe es nicht, mein Verstand kann es nicht ausdenken! Vielleicht aber wäre das Gegenteil das Verkehrte! Gewiß läßt sich schwer begreifen, daß oft hunderttausende hingeopfert worden sind, damit einer den allerdings auch vergeblichen Versuch macht, sich glücklich zu fühlen, daß Tausende in unwürdiger Sklaverei schmachten müssen, damit wenige ihre Zeit in unbefriedigendem Wohlleben verbringen, daß der ganze arische Volksstamm zu Knechten herabsinkt, damit ein weit niedriger stehender Volksstamm triumphiere. Vielleicht aber war es doch notwendig in der Entwickelung der Gesamtheit, und erst lange nach der Beendigung der Dinge hinkt der Menschengeist mit der Erkenntnis noch, und der Einzelwille, oder vielmehr der Wille im Einzelwesen kehrt nach Auflösung seines körperlichen Ausdrucks zu sich selbst zurück, befreit von dem bisherigen Bande der Erkenntnis, die den Gesamtüberblick verhinderten.

Und ist der Schopenhauer'sche Satz, daß mit dem Organ des Intellekts dieser selbst aufhören müsse, so absolut unanfechtbar? Das sind hier Alles aphoristische Andeutungen, deren Ausführung eine Reihe von Jahren erfordert. Wohl habe ich mich seit lange mit dem Gedanken getragen, diese durchgearbeiteten Ideen der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Daß es bisher nicht geschehen ist, haben übermächtige Gewalten verhindert. Aber geschehen wird es noch. Ich höre allseitiges Hohngelächter. Du, ein armseliger, eben

dem Bankerott entronnener Schulmeister, gebildet in der Regulativzeit, dessen ganzer Stand von gar vielen nicht einmal zu den Gebildeten gezählt wird, der du hier und da einige Brocken von einzelnen Wissenschaften genascht hast, du willst Schopenhauers Gedanken fortführen? Maßlose, lächerliche Überhebung, Schulmeisterdünkel! Wozu in einer Beziehung ein Hartmann notwendig war, das will in anderer ein Schulmeister! Ich antworte darauf sehr ruhig: Ja, ich will!

Der lebendige Glaube, das unbedingte Überzeugtsein von Dingen, die dem Verstande nicht faßbar sind, ist das höchste Glück des Lebens, und unendlich beneidenswert sind alle, die ihn sich bewahrt haben. Sie sind gefeit gegen Alles, was das Elend dieses Lebens ausmacht.

Der grübelnde Verstand fängt aber gar leicht an zu zweifeln an der Wahrheit zunächst der einzelnen Religionsformen, dann an den Wahrheiten der Religion überhaupt, und das um so mehr, je mehr der Geist hinaufzustreben sucht in das Licht der Wahrheit. Sage mir Niemand, daß ein geistig geförderter Mensch arischen Stammes von diesen bangen Zweifeln nicht bedrückt gewesen wäre! Schwere Kämpfe sind mit diesem Zweifel verbunden. Mancher geht daran zu Grunde, körperlich oder geistig, mancher sucht sein Heil in wissenschaftlichen Forschungen, die ihn ablenken, die ihm eine neue Welt zeigen. Er kommt dann gar leicht in die Lage, seinen Verstand zum obersten Richter in allen, auch den unfaßbaren Dingen, zu machen, er glaubt gar nichts mehr, ohne aber zur innerlichen Befriedigung zu kommen.

Diese innerlichen Kämpfe entstehen meistens in einem Lebensalter, in dem der Mann schon für seine Handlungen, auch in materieller Hinsicht, verantwortlich ist. Da er in der Regel dann den äußeren Dingen zu wenig Aufmerksamkeit zuwendet, so ist dies die Zeit, in der er von dem modernen Mephistopheles eingefangen und nie wieder losgelassen wird.

Arthur Schopenhauer wurde von mir der größte Apologet des Christentums genannt. Sein Alles überwältigender Geist, der alle Einwendungen mit einem Hauch seines Mundes fortbläst, kommt nun unserm erschütterten Glauben zu Hülfe, indem er den Verstand zwingt, die Grundwahrheiten des Christentums als ewige und unabänderliche anzuerkennen.

Dadurch zwingt er die Gebildeten und Gelehrten, wieder einzusehen, daß die bisher milde belächelte, von den Semiten in Erkennung ihres Vorteils arg verspottete Religion der Volksmassen doch die höchsten und beseligenden ewigen Wahrheiten enthält, die allerdings untergeordnete Geister bis dahin nicht begriffen hatten. Es ist die Brücke, die Volksreligion und höchste Wissenschaft wieder verbindet, den geistig Hochstehenden, die ja die Religion äußerlich verehrten, weil ihr edler, nach dem Höchsten strebender Geist es unmöglich über sich gewinnen konnte, das Heiligtum ihres Volkes in den Staub zu ziehen, aber innerlich entfremdet waren, es ermöglicht, sich mit ihren Brüdern wieder eins zu fühlen. Auch der größte Forscher und Zweifler kann wieder inbrünstig beten. Er begreift

nebenbei auch, daß die Bruderliebe Christi mit dem Satze Kants: „Nichts in der Welt ist gut, als allein der gute Wille“, und der Lehre Schopenhauers, daß der Einzelwille sich eins fühlen müsse mit dem Gesamtwillen, durchaus identisch ist. Er begreift es, daß Christus wirklicher und wahrhaftiger Gott ist, denn sein Wille ist vollkommen eins mit dem Willen überhaupt.

Und auch die Wissenschaft ist hierdurch in Wirklichkeit und Wahrheit frei geworden. Sie ist in keiner Forschung mehr gebunden, noch verpflichtet, irgend ein Resultat derselben im Interesse der Volksreligion zurück zu halten.

Aber, wird man antworten, Schopenhauer ist doch ein Feind der Kirche. Wenn Du Dich lange mit demselben beschäftigt hast, mußt Du doch alle seine Angriffe auf diese kennen? Freilich kenne ich sie. Sie basieren teilweise auf der Engherzigkeit, die seinen Forschungen entgegen gesetzt wurden, teilweise auf der Erkenntnis, daß die tiefen religiösen Wahrheiten in menschliche Formen gezwängt und dadurch verdeckt seien nach dem Satze Rousseaus: „Alles ist gut, wie es aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, aber Alles verdirbt unter der Hand des Menschen.“

Endlich bringt ihn dazu sein Streben, dem Willen, den er als allwissenden und ewigen nachweist, das Selbstbewußtsein, Erkenntnis seiner selbst abzusprechen und Intelligenz ohne körperliches Organ zu leugnen. Das erstere ist ein Widerspruch in sich, zu dem er durch seinen unbedingten Pessimismus gezwungen wurde, die letzte Behauptung wird hinfällig, wenn die erste fällt.

Bezüglich der Formen aber hat er teilweise recht. Zu jedem Ding ist eine Form notwendig, und wenn uralte Formen nicht mehr modern sind, so sind sie um so mehr durch ihr Alter geheiligt, und jedes Rütteln an einer Form kann den Inhalt beschädigen.

Beide Schwesterkirchen haben aber Zeiten erlebt, in der die Form das wesentliche war, der Inhalt zurücktrat; und solche Zustände verdienen, von einem Mann wie Schopenhauer gegeißelt zu werden.

Beide Kirchen sind bemüht, den Inhalt wieder zur Hauptsache zu machen, ohne die äußere Form zu verletzen. Ich erinnere nur auf katholischer Seite an den Erzbischof Ketteler in Mainz und vor allen Dingen an den jetzigen Papst Leo XIII., auf protestantischer Seite an den so viel geschmähten A. Stöcker. Daß er die alten geheiligten Formen wieder mit lebendigem Inhalte zu füllen sucht, das ist sein unvergängliches Verdienst für alle Zeiten.

Möchten die Schwesterkirchen, die beide zu ihrer hehren, ursprünglichen Aufgabe zurückkehren, doch endlich aufhören, über die Richtigkeit ihrer Formen zu streiten und das Gegebene in dieser Hinsicht willig als Gegebenes hinnehmen! Dreimal habe ich die Feder angesetzt, um diese sämtlichen Erörterungen, die hier doch absolut nicht hergehören, zu streichen, aber doch habe ich es unterlassen. Auch einen andern Platz habe ich gesucht, denn man wolle daran denken, was diese Auseinandersetzungen mit dem Fall Treitel

zu thun haben, aber nicht finden können. Wenigstens eins wird der Leser daraus ersehen, daß ich von meinem Standpunkte durchaus berechtigt bin, mich unbedingt auf die Bibel als Quelle der Wahrheit zu berufen, dabei aber aus derselben rücksichtslos das herauszulesen, was wirklich darin steht, daß ich ferner berechtigt bin, in einem Atem mich auf Darwin zu berufen und zugleich anbetend vor meinem Gott niederzusinken.

Den zweiten Vorwurf des Egoismus kann ich kürzer beseitigen. Ein Mensch, der seinen Willen in den Dienst des Gesamtwillens zu stellen sich bemüht, sollte eigentlich nicht über ein persönliches Glück in eine so verzückte Stimmung geraten. Der Verdacht, daß der reinste Egoismus doch, wenn auch versteckt, den Grundzug meines Wesens bilde, ist nicht abzuweisen. Man wolle aber menschlich richten.

Viele Jahre war ich abgehetzt. Keine Ruhe hatte ich bei Tag und Nacht. Ich schreckte zusammen, wenn an der Klingel gezogen wurde, weil ich jedesmal etwas Schreckliches vermuten mußte. Die bekümmerten Gesichter der Meinen schnitten mir ins Herz. Jeder Tag konnte Schlimmes bringen, fast an jedem Tage hatte ich Sorgen, wie ich die Meinen sättigen und doch den äußern Schein wahren sollte. Und das sollte jetzt mit einem Schlage anders werden! Frei und unabhängig sollte ich sein, die Meinen beglücken, meinen Studien, der ganzen Menschheit leben können? Da läßt sich mein Zustand wohl begreifen. Nein, egoistisch war meine Freude nicht.

Nun wird mir vorgeworfen, daß ich das Judentum bekämpfe und doch von einzelnen Juden Wohlthaten genossen hätte. Ich will den Einzelnen ihr Verdienst um mich nicht rauben. Wenn ich auch im Stande bin, bei Allen rein egoistische Triebfedern nachzuweisen, ich will es nicht thun. Der weitere Verlauf und vor Allem das Schlußkapitel werden das Weitere ergeben. Der arische Volkscharakter ist darum trotz aller Schlacken so hoch stehend, weil er den christlichen und den mit ihm identischen höchsten philosophischen Gedanken, der bei ihm von Hause aus so schöne Anknüpfungspunkte fand, in sich aufgenommen und untrennbar mit sich vereinigt hat. Die Bruderliebe, die Hingabe des Einzelnen an die Gesamtheit, ist die Grundlage derselben.

In dieser Richtung bewegt sich auch der Geist der fortschreitenden Kultur überhaupt. Daher sind wir Arier Träger derselben, nicht etwa deshalb, weil wir durch allerlei schöne Erfindungen von Eisenbahnen, Dampfschiffen 2c. die Annehmlichkeiten des Daseins etwas erhöht oder auch nicht erhöht haben.

Der Jude vertritt das Prinzip des reinsten und erbarmungslosesten Egoismus. Auf zerstörten Existenzen baut er sein Glück auf, hat dies gethan seit vielen Jahrtausenden und wird dies thun, bis äußerer, unbedingter Zwang es ihm unmöglich macht.

Hat er sein Ziel erreicht, so ist er ja gegen die Vernichteten wohlthätig, oft ernsthaft wohlthätig, nicht bloß zum Schein, wie viele Gegner der Juden behaupten. Etwas Menschliches findet man ja selbst bei ihnen, da sie doch auch das hehre Menschenantlitz tragen.

Durch diesen nackten Egoismus richtet aber der Jude den ideal angelegten Arier zu Grunde, und will sich denselben in seiner Eigenart erhalten, so kann er den Juden nicht einen Augenblick länger dulden.

Die Arier sind auch Menschen mit menschlichen Schwächen. Sie sind ja durchaus nicht frei von unberechtigtem Egoismus, streben nur darnach, ihn immer mehr einzudämmen. Gar viele von ihnen haben aber eingesehen, daß der Jude mit seiner rücksichtslosen Selbstsucht weiterkommt, als der Arier. Sie suchen ihm daher im selbstsüchtigen Streben gleichzukommen, wobei sie allerdings ihren eigenen innern Menschen vollständig betäuben müssen. Diese werden dann schlimmer, als die Juden selbst; deutsche Wucherer übertreffen den Juden noch, wenn nicht an Schlauheit, so doch an Grausamkeit. Andere begeben sich in den Dienst der Juden, verraten ihr eigenes Volk und lassen sich zu jeder Schandthat gebrauchen. Diese Vergiftung des Volkscharakters durch die Juden ist noch viel schlimmer, als die soziale Aussaugung.

Noch jedes Volk haben die Juden auf diese Weise moralisch und materiell zu Grunde gerichtet und dem sichern Untergang entgegengeführt. Der Jude ist daher der unbedingte Feind eines jeden Kulturfortschritts und muß unter allen Umständen beseitigt werden.

Nun noch zur letzten Frage. Du hast in Deiner Uebernahme der Bürgschaft eine unüberlegte Handlung begangen. Bist Du nicht verpflichtet, die Folgen zu tragen? Mit welchem Recht verlangst Du fremde Hülfe? Allerdings hatte ich die Folgen zu tragen und hatte keine Hülfe zu beanspruchen. Die Strafe hätte darin bestanden, daß ich mir die ca. 3000 Mk. hätte von meinen Bedürfnissen absparen und allmählich tilgen müssen. Entbehrung und vermehrte Arbeit wären hierbei unerläßlich gewesen. Selbst die Cristellerschen 6000 Mk. hätten sich auf diese Weise tilgen lassen. Wogegen ich Hülfe suchen mußte, das war das entsetzliche Verderben, in das ich hierdurch gezogen wurde, gegen die schamlose Ausbeutung, der es um Tilgung der Verpflichtung in keiner Weise zu thun war, und die unter allen Umständen gehindert wurde. Solche Thorheiten, wie es meine Bürgschaft war, begeht in einem bestimmten Lebensalter aber fast Jeder. Die idealen Jugendfreundschaften, von denen der Jude nichts weiß, sind nur ein Aufluß des germanischen Geistes, der in jenem Alter das Allgemeine in dieser Form zu fassen, seinen Einzelwillen auf diesem Wege der Allgemeinheit dienstbar zu machen sucht. Sie bilden den notwendigen Uebergang von dem unbewußten Egoismus des Kindes zur bewußten Menschenliebe des Erwachsenen.

Diese Jugendfreundschaften treiben unsere edelsten und genialsten Jünglinge haufenweise in den Abgrund, denn dahinter steht Mephistopheles, der Einzelne gebunden hat, welche dann die Freunde ihm verknüpfen und mit sich gemeinsam in den Abgrund ziehen.

Gott sei Dank, endlich kann ich mich diesen theoretischen Erörterungen entziehen und wieder zu den Thatsachen kommen, auf deren Entwickelung der Leser schon längst ungeduldig gewartet haben wird.

Meine Freude über meine endliche Erlösung habe ich oben genugsam dargestellt. Dieselbe war groß genug, mich zu der größten Dummheit meines Lebens zu veranlassen, die die Summe aller übrigen Dummheiten in sich begreift. Am anderen Morgen kam zufällig mein Schulinspektor in meine Schule, und ich erzählte ihm hocherfreut von meiner Erlösung, ohne aber Namen zu nennen. Am Tage darauf oder am nächstfolgenden Tage erhielt ich von der städtischen Schuldeputation die Aufforderung, sofort den Nachweis meiner Schuldenregulierung zu führen, widrigenfalls unnachsichtlich das Disziplinarverfahren beantragt werden würde. Ich antwortete sofort, stellte kurz die Bemühungen während des letzten Jahres fest, sandte den vertraulichen Aufruf des Komitees mit ein und machte die Eröffnung, daß innerhalb einer Woche Herr Moritz Treitel meine sämtlichen Verbindlichkeiten gedeckt haben werde. An demselben Tage noch brachte ich die erste Serie meiner Gläubiger zu Herrn Treitel. Zu meinem größten Leidwesen machte derselbe nicht den geringsten Abzug trotz meiner dringenden Bitte, behandelte die Gläubiger sehr artig, beschenkte einen derselben sogar noch obenein mit einem fast neuen Ueberzieher. Ihre Schuldtitel mußten sie nach Empfang des Geldes an ihn abliefern. Es wurden an diesem Tage über 900 Mk. ausgezahlt. Am nächsten Tage erschien ich mit der zweiten Serie. Die Gläubiger warteten unten, während ich zu Herrn Treitel hineinging. Diesmal wurde mir ein sehr schlechter Empfang zu teil. Herr Treitel sagte: Einem Menschen, wie Ihnen, ist nicht zu helfen. Sie haben Ihrer Behörde mitgeteilt, was Sie doch sorgfältig hätten verschweigen müssen. Heute ist der Justiziarius der städtischen Schuldeputation, Herr Dr. Horwitz, bei mir gewesen, und in Folge dessen ist es mir unmöglich, auch nur noch einen Pfennig zu zahlen. Mich geht es ja nichts an, daß Sie Antisemit sind, aber ich bin auch nicht unabhängig. Schicken Sie die Leute nur ruhig nach Hause!" Ich überlasse es dem Leser, sich den Eindruck dieser Worte auf mich selbst auszumalen! Herrn Treitel konnte ich im Augenblick gar nicht antworten, doch mochte mir dieser den Eindruck seiner Worte vom Gesicht ablesen. Er wurde augenscheinlich von Mitleid ergriffen und sagte mir: „Hier haben Sie Geld, nehmen Sie sofort eine Droschke und fahren Sie zum Justizrat Dr. Horwitz. Er hat mir gesagt, daß er bis 5 Uhr zu sprechen sei. Bringen Sie von ihm eine Karte, dann zahle ich sofort weiter!" Ich that auch diesen Schritt, für den ich Gott und Menschen um Verzeihung bitte, denn was derselbe bedeutete, wird sich der einsichtige Leser selbst sagen. Ich kam noch zur rechten Zeit, ließ mich anmelden, wurde aber nicht empfangen. Auf meine Frage, ob ich morgen oder übermorgen wieder kommen dürfe, wurde mir gesagt: „Der Herr Justizrat verreist morgen auf mehrere Tage nach Leipzig." Ich ging nach Hause. Ein Glöcklein läutete in meinem Ohr. Es war wohl mein und der Meinen Totenglöcklein. Vor dem Oranienburger Thor in einem Schaufenster hing ein Bild, die Grabstätte Heinrichs v. Kleist darstellend. Dann aber bemeisterte sich starre Entschlossenheit meiner Seele. Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten! Plötzlich nahmen die Töne einen anderen Klang an. Das Glöcklein läutete fröhlich und hoffnungsfreudig.

Es läutete zu der Geburtsstunde dieses Buches. Wenn nichts, so hätte mich sonst der letzte, von tiefem Erbarmen durchdrungene Blick des Herrn Treitel zum ewigen Schweigen in der Judenfrage veranlaßt. Meine Erfahrung ist die Mutter des Buches, Herr Dr. Horwitz der Vater desselben. Den Geburtshelfer lernen wir weiter unten kennen. Wollen wir hoffen, daß das Buch seinen Eltern Ehre macht.

Die endliche Erlösung.

Mir hatte schon ein Blick auf die Arbeit eines Schreibers im Bureau des Herrn Justizrates gezeigt, was gegen mich im Werke war. Die städtische Schuldeputation hatte gegen mich beim Königlichen Schulkollegium der Provinz Brandenburg das Disciplinarverfahren beantragt, wobei das vertrauliche Anschreiben des Komitees, welches als ein Anrufen der öffentlichen Wohlthätigkeit dargestellt war, als besonders belastend hingestellt worden ist. Ich wartete ruhig ab. Endlich erhielt ich ein mit Zustellungsurkunde versehenes Schreibens des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums. Es brachte die endliche, volle Erlösung. Der Leser wird staunen, wie das möglich sei, wenn ich ihm den Inhalt mitteile. Es hieß da: „Wir haben erfahren, daß Sie durch eigene Schuld in schwere Schuldverhältnisse gekommen sind. Wir erteilen Ihnen dafür, sowie für die Verpfändung von Gehaltsquittungen und die nicht zu billigende Anrufung der öffentlichen Wohlthätigkeit einen Verweis. Wir warnen Sie, sich in neue Schuldverbindlichkeiten einzulassen, widrigenfalls härtere Maßregeln gegen Sie ergriffen werden.

Es ist ein Beweis unseres besonderen Vertrauens, daß dies nicht schon jetzt geschehen ist.“ So ungefähr lautete dieses Schreiben.

Freudiger hat mich wohl nie ein Schreiben berührt, wie gerade dieser Verweis. Derselbe wollte doch folgendes besagen: Für Deine alten Schulden soll Dir nichts geschehen, wenn nur das Anwachsen Deiner Schulden jetzt ein Ende nimmt. Das war volle und ganze Erlösung.

Meine Schulden waren niemals von der Höhe gewesen, daß ich sie nicht aus eigenen Einnahmen hätte tilgen können. Was meine Lage bisher so unhaltbar gemacht hatte, waren die ungeheueren Wucherzinsen, diese aber mußte ich zahlen, weil ich in ewiger Angst vor der städtischen Behörde lebte. Die dauernden Drohungen, die fortwährenden Ermahnungen, es nicht zu neuen Klagen kommen zu lassen, weil dann das Disciplinarverfahren eingeleitet werde, das Ausbleiben jeder behördlichen Hilfe gegen die Wucherer, hatten mich bisher dermaßen eingeschüchtert, daß ich den Wucherern auch nach Abpfändung meines Mobiliars und Einleitung des Gehaltsabzugsverfahrens notgedrungen jede Forderung bewilligen mußte, um nur ja nichts Neues an die Behörde gelangen zu lassen. Jetzt war das alles vorbei. Wegen alter Klagen hatte ich ja nichts mehr zu befürchten. Ich trat allen Gläubigern energisch entgegen, erklärte ihnen, daß ich sie wegen ihrer Kapitalforderung nach und nach aus eigenem Einkommen befriedigen werde und zwar in der

Reihenfolge, die ich selbst für angemessen halte. Zinsen bezahle ich nicht mehr. Wer damit nicht zufrieden sei, der möge thun, was er nicht lassen könne. Allerdings waren sie alle höchlichst aufgebracht, besonders da sie annehmen mußten, daß ich sie im Fall Treitel absichtlich belogen hätte. Vor der Thür des Herrn Treitel soll es noch am 3. Tage zu schönen Auftritten gekommen sein. Die zweite Serie hatte ich noch beim Verlassen der Treitelschen Wohnung zu morgen bestellt, die dritte war am diesem Tage ebenfalls angerückt. Es konnte aber jetzt Alles nichts helfen. Ihre Drohungen machten jetzt keinen Eindruck mehr, verminderten nur ihre Abzahlungsraten. Als sie das merkten, stellte sich ein ganz leidliches Verhältnis her. Seit dem 13. April 1886 hat man mich in Ruhe gelassen, ich gewann Zeit und Ruhe, meine Verhältnisse aus eigenen Mitteln allmählich gründlich zu ordnen.

In diesen glückseligen Zustand, den denkbar glücklichsten von allen, denn mir wurde die Möglichkeit gegeben, mich ganz aus eigener Kraft aus den traurigen Verhältnissen, allerdings durch jahrelange Arbeit, herauszuziehen, setzte mich eine einzige, sonst für einen Beamten höchst empfindliche Strafe. So strafte eine Königliche, konservative, väterliche und ernste Behörde. Es ist wohl recht heilsam, das Verhalten der Vertreter meiner nächsten Behörde, wie es sich im Laufe meiner Darstellung gezeigt hat, damit zu vergleichen.

Es sind kleine, an und für sich unbedeutende Vorgänge, die ich hier dargestellt habe. Aber wie sich im Tröpfchen Wasser die Sonne, so spiegeln sich in diesen Vorgängen die gesamten gegenwärtigen Zustände unseres preußischen Vaterlandes mit ihrer Zweiseelentheorie ab.

Auf welcher Seite ist wohl Gerechtigkeit, Liberalität, väterliches Wohlwollen, selbst bei ernster Strafe zu finden?

Hier wurde ich durch eine einzige Strafe gerettet, dort unter dem Deckmantel der größten Liberalität (d. h. Liberalität gegen die Blutsauger) mit vielen vergifteten Nadelstichen zu Tode gemartert.

Nunmehr galt es, zu zeigen, ob ich mir selbst helfen könne, ob ich ein moralisches Recht hätte, meinen Ruin in dem Judentum und seinen noch schlimmeren Mamelukken, oder in meiner eigenen Willensschwäche zu suchen.

Es hieß also, nunmehr zuerst die Lage klar ins Auge zu fassen. Mein Mobiliar war verkauft worden. Es wäre mir ein leichtes gewesen, dasselbe zu retten. Meine Frau hätte nur Intervention nötig gehabt. Wir wollten aber Alles hingeben, um uns moralisch vor jedem eigenen Vorwurf zu bewahren. Den größten Teil ließ der deutsche Beamtenverein verkaufen. Zwar hatte sich meine Schuld von 1300 Mk. allmählich auf 400 Mk. vermindert in vielen einzelnen Ratenzahlungen bis zu 5 Mk. herab. Aber die Kleinheit und Unregelmäßigkeit der Zahlungen schien dem Verein doch unangenehm zu sein, denn an die 10mal hatte er im Laufe der Zeit die Abholung beantragt, wodurch allerdings regelmäßig neue Kosten entstanden.

Auch vor dem endgültigen Verkauf hatte ich noch durch den Versatz der Uhr eine Abzahlungsrate von 15 Mk. beschafft, aber es nützte nichts. Herr Matzke, derzeit mit der Führung dieser Angelegenheiten im Verein betraut, erklärte, daß man die Scherereien mit mir endlich satt habe. Als ich, während der Wagen schon vor der Thür hielt, noch einmal zu Herrn Matzke eilte, wurde ich nicht empfangen. Aehnlich ging es einem Bekannten, der noch einen letzten Versuch machte.

Das Mobiliar wurde für ein Butterbrot verkauft, der Verein befriedigt, die Kosten gedeckt. Mein eigenes Guthaben konnte ich von dem Verein nicht zurückerhalten, mußte vielmehr in Höhe desselben ein kleines Darlehn nehmen. Dann wurde ich später wegen Nichtzahlung der Beiträge aus dem Verein ausgeschlossen, kurz vor einer Generalversammlung, in der ich beabsichtigte, endlich auf den ursprünglichen, idealen Zweck des Vereins zurück zu kommen. Der Vorstand hat ja in Allem gesetzlich gehandelt, aber ich hatte doch wohl Grund, über die Entwickelung dieses meines Kindes, dem ich meine Existenz geopfert hatte, und das ohne mich sicher nicht lebte, meine eigenen Gedanken zu haben. Wesentliche Aemter bei demselben sollen in Judenhänden ruhen. Die Reste des Mobiliars, soweit es pfändbar war, incl. Gardinen, ließen dann Andere abholen.

Jetzt, wo ich an eine gründliche Regulierung zu denken hatte, erwies sich das Fehlen aller Wertgegenstände als großes Glück. Konnte ich jetzt doch selbst, befreit von Sorgen, ganz nach Belieben Alles bestimmen.

Es hieß also, jetzt den Hausstand vom Grunde aus neu einrichten. Ich nahm Mobiliar auf Leihkontrakt, allerdings nicht in einem Abzahlungsgeschäft. Nach mehreren anderen Versuchen wandte ich mich an meinen Freund Reihn, Langestraße 9, dem ich, wie ich oben gezeigt, zuerst durch die Gohrsche Bürgschaft verpflichtet wurde. Derselbe behandelte mich ehrenwert und lieh mir später noch neue Geldsummen dazu. Ihm bezahlte ich auf die Möbel nur eine kleine Miete, und größere Summen, die er erhielt, wurden als Abzahlung auf das Darlehn verrechnet. Es wurde dies nötig, damit nicht etwa die Möbel durch endliche Bezahlung zu früh in mein Eigentum übergingen. Dann würden sofort wieder Pfändungen erfolgt sein.

Darauf setzte ich einen Schuldentilgungsplan fest und zwar auf der Grundlage, daß ich mein gesamtes Gehalt, incl. Mietsentschädigung, zur Tilgung der Schulden verwandte.

Die Familie mußte aus Nebeneinnahmen erhalten werden. Dieselben setzten sich zusammen erstens aus Nebeneinnahmen aus der Schule, zweitens aus dem Ertrage meiner schriftstellerischen Arbeiten.

Mit den Nebeneinnahmen in der Schule hatte es folgende Bewandtnis. Das Schulgebäude, ein Barackenhaus, hatte keine Schuldienerwohnung, sondern nur ein ganz kleines, kaum bewohn-

bares Zimmerchen. Man konnte sonach keinen Schuldiener anstellen, übertrug daher die Funktionen desselben an mich. Zwar erhielt ich dafür keineswegs das Einkommen eines Schuldieners als Entschädigung, aber immerhin erwuchs mir daraus eine hübsche Einnahme. Die Arbeiten verrichteten Familienglieder, die nötigen Botengänge ꝛc. besorgte ich selbst, im Winter wurde eine Arbeitsfrau zu Hülfe genommen. Meine litterarischen Arbeiten aber wurden gut bezahlt. Beim Bezahlen meiner Schulden verfolgte ich das Princip, die kleinen Gläubiger möglichst zuerst zu befriedigen. Es machte sich Alles ausgezeichnet. In 4 Jahren, bis Ende 1889, waren $^2/_3$ meiner Schulden getilgt.

Ich setze die Abzahlungen eines Vierteljahrs hierher und bin bereit, aus Postquittungen und sonstigen Belägen die Richtigkeit Jedermann zu beweisen.

Einnahmen:

Gehalt	Mk.	795,—
Mietsentschädg. .	„	150,—
	Mk.	945,—

Feste Nebeneinnahmen:

Reinigung . . .	Mk.	95,—
Reinig. des Hofes u. Bürgersteiges	„	18,—
Unterh. e. Lampe im Amtszimmer	„	2,25
Unterh. e. Lampe auf d. Hausflur	„	2,25
Heizung . . .	„	67.50
	Mk.	185,—

Unsichere Nebeneinnahmen:

Für 11 Leitartikel im Laufe des Vierteljahres .	Mk.	280,—
+	„	185,—
+	„	945,—
Summa	Mk.	1410,—
ab	„	1023,35
Rest	Mk.	386,65

Ausgaben:

Gehaltsabzug . .	Mk.	185,—
Klemm	„	25,—
Nikolai	„	20,—
Zimmermann . .	„	20,—
Fischer	„	4,55
Hermann & Co. .	„	45,—
Dann	„	7,50
Witzel	„	10,—
Möller I. . . .	„	10,—
Möller II. . . .	„	30,—
Schulgeld . . .	„	25,—
Random . . .	„	11,30
Steuer	„	27,—
Niederschuh . .	„	20,—
Katzker	„	10,—
Ballien	„	15,—
Lehmann . . .	„	15,—
te Poel	„	15,—
Gotsch	„	10,—
Kriegerverein . .	„	15,—
Möbelleihgeld . .	„	38,—
Stadthagen . .	„	20,—
Zastrow	„	20,—
Korpzuhn . . .	„	10,—
Müller	„	40,—
Schuhmacher . .	„	25,—
Schulze	„	200,—
Miete	„	150,—
Summa	Mk.	1023,35

Diese 386 Mk. 65 Pf. reichten aber für den Hausstand vollkommen aus. Wir sahen, daß unsere Verhältnisse mit schnellen

Schritten der Gesundung entgegen gingen, neuer Lebensmut kehrte zurück. Dabei lebten wir nicht etwa schlecht. Wir hatten an den Wochentagen unser Fleisch, an den Sonntagen ab und an unsern Braten, konnten uns und die Kinder anständig kleiden, bei Familienfeiern unsere Freunde, deren Zahl allerdings bis auf 3 herabgegangen war, anständig bewirten, konnten sogar, wie ich das schon oben gesagt habe, allerdings nur mit der Hülfe des Chefredakteurs Herrn Dedo Müller, der Artikel bezahlte, für die er noch gar keine Verwendung hatte, einen sechwöchentlichen Aufenthalt an der See nehmen, kurz, es war ein angenehmes Leben. Jetzt, da es vorbei ist, kann ich ja wohl einige genaue Angaben über unser früheres Leben machen, zunächst über mein persönliches. Ich habe niemals Bedürfnisse gehabt, die über die einfachste Ernährung und Bekleidung hinausgingen und wüßte gar nicht, wie ich selbst im Falle der Wohlhabenheit für mich Aufwendungen machen sollte. Ich habe selbst als Junggeselle keinen Gefallen daran gefunden, mit meinem Freunden die Zeit in Kneipen totzuschlagen und bin z. B. in den letzten vier Jahren, abgesehen von den letzten Monaten, in denen ich öfter Bekannte, die für mich Material sammelten, in Lokalen aufsuchen mußte, alljährlich noch nicht zweimal in ein öffentliches Lokal gegangen. Nichts demoralisirt leichter, als Schulden. Jeder Beamter, der von ewigen Sorgen dieser Art gequält ist, greift heißhungrig nach irgend einer Zerstreuung, nach dem Zustand momentaner Vergessenheit. Mancher trinkt übermäßig, wird schließlich Gewohnheitstrinker, ein anderer sucht verbotenen weiblichen Umgang, ein dritter spielt.

Diese Wirkung ist fast eine regelmäßige, und dann ist nichts leichter, als später beim unabwendbaren Zusammenbruch Ursache und Wirkung zu vertauschen. Fast alle Vergehungen, Verbrechen und sittlichen Defecte von Beamten, die von Zeit zu Zeit die Oeffentlichkeit aufregen, sind nicht die Ursachen, sondern die Wirkungen der Verschuldung.

Ich konnte von dem sehnsüchtigen Verlangen, doch auch durch materiellen Genuß momentane Vergessenheit zu finden, natürlich nicht frei bleiben. Mein guter Genius führte meine Pfeife in meine Arme, die alles das übernahm, was sonst schöne Damen, Trunk und Spiel besorgen, aber sie war harmloser in ihren Ansprüchen. Schlimm genug war es doch, daß eine Leidenschaft mich fesseln mußte. In früheren Jahren fehlte gar oft der Tabak, und Kastanienblätter, mußten ihre Schuldigkeit thun. Solcher Taback wuchs auf meinem Schulhofe reichlich. Unter Beimischung von ¼ Pfd. Rippentabak für 10 Pf., ließ sich derselbe pfundweise herstellen. Unendlich schlimm aber war es, daß der Familie fast immer die Mittel zur Befriedigung der unabwendbarsten Bedürfnisse fehlten. Es kam so weit, daß wir von der Schwemmgerste, die wir aus der Brauerei sehr billig für die Hühner gekauft hatten, schließlich Kaffee herstellen mußten, ja am Ende — wende Dich entsetzt ab, Leser — haben wir mitunter aus den für die Hühner bestimmten Brotresten ein Mittagbrot bereiten müssen. Der Hungertod ist aber bitter, Geld hatten wir nicht, Kredit auch nicht, die versetzbaren Gegenstände

waren alle fort. Und all das so ersparte Geld wanderte in den Säckel der Juden, denn die kleinen deutschen Gläubiger waren alle froh, wenn sie ihr Geld wieder bekamen. Allerdings waren sie, weil sie wegen ihres Geldes besorgt wurden und sofort klagten, darum nicht angenehme Gläubiger.

Warum ich Dir, verehrter Leser, diese teils läppischen, teils schauderhaften Geschichten, so lebhaft vor Augen führe? Weil 60pCt. aller Beamten, von manchen Ministern angefangen, die allerdings teilweise einem ihren früheren Kollegen weniger Zinsen gegeben haben sollen, bis zum Weichensteller herab, ferner mindestens 60pCt. aller kleinen deutschen Fabrikanten, Kaufleute und Arbeiter, 90pCt. aller Offiziere, 99pCt. aller Handwerker, genau in demselben Verhältnisse leben, ebenso darben und ebenso geschickt verstehen, dies vor der Welt zu verstecken, wie wir es verstanden haben.

Seid doch einmal alle ehrlich und gesteht, daß gegen die Knechtschaft der Jetztzeit alle frühere, auch unter Napoleon I, nur Kinderspiel gewesen ist. Wer wird sie enden? Noch steht es bei dem deutschen Volk selbst, dies zu thun. Andernfalls wird das Schicksal dies durch die Russen oder Socialdemokraten besorgen.

Vom 13. April 1886 ab war ich allerdings diesen Zuständen entronnen. Meine Verhältnisse gestalteten sich allmälig recht angenehm; wir konnten anfangen, für unsere Kinder einen Notgroschen zurückzulegen, unsere ganze Lebensführung gewann einen anderen, behäbigeren Zuschnitt, wir gediehen körperlich und geistig. Die größeren Gläubiger wurden durch das Gehaltsabzugsverfahren befriedigt, die übrigen fertigte ich allmälig selbst ab, wie denn in den 4 Jahren über 10000 Mark bar von mir bezahlt sind. Mit den schließlich verbleibenden Gläubigern Damm, Zimmermann pp. glaubte ich auf dem Wege der Civilklage fertig zu werden. Jetzt, wo ich Drohungen bezüglich Anzeigen bei der Behörde mit Ruhe entgegensehen konnte, fühle ich mich als freier Mann.

Also von all' den Tausenden war doch einmal einer den beutegierigen Krallen entschlüpft!

Der Haß aber, den das Judentum und seine Mamelukken auf mich geworfen hatten, war damit nicht beseitigt. Judenhaß ist unversöhnlich und reicht über das Grab hinaus.

Andererseits war es mir auch trotz aller Selbstbeherrschung unmöglich, vor meinen Augen mein Vaterland in den Abgrund rollen zu sehen, ohne mich dem zu widersetzen.

Als einzelne Person hätte man mich wohl in Ruhe lassen können, aber man durfte es des Beispiels halber nicht.

Schon fing es an, sich in der Lehrerschaft hier und dort zu regen. Vor dem Halleschen Thor traten sogar manche Lehrer offen konservativen, socialreformatorischen oder antisemitischen Vereinen bei. Ein warnendes Exempel an einem in weiteren Kreisen bekannten Parteiangehörigen wurde notwendig. Aber wie war dies zu schaffen? Ein Pferd! ein Pferd! ein Königreich für'n Pferd!

Das sonst fast unfehlbare Recept, einen misliebigen Beamten in Wucherschulden zu verwickeln und dann mit der friedlichsten und

mitleidigsten Miene von der Welt in seiner eigenen Sauce schmoren zu lassen, war diesmal mislungen.

Ein weiteres Bubenstück wurde daher ausgesonnen, mich, es koste, was es wolle, zu beseitigen, dabei moralisch mit Schmutz zu bewerfen und so unschädlich zu machen.

Die wissentlich falschen Denunciationen mußten selbstverständlich Meineide und andere Verbrechen im Gefolge haben, aber das deutsche Volk ist ja bereits so korrumpiert, daß das Judentum nur zuzugreifen braucht, um willige Handlanger zu finden, zumal es ja stets in der Lage ist, und im Berliner Schulwesen unbedingt, reichlich zu belohnen. Sollten manche Leser bei den nachfolgenden Darstellungen auf den Gedanken kommen, daß somit in Berlin überhaupt nur noch der Unrat an die Oberfläche kommen könne, so ist das nicht meine Schuld.

Meine amtlichen Verhältnisse.

Als ich an die 147. Gemeindeschule versetzt wurde, die unter dem Schulinspektor Herrn Reinecke stand, wurde ich in Verhältnisse gebracht, die bisher wohl noch an keiner Schule der Welt bestanden haben. —

Es ist bekannt, daß der Norden Berlins wegen seiner billigeren Mieten hauptsächlich einen Zufluchtsort für eheverlassene Frauen, Witwen und ganz verarmte Arbeiter bildet. Da die Kinder dieser Leute sich teilweise selbst überlassen sind, so verkommen sie, lernen alle möglichen Schlechtigkeiten, und die vielen Schlupfwinkel bieten ihnen auch einen Zufluchtsort für die Nacht dar. Welche Sorgen der Schule aus solchen Kindern erwachsen, bedarf keiner Erörterung.

Als die 147. Gemeindeschule gebildet wurde, lieferten alle Schulen der Nachbarschaft ihre gesamten Kinder dieser Art an diese ab. In meiner, der dritten Klasse, befanden sich unter 51 Schülern 42 mit Nr. III „ungenügend“, waren durchweg 12 bis 14 Jahre alt und mit allen Untugenden vollständig bekannt. In den übrigen Klassen waren die Verhältnisse um nichts besser. Dazu erhielt die Anstalt zu 10, dann 13 Klassen nur 3 Lehrer. Der älteste davon war von seiner bisherigen Schule sehr wider seinen Willen versetzt worden. Der zweite, erst ein halbes Jahr in Berlin, hatte sich schon eine viermalige Versetzung gefallen lassen müssen. Der dritte, 20 Jahre alt, soeben erst vom Seminar kommend, ist später nach Chili ausgewandert. Sonst hatte ich nur Lehrerinnen, darunter auch eine Jüdin, so daß ich in die vierte Knabenklasse, zu großenteils zwölfjährigen Knaben, eine Lehrerin schicken mußte. Meine ernstliche Beschwerde darüber wurde von dem Schulinspektor Herrn Reinecke schroff abgewiesen. Daß es mir gelang, diese Schule emporzubringen, rechne ich mir als ein großes Verdienst an. Zur Ruhe ist die Schule erst nach mehreren Jahren gekommen. Bald wurden fliegende Klassen eröffnet, dann wieder eingezogen, dann kamen wieder neue fliegende Klassen, die wieder aus den schlechtesten Kindern bestanden.

Unmittelbar neben meiner Schule befindet sich die 73. Gemeindeschule unter Leitung des Rektors Herrn Fietz. Ich bin mit diesem Herrn niemals, weder in Gutem noch in Bösem, in andere als amtliche Beziehungen getreten. Um so erstaunter war ich daher, daß dieser Herr, doch wohl kaum aus eigenem Antrieb, eine gehässige Stellung gegen mich einnahm. Ich hatte auf meinem Hof eine Anzahl Hühner, die mir in meiner damaligen Lage sehr notwendig waren. Ihm konnten dieselben nicht lästig werden, da sich zwischen unseren Grundstücken ein hoher Zaun befindet. Gleichwohl beschwerte er sich bei der Behörde über dieselben, und ich wurde gezwungen, diese einzusperren. Später kamen mir die Gärtner zu Hülfe, welche erklärten, daß sie kein Gras mehr ansäen werden, ich daher die Hühner jetzt wieder laufen lassen könne. Sehr viel später hatte der Rektor Fietz mit seiner Schule einen Ausflug gemacht, die Schuldienerfrau hatte dies benutzt, um auf dem Hof etwas Wäsche zu trocknen. Der Rektor war aber früher zurückgekehrt, als man erwartete, hatte die Wäsche zu Boden gerissen und angeblich mit Füßen getreten. Da kam die Frau weinend zu mir herum mit der Bitte, die Wäsche auf meinem Hof trocknen zu dürfen. Bei dieser Gelegenheit sagte sie mir, daß sie endlich ihr Herz ausschütten müsse. Der Rektor Herr Fietz habe wiederholt ihren Mann aufgefordert, meine Hühner zu vergiften. Nachdem dies abgelehnt worden, hätte er die Hühner selbst durch Steinwürfe über den Zaun zu töten gesucht, wobei er einmal einen argen Fall gethan hätte. Der Rektor notiere alles und jedes über mich, besonders auch, wenn ich einmal während des Unterrichts aus der Schule herausgehe, was er stets von einem meiner Lehrer erfahre, und dann schreibe er darüber Berichte, die ihr Mann erst zu dem Schulinspektor Herrn Reinecke, dann, als wir einen anderen Schulinspektor bekamen, zu dem Herrn Dr. Zwick hätte bringen müssen. Ein solcher Bericht müsse wohl nicht gut ausgefallen sein, denn Herr Fietz hätte ihn durchgerissen, in den Papierkorb geworfen und einen neuen geschrieben. Den durchgerissenen besäße ihr Mann jetzt noch. Ich habe der Frau auf alle diese Mitteilungen keine Antwort gegeben, denn mich ließen diese Berichte des Herrn Fietz sehr gleichgiltig, auch konnte ich die Wahrheit derselben nicht prüfen. Thatsache war freilich, daß ich auf meinem Schulhofe, der von der Straße bei verschlossenen Thüren absolut unzugänglich ist, eines Abends zwei Hühner tot vorfand.

Am anderen Abend lag wieder ein Huhn auf dem Hof, dem der Schenkel zerschmettert war. Kinder hatten des Nachmittags den Schulhof nicht betreten. Ich hatte natürlich keinen Grund, irgend eine Person zu bezichtigen, am allerwenigsten aber den benachbarten Schuldiener, da dieser an den Tieren seine Freude hatte und ihnen tagtäglich Speisereste über den Zaun warf. Irgend welche heimlichen Berichte aber mußten den Schulinspektoren zugegangen sein, denn ich wurde wegen meines wiederholten Weggehens aus der Schule zur Rede gestellt, was doch von diesen Herren niemals einer wahrgenommen hatte. Ich war allerdings wiederholt in der Lage gewesen, das Schulhaus vorzeitig verlassen zu müssen, hatte mir dann aber stets von meinem nächsten Vorgesetzten schriftlich Urlaub

erbeten, auch unter den Lehrern einen Vertreter ernannt. Trotzdem müssen die Berichte nicht ohne Wirkung geblieben sein. Bei einer Revision, die der Herr Schulinspektor Reinecke während 10 Minuten in drei Fächern in meiner Klasse abhielt (man denke an die Zusammensetzung der Klasse), sprach er sich unbefriedigt aus, was mir in meiner 24jährigen Lehrerlaufbahn weder vorher noch nachher vorgekommen ist, und kam dabei auf mein wiederholtes Verlassen der Schule zu sprechen. Einige Wochen später erschien der Herr Stadtschulrat Professor Dr. Bertram in Gemeinschaft mit dem Herrn Schulinspektor in meiner Klasse und verweilte dort zwei und eine halbe Stunde. Ich mußte so ziemlich alles Durchgenommene vorführen, und der Herr Schulrat prüfte selbst jedes Kind. Als er fortging, sagte er wörtlich Folgendes: „Daß Sie es so vorzüglich verstehen, wie nur irgend einer, weiß ich längst, aber ich hatte Bedenken, ob Sie es auch so vorzüglich machen würden, weil Sie öfter aus der Schule gegangen sein sollen. Ich freue mich aber, daß ich Ihnen wegen Ihrer Leistungen meine volle Anerkennung aussprechen kann. Machen Sie nun, daß Ihre persönlichen Verhältnisse in Ordnung kommen!“

Ich möchte den Mann sehen, der es wagen würde, und dann wahrscheinlich nicht ohne eigenen Schaden, Herrn Schulrat Dr. Bertram einen Bericht abzustatten, zu dem er nicht berufen ist. Ihm mußte also amtlich darüber etwas mitgeteilt sein, daß ich die Schule ohne Urlaub verlassen hätte, was doch durchaus mit der Wahrheit nicht übereinstimmte. Dem Leser wird es klar sein, weshalb ich mehreremal Urlaub bedurfte. Ich hatte Termine auf dem Gericht wahrzunehmen. Später habe ich freilich lieber ein Versäumnisurteil ergehen lassen, als daß ich um Urlaub gebeten hätte. Daß ich aber aus meinen Kindern etwas zu machen verstand, konnte die Thatsache beweisen, daß einer meiner Schüler, der eine Freistelle an der höheren Bürgerschule am Andreasplatz erhalten hat, seit Jahren in seiner jeweiligen Klasse primus ist, mehrere andere, die ich nach einer Präparandenanstalt gebracht habe, von dort die vorzüglichsten Zeugnisse bringen, dreißig bis vierzig andere, die als Lehrlinge von mir bei Großkaufleuten, z. B. Lissauer, Cords 2c., ferner bei Handwerksmeistern, in Buchdruckereien, endlich auch auf Unteroffizierschulen untergebracht wurden, sich ohne Ausnahme vorzüglich bewähren. Gar viele Kinder sind wohl aus meiner Schule nicht entlassen, ohne daß ich für ihr weiteres Fortkommen gesorgt hätte.

Als Herr Dr. Zwick die Schule übernahm, wurde das Verhältnis noch weniger erträglich. Herr Rektor Fietz, dem ich trotz alles Vorgefallenen niemals mit einer Miene zu nahe getreten war, mußte irgend ein Abkommen mit dem Schulkommissionsvorsteher Herrn Randow getroffen haben, der beiden Schulen die neuen Kinder zuzuweisen hatte. Ich bekam durchaus nur schlechte Kinder, sodaß mein ganzes Lehrerkollegium in Entrüstung geriet. Herr Randow war allerdings von Herrn Fietz abhängig, sofern er als Buchbindermeister für die Fortbildungsschule des Herrn Fietz die Materialien lieferte. Endlich gelang es mir, die Ungerechtigkeit des Einschulens an einem bestimmten Fall in unzweifelhafter Weise festzustellen.

Herr Randow hatte zwei sehr sauber gekleidete Kinder Herrn Fietz überwiesen. Bei der Aufnahme hatte Herr Rektor Fietz aber festgestellt, daß die Kinder körperlich und geistig sehr gebrechlich waren. Er schickte die beiden Kinder mit einem Knaben der ersten Klasse einfach zu Herrn Randow zurück, dieser strich die Zuweisung aus und wies sie meiner Schule zu. Jetzt schickte ich über diesen und noch einige andere Fälle eine Beschwerde an die Schuldeputation zu Händen des Herrn Schulinspektors Dr. Zwick. Der Herr Schulinspektor hat dann als Beweis, daß er die Beschwerde erhalten hat, wohl mit mir und Herrn Rektor Fietz über den Fall gesprochen, bei welcher Gelegenheit sich noch eine andere, schwer zu entschuldigende Handlung des Herrn Rektors Fietz gegen mich herausstellte, aber von der Behörde habe ich nie eine Antwort erhalten. Wäre es nicht unglaublich, so müßte ich fast annehmen, daß die Beschwerde gar nicht ihren vorschriftsmäßigen Weg gefunden hat. Also abermals friedlos und rechtlos!

Zeigte sich so in Allem das Bestreben, mir von allen Seiten her die schlechtesten Kinder zuzuführen, so hatte ich auch bald Grund zu dem Glauben, daß ein Teil der meiner Schule überwiesenen Lehrer speziell für mich ausgesucht war.

In der Schule des Rektors Fietz befand sich ein Lehrer Herr Berner. Derselbe hatte sich die Unzufriedenheit des Schulinspektors, Oberturnwartes und Rektors wegen nicht genügender Leistungen zugezogen. Als der Rektor ihn etwas unsanft behandelte, denuncierte er denselben bei dem Schulinspektor Herrn Reinecke und mischte dabei Sachen hinein, die gar nicht dahingehörten. Seit Jahren hatte er im Geheimen viele Bemerkungen des Rektors notiert und teilte diese im vertrauten Kreise gefallenen Äußerungen dem Schulinspektor mit. So sagte er demselben, der Rektor hätte seine Lehrer ermahnt, vorsichtig zu sein, denn der neue Schulinspektor heiße Reinecke, und was das bedeute, wisse ein Jeder. Herr Fietz bewirkte die Versetzung des Herrn Berner, und zu meinem größten Erstaunen wurde derselbe an meine Schule gebracht, die unmittelbar neben der seinen lag. An der Schule des Herrn Fietz befand sich ferner seit 10 Jahren der Lehrer Michelchen. Derselbe soll ein ganz ausgezeichneter Lehrer gewesen sein, wurde aber von einer Geisteskrankheit befallen und in ein Irrenhaus gebracht. Am 1. October 1889 wurde mir mitgeteilt, daß dieser Lehrer an meine Schule versetzt sei. Mir war dies ganz unbegreiflich, denn wurde er versetzt, um für den Fall seines Eintritts neue Kinder zu erhalten, die seine Krankheit nicht kannten, so durfte er doch nicht an meine Schule kommen, in der er jedem Kinde bekannt war. Bezüglich des Herrn Berner wurde ich gleich bei seinem Eintritt von dem damaligen Lehrer, jetzigen Rektor Brüning, auf's entschiedenste gewarnt. Am meisten müsse ich mich vor seiner Freundlichkeit in Acht nehmen. Jeden Vorfall bringe er als eifriger Reporter sofort in die Zeitungen. Das alte Lehrerkollegium habe ihn auf's entschiedenste gemieden. Als die ewigen Zeitungsnachrichten demselben aber zu unangenehm wurden, hätten einige Kollegen beschlossen, ihm einen Denkzettel zu geben. In Herrn Berners Gegenwart hätte ein Kollege dem anderen

eine ausführliche Geschichte von einer entdeckten Falschmünzerbande erzählt, auch Haus und Namen dabei angegeben. Am anderen Tage hätte diese Nachricht in allen Zeitungen gestanden, doch wären Herrn Berner daraus große Schwierigkeiten bei der Polizei entstanden, auch hätten sich einige Zeitungen geweigert, fernerhin von ihm Reporterberichte anzunehmen. Herr Berner sei eine dämonische Natur, und er fürchte, derselbe sei nicht umsonst zu mir geschickt. Seine politische Anschauung wechsele er tagtäglich, je nachdem die liberalen oder konservativen Zeitungen ihm besser bezahlten. Als dieser Herr einige Zeit an meiner Schule war, besuchte er mich und teilte mir mit, daß er überaus glücklich sei, an meiner Schule zu unterrichten. Er wäre an der alten Schule ein dem Tode verfallener Mann gewesen, da ihn infolge des Ärgers wiederholt Blutstürze befallen hätten. Jetzt werde er human und gerecht behandelt und erhole sich zusehends. Er werde mir dafür ewig dankbar sein. An meiner Schule gehe auch alles reell zu, bei Herrn Fietz sei aber manches Schwindel. So würden z. B. die besten Zeichnungen der Knaben aufgehoben und bei den Prüfungen öffentlich als neue Zeichnungen ausgestellt, während die Knaben doch längst eingesegnet seien.

Daß der Lehrer Herr Klopstech, bevor er an meine Schule kam, in einem halben Jahr bereits viermal versetzt war, habe ich schon oben gesagt. Als Lehrer konnte ich über ihn nicht klagen, doch scheint er wegen einer anderen Sache einen großen Haß auf mich geworfen zu haben. Ich hatte mein Amtszimmer, weil ich nicht in der Schule wohnte, häuslich eingerichtet, sogar ein Sopha hineingestellt. Nun hatte sich bald nach Eröffnung der Anstalt Herr Klopstech wider mein Wissen mit einer jungen Lehrerin, häufig sogar mit zweien, verabredet, sich des Nachmittags, wenn kein Unterricht war, in meinem Amtszimmer zu treffen, damit er der einen oder anderen dort Unterricht im Geigen erteile. Als ich davon erfuhr, hielt ich es aus mehrfachen Gründen für nötig, dies durch Verschließung des Amtszimmers unmöglich zu machen. Herr Klopstech war hierüber sehr erbittert, doch vergaß ich diesen Vorfall sehr bald. Der Lehrer Wehle, welcher an meine Schule versetzt wurde, war an den vorhergehenden Schulen wegen grober Überschreitung seines Züchtigungsrechts in arge Verlegenheiten geraten, und schließlich war ihm dasselbe ganz entzogen worden. Ich mußte unwillkürlich auf den Gedanken kommen, daß einer Zusammenhäufung der schlechtesten Kinder mit so vielen Lehrern, die doch nicht ganz tadelfrei waren, insbesondere der Zuschiebung des Lehrers Berner, keine wohlwollende Absicht zu Grunde liegen könne. Grund zu amtlichen Tadeln oder zu Denunciationen seitens eines Lehrers mußte sich hier leicht finden lassen, Ich beschloß nach reiflicher Ueberlegung, mir das Herz des ganzen Lehrerkollegiums durch strengste Gerechtigkeit unbedingtes Wohlwollen und Entgegenkommen selbst auch in den kleinsten Dingen allmählich zu gewinnen und dadurch eine Begeisterung für den Beruf zu schaffen, die die Schule zu hoher Blüthe bringen sollte. Dies ist mir auch vier Jahre lang gelungen. Ich bin niemals einem Lehrer schroff entgegengetreten, habe auch Tadel in die schonendste Form ge-

kleidet, jeden persönlichen Wunsch erfüllt, die Unterstützungsgesuche mehrerer Lehrer warm befürwortet, sämtliche Beschwerden der Eltern in Güte erledigt, was keine leichte Sache war, da z. B. über Herrn Wehle fast wöchentlich von den Eltern die schlimmsten Dinge berichtet, endlich sogar mit allgemeinem Stricke gedroht wurde. Manche Kinder waren so gestoßen worden, daß sie sich schwere Verletzungen zugezogen hatten, andere waren mit Rindsvieh, Strolch, verkommenes Subjekt bezeichnet worden. Schließlich übernahm ich es, alle Kinder, die sich etwas hatten zu Schulden kommen lassen, tagtäglich selbst zu bestrafen. Durch mein Entgegenkommen in jeder Hinsicht und meine unbedingte Gerechtigkeit bei den Versetzungsprüfungen erwarb ich mir denn auch schließlich das Vertrauen des ganzen Kollegiums, schlichtete Streitigkeiten unter demselben, und es vergingen einige Jahre der ungetrübten Eintracht und des eifrigsten Strebens. Die Schule wuchs ihrem inneren Werte nach zusehends und bereitete mir viele Freude. Ernste Schwierigkeiten entstanden allein durch den Herrn Berner. Bei einer Revision erklärte mir der Herr Schulinspektor, daß seine Klasse wenigstens in Naturkunde, in welcher er geprüft habe, die schlechteste sei, die er jemals kennen gelernt habe. Ich möge ihm den naturkundlichen Unterricht abnehmen. Ich erteilte diesen Unterricht hinfort selbst. Bald darauf erklärte Herr Klopstech, daß er Kinder nicht im Zeichnen unterrichten könne, die vorher bei Herrn Berner gewesen seien. Endlich beschwerte sich der Lehrer Wehle, daß die Kinder, welche er von Herrn Berner bekomme, absolut unbrauchbar seien, besonders im Diktat und Rechnen. Herrn Klopstech stellte ich dadurch zufrieden, daß ich Herrn Berner auch den Zeichenunterricht abnahm, Herrn Wehle machte ich darauf aufmerksam, daß doch die unter Aufsicht angefertigten Prüfungsarbeiten der Bernerschen Klasse ziemlich fehlerfrei seien. Von den Manipulationen, welche Herr Berner nachträglich mit den Arbeiten vornahm, wußte ich damals noch nichts. Herr Wehle war wirklich in schlimmer Lage, übrigens ein eifriger Lehrer, und ich bedauerte ihn, daß er sich in seiner sehr erklärlichen Aufregung oft zu schlimmen Dingen hinreißen ließ. Bei Herrn Berner wußte ich freilich nicht mehr, welchen Unterricht ich ihm zuteilen sollte, da Herr Dr. Angerstein ihm früher auch schon den Turnunterricht entzogen hatte. Persönlich war Herr Berner aber stets entgegenkommend, liebenswürdig und dankbar, und ich suchte alle Schwierigkeiten in Güte zu erledigen. Die Prüfungen ergaben im Allgemeinen ein immer schnelleres Aufsteigen der Schule, was auch der Herr Schulinspektor, der ebenfalls Vertrauen gefaßt zu haben schien, da er die Schule nur sehr selten besuchte, schriftlich bestätigte.

Dieses schöne Verhältnis wurde im März 1888 durch einen sehr grellen Misklang gestört. Beim Tode Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm rief ich die Lehrer zu einer Konferenz zusammen und bat sie, in ihren Klassen die Kinder zu einer freiwilligen Spende von 5 Pfennigen pro Kind zu veranlassen. Den Betrag sollten 2 Lehrer zum Ankauf eines Kranzes benutzen, der an dem Sarge Sr. Majestät niedergelegt werden solle. Zu meinem ungeheuersten Erstaunen erklärte mir der Lehrer Herr Wehle, daß er sich an der Besprechung

solcher Dinge durchaus nicht beteiligen könne und dringend bitte, von der Teilnahme an dieser Konferenz befreit zu werden. Ich bat ihn herzlich, doch unter den gegebenen Verhältnissen von solcher Bitte abzusehen. Er wiederholte dieselbe aber, worauf ich sie ablehnte. Ein großer Teil der übrigen Lehrer zeigte sich besorgt, daß die städtische Schuldeputation dies übel vermerken könne. (Für mich höchst charakteristisch!), einer erklärte, daß er für sich persönlich einen Beitrag geben würde, ein anderer enthielt sich der Abstimmung. Nur die beiden ältesten Lehrer, Herr Berner und Herr Leisegang, schlossen sich meinem Antrage an, der somit abgelehnt war. Man vergegenwärtige sich die damalige Situation! Schmerz sah man auf dem Antlitz eines jeden Deutschen bis zum rotesten Sozialdemokraten hin Ein Berliner Lehrerkollegium aber lehnte aus Besorgnis vor unangenehmen Folgen bei der nächsten Behörde, die ich doch allein zu tragen gehabt hätte, jeden äußeren Ausdruck der Teilnahme ab. Ich sprang entrüstet auf und rief, meiner selbst nicht mehr mächtig, indem ich ausspie: „Pfui, ich schäme mich, Leiter eines solchen Kollegiums zu sein"! und als Herr Wehle darauf antworten wollte, rief ich: „Scheeren Sie sich hinaus!" Letzterer Ausdruck that mir bald darauf leid, und ich habe keinen Anstand genommen, Herrn Wehle später vor dem Kollegium mein Bedauern hierüber auszusprechen. Nunmehr ging ich kraft eigener Machtvollkommenheit in die einzelnen Klassen, sagte den Kindern, daß es Absicht sei, speziell von den Schülern unserm toten Kaiser einen letzten Kranz zu widmen, wer daher wolle, möge 5 Pfennige mitbringen. Es war am anderen Morgen rührend, daß fast alle Kinder, deren Eltern doch, wie die Wahlergebnisse zeigen, zu drei Vierteln Sozialdemokraten sind, viel größere Summen brachten, selbst bis zu einer Mark, wahrscheinlich das ganze Vermögen der Eltern. Natürlich mußte dies alles zurückgewiesen werden, da jedes Kind nur 5 Pfennige bringen durfte. Ich habe bei dieser Gelegenheit über das angeblich so revolutionär gesinnte Volk und über seine Leiter und Führer meine eigenen Betrachtungen angestellt. Es kam eine größere Geldsumme zusammen, für die der Lehrer Berner einen sehr schönen Kranz kaufte, der dann auch als Zeichen der Liebe und Verehrung der Schüler, leider nicht auch des Lehrerkollegiums der 147. Gemeindeschule, am Sarge Sr. Majestät niedergelegt worden ist. Hier fand ich, daß doch mehrere Lehrerkollegien es an Beweisen der Pietät nicht hatten fehlen lassen. Eine einzige Klasse, die des Lehrers Heiseke, hatte keinen Beitrag gebracht, trotzdem ich die Kinder persönlich dazu aufgefordert hatte. Als ich in die Klasse kam, sagte mir ein Kind, daß Herr Heiseke es ihnen verboten habe. Herr Heiseke stand dabei. Ich entfernte mich stillschweigend.

Am anderen Tage rief ich ihn ins Amtszimmer und sagte ihm in ruhigster Weise: „Herr Heiseke, wir beide können nicht zusammen bleiben, melden Sie sich von der Schule fort unter irgend einem Vorwande, und dann mag die Sache erledigt sein!" Herr Heiseke sagte, daß ich im Irrtum sei, er habe den Kindern nichts verboten, leider hätte er die Äußerung des Knaben nicht richtig verstanden, da er am Fenster gestanden hätte. Er gehöre nicht zu den

Hannoveranern, die zu Hause Welfen gewesen und hier Demokraten geworden seien. Er hoffe also, daß wir auch fernerhin zusammen bleiben könnten. Obgleich seine Erklärung den Stempel der Unwahrscheinlichkeit an sich trug, denn weshalb hätten sich sonst seine Kinder sämtlich an der Sammlung nicht beteiligt, zu der ich sie doch selbst aufgefordert hatte, so nahm ich dieselbe doch als ausreichend entgegen, denn weitere Erörterungen über diesen Punkt waren mir höchst peinlich. Das vertrauensvolle Verhältnis zwischen meinem Lehrerkollegium und mir war aber dahin. Herr Wehle erklärte mir viel später, wenn ich diese Sache zur Mitteilung gebracht hätte, so hätte es sich in dem beginnenden Kampfe um beiderseitige Existenzfragen gehandelt. Dies verstand ich nicht ganz. Noch später hatten sich die Lehrer auf eine Äußerung meinerseits besonnen, die ich vor Jahren einmal am Frühstückstisch gethan hatte. Es war damals die Rede von Friedrich Wilhelm IV. Ich sagte, daß die durch die nichtsnutzigsten jüdisch-demokratischen Ränke ins Leben gerufene Revolution dem arbeitenden Volk unendlich geschadet und all den hochidealen Bestrebungen des Königs zum Besten derjenigen Volksklassen, die die eigentlichen Werte hervorbringen, einen Damm entgegengesetzt hätten. Der König sei dadurch vollständig zerrüttet worden und in den letzten Jahren seines Lebens sogar voller Verzweiflung dem Trunk verfallen, der seinen Tod noch beschleunigt habe. An diese Äußerung meinerseits klammerten sie sich in der Befürchtung, daß ich ihnen wegen ihres Verhaltens Schwierigkeiten bereiten könne, als wenn dieser Gedanke jemals in meine Seele gekommen wäre! Der Fall war nicht an und für sich, sondern als Symptom von so großer Wichtigkeit. So wie aber das veränderte Verhältnis zwischen mir und meinem Lehrerkollegium, das mir natürlich Haß eintragen mußte, sich vertraulich weiter verbreitete, wurden darauf von anderer Seite sofort die nichtsnutzigen Spekulationen gebaut, die denn auch, selbstverständlich unter jüdischer Leitung, schließlich zu einer Katastrophe geführt haben.

Die Entwickelung nach dem 11. März 1888.

Das gute Verhältnis zwischen dem Lehrerkollegium und mir war selbstverständlich zu Ende, kühle Höflichkeit an die Stelle des bisherigen Vertrauens getreten. Nur zwischen dem Lehrer Berner und mir entwickelte sich eine vertraulichere Freundschaft. Hatte er doch fast allein den Mut gehabt, ohne Furcht vor schlimmen amtlichen Folgen seinem Kaiser nach seinem Hintritt eine letzte Ehre zu erweisen. Da er mir außerdem an Jahren weit voraus war, so weihte ich ihn auch in manche persönlichen Verhältnisse ein, so besonders auch in mein Vorhaben, in Sachen Thomas eine Immediateingabe an Se. Majestät den Kaiser zu richten. Auch sagte ich ihm sehr offen, daß ich hoffe, im Fall des Erfolges Herrn Thomas zu bewegen, eine große antisemitisch-sociale Zeitung zu errichten, auch für diese, um sie gut zu fundiren, ein eigenes Haus anzukaufen. Herr Berner unterschrieb die Eingabe selbst zuerst.

Mein Vertrauen zu Herrn Berner wuchs umsomehr, als er im Verein mit dem Baron von Ungar-Sternberg öffentlich gegen die Wahl des freisinnigen Pastors Scipio an der Dankeskirche protestirt, dann eine umfangreiche Beschwerde ans Konsistorium gesandt und auch in der That die Beanstandung der Wahl erreicht hatte. Natürlich hatte er sich dadurch den grimmigen Haß des Kirchenrates der Dankeskirche zugezogen.

Von diesem Augenblick an trat eine merkwürdige Veränderung mit Herrn Berner ein.

Zunächst war er plötzlich im Besitz eines Hauses in der Sellerstraße, das er von dem hochfortschrittlichen Ratsbaumeister Herrn Stargardt bei sehr geringer Anzahlung gekauft hatte. Diesen Mann, seinen Hauswirt, hatte er bei dem Lehrerkollegium früher kaum sehr zart behandelt, sich über seinen Charakter und Geist wenig anerkennend ausgesprochen und bedauert, daß er, der von Herrn Stargardt doch manches verdiene, gezwungen sei, seine schöne Zeit mit ihm im Schachspiel totzuschlagen. Zuweilen müsse er ihn, um ihn bei Laune zu erhalten, auch gewinnen lassen.

Als der freisinnige Prediger Haupt als zweiter Prediger an der Dankeskirche gewählt wurde, übersandte der erste Prediger, Herr Baumann, ihm vertraulich Material, aus dem hervorgehen sollte, daß Herr Haupt die Gottheit Christi leugne, mit der Bitte, abermals einen Protest zu veranlassen. Herr Berner teilte diese vertrauliche Mitteilung öffentlich mit und erzählte, daß er absolut nicht an solche Sachen denke. Er habe geglaubt, sich die Freundschaft des Herrn Baron v. Ungar-Sternberg durch den ersten Protest zu erwerben, aber dieser habe ihn nach Erledigung der Sache gar nicht mehr beachtet. Jetzt hätten sich andere Freunde gefunden, die mehr könnten, als der Herr Baron. Außerdem habe ihm das Deutsche Tageblatt einen langen Artikel nicht bezahlt, und so gehe er denn jetzt in's andere Lager über. Ihm erwuchsen daraus die größten Vorteile. Er war wegen seines Hauses in die allergrößten Sorgen gekommen, denn das ganze Hinterhaus stand leer. Der Kirchenrat der Dankeskirche mietete ihm für einen anständigen Preis zwei Stockwerke zu Konfirmandensälen ab, wiewohl man sich bis jetzt sehr gut ohne dieselben beholfen hatte. Die benutzten städtischen Räumlichkeiten waren von der Stadt in keiner Weise gekündigt, auch hatte die Gemeinde hierfür keinen Pfennig Geld disponiebel, die Synode mußte angegangen werden.

Das dritte Stockwerk mietete eine jüdische Gemeinde zur Synagoge. Auffällig war dies Alles immerhin, denn die unmittelbare Nähe der Gasanstalt empfiehlt die Räume nicht besonders. Mir kam sofort der Gedanke, daß hier ein Geschäft abgeschlossen sei, bei dem mein Kopf als zu bezahlender Preis angesehen werden solle. Der Beweis fand sich bald.

Herr Thomas erhielt zunächst den anonymen Brief, welchen ich oben abgedruckt habe. Als Uebersender bezeichnete Herr Thomas zwar keine bestimmte Person, aber unmittelbar nachher fragte er nach dem Ratsmaurermeister Stargardt, den ich gar nicht kannte, ermahnte mich auch, mich vor einem Lehrer Borner oder Börner in

Acht zu nehmen. Zweck des Briefes war ja offenbar, Herrn Thomas abzuhalten, für meine beabsichtigte Zeitung, noch weniger aber für mich persönlich, irgend etwas zu thun. Es ist dies schließlich auch gelungen. Später liefen die unerhörtesten anonymen Denunziationen bei der Königl. Staatsanwaltschaft gegen mich ein, und zwar mit den verschiedensten Handschriften, in denen die tollsten Beschuldigungen enthalten waren, so besonders, daß ich Titel für Geld verkaufe. Als Zeugin war eine getaufte Jüdin, jetzt Frau Rentier Schulz in der Schlegelstraße, angegeben, auf welche ich weiter unten zurückkomme. Die Staatsanwaltschaft hat darauf ohne mein Wissen Untersuchungen angestellt, die allerdings das Unsinnige der Denunziation klar ans Licht gestellt haben.

Solche Denunziationen sind, wie mir erst jetzt bekannt geworden ist, viele abgeschickt worden, und hat denn auch schließlich der Lehrer Berner gestanden, daß er dieselben verfaßt und zur größeren Sicherheit gegen Entdeckung von **seiner Frau!** habe abschreiben lassen.

Alles half nichts, die Hintermänner drängten zweifellos, und so unternahm denn Herr Berner den ungeheuren Versuch, das ganze Lehrerkollegium zu einer wissentlich falschen Denunziation zu bewegen, die, das mußte sich doch jeder sagen, zahllose Meineide im Gefolge haben mußte. Dies alles geschah zu einer Zeit, in der ich mit Allen bereits wieder freundschaftlich verkehrte, diesem und jenem beim Königl. Provinzial-Schulkollegium eine Unterstützung verschafft, andere vor schlimmen Dingen bez. Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes bewahrt hatte.

Die Thatsache, daß ein ganzes Lehrerkollegium mit Ausnahme eines einzigen Lehrers, des Herrn Leisegang, der seit der Verweigerung seiner Unterschrift wahrscheinlich aber Spießruten laufen muß, sich dazu hergiebt, mich wissentlich falsch zu denunzieren, ist geradezu ungeheuerlich.

Nimmt man auch an, daß dieses Lehrerkollegium seit 5 Jahren mit großer Sorgfalt für mich ausgesucht ist, so ist doch mindestens die große Dummheit unbegreiflich und läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, daß das rücksichtslose Treiben der Hintermänner, wobei es wahrscheinlich an Versprechungen und Drohungen nicht gefehlt haben wird, die Leute um alle vernünftige Ueberlegung gebracht hat.

Die Grundlage der Denunziation bildete die von mir seit vielen Jahren bewirkte Bekleidung armer Kinder zu Weihnachten.

Ich habe es, so lange ich denken kann, für meine Aufgabe angesehen, die Leiden meiner Mitmenschen in meinem Gesichtskreise zu mildern oder zu beseitigen. Meine Wohnung ist daher von Hilfesuchenden niemals leer geworden. Es kamen Lehrer und Lehrerinnen, die meinen Rat und meine Hilfe bei Examenangelegenheiten in Anspruch nahmen, und vergebens ist wohl Niemand gekommen; es kamen Leute aller Stände, mir oft bis dahin ganz unbekannt, um mich wegen Beihülfe zur Erlangung einer Stellung, lohnender Arbeit 2c. anzugehen, und meistens kamen auch sie nicht vergebens. Die Zahl der um Unterstützung bittenden war oft so groß, daß ich meiner Familie das Notwendige entziehen mußte, um diese einiger-

maßen zu befriedigen. Auch böse Erfahrungen haben mich nicht beeinflussen können.

Als meine vornehmste Aufgabe sah ich es aber an, die mir anvertrauten Schulkinder im Winter gegen die schlimmen Einflüsse der Witterung zu schützen. Ich sorgte für Stiefel und warme Kleidung.

Es giebt ja in Berlin wer weiß wie viel Wohlthätigkeitsanstalten, oft durch vornehme Leute in's Leben gerufen, aber von ihrem Wirken ist im Großen und Ganzen wenig zu spüren.

Aus meiner Schule sind z. B. nie mehr wie 2 Kinder bedacht worden, während doch nie unter 100 wirklich Bedürftige vorhanden waren. —

In meinen verschiedensten Stellungen als Lehrer habe ich mir dadurch den Dank unzähliger bedrückter Eltern und nebenbei, wenn auch ungesucht, die Anerkennung meiner Vorgesetzten verdient.

Als ich am 1. Oktober 1881 die 119. Gemeindeschule als Rektor übernahm, fand ich in dieser Hinsicht ein ganz außerordentlich williges und opferfreudiges Kollegium, wie sich dasselbe überhaupt bis zu meinem Scheiden 1885 als das Muster eines Lehrerkollegiums bewies.

Auf meinen Vorschlag wurde unter den Lehrern ein Rendant gewählt, die übrigen Arbeiten unter die Damen und Herren verteilt, es wurden Konzerte, dann vor Weihnachten Sammlungen veranstaltet, und wir konnten zum Weihnachtsfeste 100—120, d. h. sämtliche bedürftigen Kinder ohne Rücksicht auf die Würdigkeit bekleiden, auch noch mit sonstigen kleinen Geschenken versehen, die das Kinderherz erfreuen. Als wir uns dann in einem Jahre einem Vereine anschlossen, machten wir trübe Erfahrungen. Jedes Vereinsmitglied wollte Kinder zur Bescherung vorschlagen, und der Schule blieb wenig übrig. Es mußte nebenher doch noch gesammelt werden.

Als ich im Jahre 1885 an die 147. Gemeindeschule versetzt wurde, fand ich unter den Damen ebenfalls Entgegenkommen und Beihülfe. Nachdem aber die Mädchen und mit ihnen die Lehrerinnen von der Schule fortgenommen und nur Lehrer an der Schule angestellt wurden, war es damit vorbei.

Das neue Kollegium verhielt sich durchaus ablehnend, und von 1886—1889 hat nicht ein einziger Lehrer für die Beschaffung auch nur einer Mark gesorgt.

Nicht einmal die dürftigsten Kinder wurden in den einzelnen Klassen mit einiger Sorgfalt herausgesucht, und einigen besonders armen Kindern wurden angeblich wegen Unfleißes von dem Lehrer Herrn Klopstech die geschenkten Stiefel wieder fortgenommen, so daß ich energisch eingreifen mußte. Eine Mutter fühlte sich hierdurch so verletzt, daß sie gegen Herrn Klopstech wiederholt beleidigend wurde und auf seinen Antrag gerichtlich bestraft werden mußte. An eigene Beiträge war gar nicht zu denken, und meine wiederholte Bitte, mit der zur Verfügung gestellten Liste zu irgend einem Herrn hinzugehen, wurde unter allerlei Ausflüchten abgelehnt. „Sie machen das ja Alles am besten, wir sind ja mit Allem einverstanden,

aber auf unsere Thätigkeit verzichten Sie wohl, weil wir doch wenig nützen können!“ sagte der Lehrer Herr Heiseke.

So war ich denn auf mich allein angewiesen. Obgleich sonst leider nicht immer vorsichtig genug, sagte ich mir in diesem Falle doch: „Du mußt irgend eine zuverlässige Person zur Controlle haben, denn da bisher jede deiner Handlungen beobachtet und das Harmloseste zum Verbrechen gemacht ist, so könnte leicht Jemand behaupten, du säheſt bei der Bekleidung der armen Kinder auch auf deinen Vorteil. Da deine schwierige äußere Lage Jedermann bekannt ist, so würde eine solche Behauptung leicht Glauben finden und so, wie die Welt einmal ist, auch für natürlich gehalten werden. Zwar ist die innere Genugthuung, die du beim Glück Anderer findeſt, größer, als der Gram über dein eigenes Unglück, aber wenn du das behaupten würdeſt, könnteſt du höchstens ausgelacht werden.“

Als die geeignetste Person bot sich der jeweilige Schulkommissionsvorsteher dar. Derselbe kannte die Kinder, die Eltern, konnte mit Rat und That zur Seite stehen. Im Jahre 1888, um das es sich hier handelt, war der Hotelbesitzer und Hauseigentümer Herr Maaß, am Gartenplatz Nr. 6 u. 7, Vorsteher der Schulkommission. Ich fertigte etwa Ende October oder Anfang November die Liste an, versah sie mit Unterschrift und Stempel, ging zu Herrn Maaß und bat ihn, ebenfalls Namen und Stempel darauf zu setzen, dann begab ich mich zu den mir seit Jahren bekannten Geldgebern, die ihre üblichen Beträge einzeichneten.

Drei Herren traf ich nicht an, die aber ihren Beitrag mit der Post sandten. Diese Postsendungen zu unterschlagen wäre bei betrügerischer Absicht möglich gewesen. Nach Abschluß der Sammlung ging ich zu Herrn Maaß, legte diesem die Liste vor, die er als die von ihm unterzeichnete erkannte, bat ihn, die Summe festzustellen, gab ihm auch die drei Postabschnitte, dann ließ ich mir Quittung geben und vernichtete hierauf in seiner Gegenwart die erste Seite des Aufrufes, auf welcher die Unterschriften standen nebst den ersten Zeichnungen. Die zweite Hälfte, auf der sich lediglich Zeichnungen befanden, behielt ich zurück.

Die Vernichtung des Aufrufes erfolgte, weil ich ja möglicherweise sonst in den nächsten Tagen damit noch neue Sammlungen hätte vornehmen können, den zweiten, an und für sich wertlosen halben Bogen mußte ich aber alljährlich zurückhalten. Manche Zeichner, besonders die mir ferner stehenden, gaben nämlich nur, sobald ich sie überzeugen konnte, daß sie dies in früheren Jahren auch gethan hätten.

Hierzu waren die alten Listen nötig. Bei manchen Firmen hatte ich nicht einmal auf den Chef zu warten, falls ich die früheren Zeichnungen vorlegte.

Diese klebte ich daher einfach zusammen, legte sie in die neue Liste und hatte sie so gleich zur Hand. So war es mir möglich, in 5—6 Wochen, ohne großen Zeitverlust, die nötigen Gelder zu sammeln. Mehrere Firmen statteten mich auch mit Resten aus, die noch ganz wohl Verwendung finden konnten.

Wiewohl das Lehrerkollegium absolut nichts that, hielt ich es doch für angezeigt, alljährlich demselben genaue Rechnung abzulegen, und zwar vor Weihnachten bezüglich der eingegangenen Gelder, nach Weihnachten über die Verwendung derselben. Leitend für mich war dabei der Gedanke, daß die Freude an den Erfolgen sie doch endlich aus ihrer Lethargie aufrütteln werde. Bevor ich daher mit dem Schulkommissionsvorsteher Herrn Maaß abschloß, beraumte ich in üblicher Weise eine Konferenz an, legte die Liste dem Kollegium zur Prüfung vor, einer der Herren, Herr Wehle, zählte die Posten zusammen. Allen übrigen Herren stand die Liste zur Verfügung. Herr Leisegang führte das Protokoll, es wurde einstimmig beschlossen: „die Liste wurde geprüft und für richtig befunden." Herr Leisegang hatte mich aber vor Beginn der Konferenz gebeten, es möglichst kurz zu machen, da er wegen eines Termines auf dem Stadtgericht fortgehen müsse. Die Konferenz aber zog sich wegen Erledigung anderer amtlicher Sachen in die Länge, Herr Leisegang entfernte sich daher vor Schluß derselben.

Das nicht ganz fertige Protokoll gab ich an Herrn Heiseke zum Abschluß.

Am andern Tage übersandte Herr Heiseke durch einen Knaben das Protokollbuch. Ich sah zu meinem ungeheuersten Erstaunen, daß das Protokoll des Herrn Leisegang ganz beseitigt war. In dem von Herrn Heiseke angefertigten neuen Protokoll fehlte der Passus: die Liste wurde geprüft und für richtig befunden.

An und für sich war das Alles unbedeutend, mich aber durchzuckte sofort der Gedanke: Man hat gegen dich irgend ein Komplott geschmiedet, dessen Urheber im Augenblick noch nicht zu erkennen ist.

Ich ließ Herrn Heiseke sofort ins Amtszimmer kommen und stellte ihn wegen beider Thatsachen zur Rede.

Entfernt wollte er die Seite aus dem Protokollbuch haben, weil zwei Handschriften in einem Protokoll schlecht aussähen, er auf meine nachträgliche Genehmigung auch sicher gerechnet hätte. Den Passus aber: „die Liste wurde geprüft und für richtig befunden", habe er fortgelassen, weil er sich des Wortlautes nicht mehr genau erinnere. Ich forderte ihn auf, sich sofort zu jedem beliebigen Lehrer zu begeben, die Einstimmigkeit des Beschlusses noch einmal zu konstatieren und dann den Passus nachträglich einzutragen. Er ging mit mir sofort zu Herrn Wehle, der die Thatsache zugab, dann ohne mich zu Herrn Bühring und trug hierauf den Passus nachträglich ein.

Mein Mistrauen war aber jetzt aufs höchste erwacht, und da am Rande neben dem Protokoll noch Platz war, schrieb ich sämtliche Posten noch selbst daneben.

Wie richtig ich geurteilt hatte, zeigte sich bald. Ich erhielt eine Vorladung nach dem Molkenmarkt zu einem Kriminalkommissarius, wo mir die Mitteilung gemacht wurde, daß ein jüdischer Bankier Richter aus der Behrenstraße wegen der Weihnachtsbescherung gegen mich denunciert habe, angeblich infolge des Wucherprocesses Tietz-Zucker. Ich konnte darüber nur lachen, aber die Kriminalpolizei nahm den Fall sehr ernst. Ich hatte gar keinen Grund,

ihr etwas zu verschweigen, teilte ohne Aufforderung die Zeichner, auch die Höhe der Zeichnungen mit, war bereit, ihr das gesammelte Geld vorzuzeigen, auch über die Verwendung nach Abschluß der Bescherung Rechnung zu legen pp.

Wie mir später bekannt wurde, ist die Polizei dann zu vielen Zeichnern hingegangen, hat sich von der Richtigkeit überzeugt, noch sonstige Recherchen angestellt und schließlich eingesehen, **daß ich absolut selbstlos und rechtschaffen zu Werke gegangen war.** Der Fall war damit erledigt. Über meine Lippen ist der Name Richter nicht gekommen, außer mir wußte nur die Polizei resp. Staatsanwaltschaft etwas von der Denunciation. In einem spätern Protokoll hat Herr Lehrer Berner ausdrücklich auf die Richter'sche Denunciation hingewiesen. Der Zusammenhang wird wohl ewig unaufgeklärt bleiben.

Bis jetzt hatten sich die Lehrer im Hintergrunde gehalten, die Richtigkeit protokollarisch bestätigt, aber gewirkt hatten sie, wie sich bald herausstellte, schon vorher, und als Alles nichts nützte, traten sie unter Führung des Herrn Berner, mehrere sicher schweren Herzens und unter unbedingtem Zwange, in Aktion.

Die Verteilung der Gaben an 92 Kinder, das Anpassen der Stiefel und Kleidungsstücke, das Verteilen der übrigen Sachen, Strümpfe, Strickwolle, warmer Tücher, warmer Unterkleider, Hüte, Mützen, Pfefferkuchen, Spielsachen für die jungen Geschwister pp. lag, wie gewöhnlich, in meinen Händen allein. Nach Neujahr ging ich mit den quittierten Rechnungen zum Schulkommissionsvorsteher Herrn Maaß, ließ diese prüfen und Decharge ertheilen, prüfte dann seine Ausgaben, die er für 12 Mädchen gemacht hatte und berief einige Tage später die Lehrer zu einer Konferenz zusammen.

Vor Beginn der Konferenz hatte ich das Protokollbuch und alle Beläge, die bereits von Herrn Maaß geprüft waren, auf meinen Platz am Konferenztisch gelegt und war eines Bedürfnisses wegen auf einen Augenblick nach dem Hof gegangen. Als ich zurückkehrte, waren die meisten Herren bereits im Amtszimmer. Bei meiner Rückkehr vermißte ich sofort zwei Quittungen, nämlich die des Schuhmachers Jonas über gelieferte 50 paar Stiefel und eine Quittung über 6 Mk. für einen Knabenüberzieher. Wenngleich sowohl Herr Jonas, als auch der Lieferant des Überziehers gar nicht daran dachten, das Geld noch einmal zu fordern und mir noch an demselben Tage neue Quittungen ausstellten, war mir der Vorfall doch höchst unangenehm. Schon wiederholt waren mir früher Schriftstücke fortgekommen, und einmal schon, etwa ein Jahr früher, beschuldigte ich einen Lehrer vor versammelter Konferenz, daß er ein solches Schriftstück aus meinem Überzieher gezogen habe. Derselbe erklärte damals auf Ehrenwort seine Unschuld, und heute bin ich fest überzeugt, daß ich auch wirklich eine falsche Person beschuldigt habe. Als ich nach Eröffnung der Konferenz das Protokoll hatte verlesen lassen, erhob sich sofort ein großer Sturm. Herr Berner erklärte, daß er von dem Kollegium bevollmächtigt sei, mir Folgendes mitzuteilen: „Die Herren Heiseke, Klopstech und Thiede wären im November, also zu einer Zeit, in welcher ich soeben mit den Sammlungen begonnen hatte, ohne mein

Wissen ins Amtszimmer gegangen und hätten dort in einem Buch, „Katechismus der Sozialreform", die Weihnachtsliste gefunden und die sämtlichen Beträge zusammengezählt. Der Betrag wäre weit höher gewesen, wie der von mir angegebene. Da außerdem jetzt mehrere Beläge fehlten, (wovon ich bis jetzt noch kein Wort gesagt hatte), so bitte man um Aufklärung.

Ich antwortete sehr ruhig: „Die beiden mir in unbegreiflicher Weise fehlenden Quittungen kann ich in zehn Minuten ersetzen, die Herren aber, welche die Liste fanden, haben zweifellos die auf den Rückseiten der alten Listen gezeichneten Beträge mitgezählt." Letzteres wurde bestritten, und nannte Herr Heiseke sogar eine Anzahl von Namen von Zeichnern, die er sich gemerkt hatte. Der alte Satz, daß der Teufel, wenn er ein besonders feines Spiel eingefädelt habe, gleich auch die falsche Karte mit hineinstecke, bewahrheitete sich auch hier. Unter all den Namen hatte sich Herr Heiseke gerade diejenigen Namen von Gebern aus den alten Listen gemerkt, die ich in diesem Jahre aus Mangel an Zeit gar nicht besucht hatte, so z. B. Gebr. Delpey, Bing und mehrere Firmen in der Bank-Straße. Ich sagte daher: „Der Beweis, daß Sie die alten Listen mit vor sich hatten, ist erbracht, denn auf der neuen Liste waren diese Namen gar nicht vorhanden. Da es erst wenige Wochen her ist, so bin ich, um jedes Mistrauen zu beseitigen, bereit, jetzt sogleich mit Ihnen zu den betreffenden Herren hinzugehen und mich persönlich vorzustellen, denn sonst könnten sich die Herren am Ende nicht genau erinnern. Dieser Vorschlag wurde allseitig abgelehnt. Nach wiederholter dringender Aufforderung meinerseits erklärte sich schließlich Herr Heiseke bereit, zu den Herren hinzugehen, aber allein, hat es aber nicht gethan. Ebensowenig hatte man Lust, die neu zu beschaffenden Quittungen anzusehen, noch sich zu Herrn Maaß zu begeben, um sich auch dort Klarheit zu verschaffen. Nachdem ich so meinerseits alles gethan hatte, was zur unbedingten Aufklärung nach allen Seiten dienen konnte, mußte ich die Ueberzeugung gewinnen, daß es sich hier gar nicht um Aufklärung, sondern um ein lange Zeit vorbereitetes Komplott handelte. Sicher hatten sich die Herren Thiede, Jahn, Schwarz, die ich seit Jahren als durchaus ehrenwerte Leute kennen gelernt hatte, hierzu nur unter übermächtigem Zwange hergegeben. Wenn man aber dem Teufel den kleinen Finger reicht, so hat er bald die ganze Hand. Bald darauf erhielt ich einen von acht Lehrern unterzeichneten Brief, in dem ich aufgefordert wurde, innerhalb acht Tagen noch genauere Auskunft zu geben, widrigenfalls man sich an die Behörde wenden müsse. Selbstverständlich ließ ich dieses Schreiben ganz unbeachtet. In dieser Zeit begann Herr Heiseke sein Doppelspiel. Er erschien bei mir im Amtszimmer und sagte mir, daß er mein Freund sei, und daß jeder von ihnen gezwungen sei, die dem Herrn Schulinspektor vorher zur Begutachtung vorgelegte Anklageschrift zu unterzeichnen. Herr Schulinspektor Dr. Zwick habe erklärt, daß er sich Jeden für alle Zeit merken würde, der nicht unterschreiben werde.

Mir war diese Mitteilung hoch interessant, aber gleichwohl konnte ich mich auf nichts einlassen. Auch Herr Thiede und Herr

Schwarz, beide sicher in wohlwollender Absicht, rieten mir zum Nachgeben. Herr Thiede erklärte dabei, daß er sich in einer Zwangslage befinde, nannte allerdings den Namen des Herrn Dr. Zwick nicht. Herr Schwarz verweigerte mir auf meine Frage, ob er unter behördlichem Druck handele, jede Auskunft. Nach acht Tagen wurde die Denunziation an die städtische Schuldeputation, z. H. des Herrn Dr. Zwick abgesandt, und diese Beschwerdeschrift teilte nicht das Schicksal meiner früheren Beschwerdeschrift über Herrn Fietz an die städtische Schuldeputation, z. H. des Herrn Dr. Zwick. In der Denunziation der acht Lehrer waren nun so unbedingte und klar nachweisbare Unwahrheiten enthalten, daß sicher vier der Herren dieselbe niemals unterschrieben hätten, wenn an derselben noch irgend etwas hätte geändert werden dürfen. Zunächst wurde ich da beschuldigt, ins Protokollbuch die Notiz, „die Liste wurde geprüft und für richtig befunden", wider Wissen und Willen des Lehrerkollegiums selbst hingeschrieben, d. h. eine Urkundenfälschung begangen zu haben. Da Herr Heiseke als Protokollführer diese Notiz nach Rücksprache mit mehreren anderen Herren geschrieben hat und doch nicht anzunehmen ist, daß die Herren bei ihren sehr zahlreichen Zusammenkünften diesen Fall nicht reichlich erwogen hätten, so erweist sich mit dieser wissentlich falschen Denunziation fast ein ganzes Berliner Lehrerkollegium, das nach Herrn Heisekes Aussagen unter behördlichem Druck handelte, als eine Rotte von Leuten, die gemeinschaftlich Handlungen begehen, welche unter das Strafgesetz fallen. Nach ihrer eigenen Überzeugung konnte doch diese Thatsache nicht verborgen bleiben, falls sie nicht alle zum Meineide entschlossen waren und außerdem das Protokollbuch beseitigten. Letzteres lag seit fünf Jahren im Amtszimmer zu jedermanns Einsicht, aber das Amtszimmer hielt ich jetzt streng verschlossen, und als mir auch dieses noch nicht ausreichend zu sein schien, nahm ich es mit in meine Wohnung. Als es später amtlich von mir verlangt wurde, übersandte ich es direkt ans Königl. Provinzial Schulkollegium. Einem Arnimprozeß wollte ich mich nicht aussetzen.

Zweitens wird in der Denunziation behauptet: „Der Rektor Ahlwardt hat im Namen des Lehrerkollegiums die Sammelliste unterzeichnet, wiewohl das Lehrerkollegium ihm dies untersagt hatte. Dies ist eine absolute Unwahrheit, bei der auch nicht die Spur einer Begründung vorhanden ist. Es ist niemals auch nur eine Andeutung dieser Art gemacht worden, wie denn überhaupt außer dem tranrigen Vorfall bei der Beerdigung des Kaisers Wilhelm niemals zwischen mir und den einzelnen Lehrern ein verletzendes Wort gesprochen ist.

Wenn die Herren Bühring, Thiede, Jahn, Schwarz denen ich doch noch ein Gewissen zutraue, vor Gericht beschwören werden, nicht etwa, daß mir vom Kollegium die Unterzeichnung untersagt, sondern, daß nur eine entfernte Andeutung dieser Art gemacht sei, so will ich gern als Verleumder bestraft werden und nach Plötzensee wandern, um wenigstens einige Zeit unter halbwegs ehrlichen Leuten zu sein. Damit die Herren ja Gelegenheit nehmen, mich zu verklagen, nenne ich vier der Unterzeichner, Wehle, Berner, Klopstech und Heiseke be-

wußte Lügner und erkläre, daß sie zu ihrer Schandthat nur aus Furcht vor zukünftigen Übeln oder in der Hoffnung künftiger Belohnungen ihre Unterschrift hergegeben haben. Die andern vier nenne ich vorläufig nicht so, weil sonst auch diese klagen, und es mir dann an jedem Zeugen fehlt. Das beste am Ganzen ist es nun, daß es mir gar nicht eingefallen war, überhaupt im Auftrage des Lehrerkollegiums zu unterzeichnen. Ich schrieb einfach: „H. Ahlwardt, Grenzstr. Nr. 16, Rektor des Lehrerkollegiums der 147. Gemeinde-Schule", wie das Herr Maaß und manche Geber noch wissen werden. Köstlich ist es, wie man sich um die unbequeme Thatsache herumdrückte, daß Herr Heiseke sich Namen von Leuten gemerkt hatte, die 1888 gar nicht in Anspruch genommen waren. Es heißt in der Denunziation: „Bei Prüfung der Liste vermißten wir mehrere Namen von Gebern, z. B. Gebr. Delpey". Welch kolossaler Schwindel! Es war in der Konferenz vor Weihnachten keinem eingefallen, die Liste auch nur anzusehen. Nur Herr Wehle, neben den ich mich hinsetzte, war zu bewegen, die Posten zu addieren. Erst in der Konferenz nach Weihnachten, als ich den Herren darlegte, daß sie die alten und die neue Liste zusammengefaßt hätten, und Herr Heiseke Namen von Zeichnern nannte, gewannen diese Namen Wichtigkeit. Die Herren haben dies auch sehr wohl herausgefühlt, daher die großartige Lüge. Eine einzige Bemerkung aber stand in der Denunziation, die einen Schimmer von Glaubwürdigkeit für sich hatte. Es hieß: Der Rektor Ahlwardt teilte nach Ausweis des Protokolls nach der Weihnachtsbescheerung von 1886 mit, daß er noch 37,50 Mk. übrig behalten habe; er werde dieselben auf der Sparkasse anlegen. Über dieses Geld fehlt uns der Nachweis.

In Folge dieser Denunziation erschien der Schulinspektor Herr Dr. Zwick in meinem Amtszimmer und verlangte Auskunft. Ich sagte, daß ich dieselbe schriftlich einreichen werde und übersandte am anderen Morgen eine über zwanzig Seiten starke Denkschrift an Herrn Dr. Zwick. Darauf lud er mich zur Protokollaufnahme nach seiner Wohnung. Ich begab mich dahin, bat aber, mich möglichst bald wieder zu entlassen, da meine Frau sehr schwer krank sei. Das Protokoll wurde daher kurz abgefaßt.

Zur Aufklärung arbeitete ich in der folgenden Nacht eine weitere Denkschrift von über 20 Seiten aus, die ich ebenfalls Herrn Dr. Zwick am anderen Morgen, und zwar persönlich, überreichte. Einen Zeugen hatte ich mitgenommen. Ich durfte wohl annehmen, daß der Herr Dr. Zwick nach der Schule kommen würde, um dort eine Konferenz abzuhalten, in der sich ja die Wahrheit sofort hätte herausstellen müssen. Es geschah nicht. Herr Dr. Zwick übersandte Alles der städtischen Schuldeputation; auch diese hielt es nicht für notwendig, irgend welche Untersuchung anzustellen, sondern sandte die Akten zur Erhebung der Disziplinaruntersuchung sofort an das Königliche Provinzial-Schulkollegium. Man vergleiche mit diesem Verhalten einmal das Verhalten der städtischen Behörden fortschrittlichen Beamten gegenüber, z. B. in den weiter unten erwähnten Fällen Richter und Bellardi. Ersterer, der zwei Lehrerinnen in

einem Jahr geschwängert hatte, erhielt gleichwohl nach kürzerer Zeit den Unterrichtserlaubnisschein an der von seiner Frau geleiteten Mädchenschule wieder. Letzterem, der eine wissentlich falsche anonyme Denunciation gegen einen Untergebenen bei der Behörde eingereicht und dies auch eingestanden hatte, wohnt noch jetzt in einem der prächtigsten Schulhäuser Berlins und hat noch nebenher die Leitung einer einträglichen Fortbildungsschule erhalten. Natürlich waren beide hochfortschrittliche Herren. Das Königliche Schulkollegium that das einzig richtige: Es überreichte die ganze Angelegenheit der Königlichen Staatsanwaltschaft. Die übrigen Sachen waren rasch erledigt. Eine sehr peinliche, bis in die allerkleinsten Einzelnheiten gehende Untersuchung fand aber die Angelegenheit wegen der Mark 37,50. Der Sachverhalt war hier folgender: Ich hatte zu Weihnachten 1886 37,50 Mark übrig behalten, teilte dies den Lehrern mit und bat mehrere der Herren, so besonders Herrn Wehle, dies Geld in Verwahrung zu nehmen. Dies wurde allseitig abgelehnt. Den Grund dafür konnte ich freilich den Herren nicht sagen, will ihn jetzt aber offen aussprechen. Bei meinen dauernden Geldverlegenheiten hielt ich die Versuchung, das in meiner Wohnung aufbewahrte fremde Geld in Zeiten der Not anzugreifen, für zu groß. Die Not des Augenblicks vermag gar viel, und ich wollte mir diese Kraftprobe nicht unnötig auflegen. Als daher die Lehrer die Aufbewahrung verweigerten, erklärte ich, daß ich dann meine Gründe habe, das Geld nach der Sparkasse zu bringen. Wesentlicher Nutzen konnte allerdings hierdurch nicht erzielt werden, denn die wenigen Zinsen werden aufgewogen durch die Bezahlung des Buches bei Abhebung des Geldes. Aber auch auf meinen Namen durfte ich das Geld nicht einzahlen, da ich widerholt mit dem Offenbarungseide bedroht wurde. Es wäre dann wegen dieses Geldes zu den ärgsten Weiterungen gekommen, da der Gläubiger sofort Beschlag darauf gelegt haben würde. Ich ließ es daher auf den Namen meiner Kinder eintragen. Der Staatsanwaltschaft kam es nun darauf an, festzustellen, erstens durch wen ich mit dem Offenbarungseide bedroht wurde, zweitens, daß es gerade in der fraglichen Zeit geschehen sei, drittens, wer im Laufe des Jahres resp. zu Weihnachten von diesem Gelde beschenkt war, wer die betreffenden Stiefel oder Bekleidungsstücke geliefert u. s. w. Ich konnte alles aktenmäßig auf Heller und Pfennig nachweisen, und damit war die Sache **wiederum erledigt.** Man denke aber, was entstanden wäre, wenn eine der betreffenden Personen gestorben oder unbekannt verzogen wäre. Ich hätte wegen dieses Geldes für diejenigen Handlungen meines Lebens, auf die ich mit vollem Bewußtsein stolzer bin, als auf alles übrige, einen schlimmen Verdacht auf mir haften lassen müssen. Bei dieser Untersuchung sah ich wiederholt die Akten auf den Tisch liegen und war fast sprachlos vor Erstaunen, als ich die Wahrnehmung machen mußte, daß die beiden umfangreichen Denkschriften, die ich dem Schulinspektor Herrn Dr. Zwick übergeben hatte, nicht bei den Akten waren. Während sonst bei ähnlichen Untersuchungen jedes Papierstückchen von Wert ist, fehlen hier 2 dicke, höchst wichtige Beweisstücke. Wo mögen diese beiden Schriftstücke geblieben sein? Die

Nachricht, daß nichts Belastendes gegen mich vorliege, erhielt ich später, während gerade der Schulinspektor Herr Dr. Zwick bei mir im Amtszimmer war. Ich überreichte ihm dieselbe sofort. Ich möchte den Herren, die mich so gern und so oft denuncieren, noch ein neues Rätsel aufgeben. Ich habe nicht nur für die Bekleidung meiner Schüler, sondern für die armen Leute der ganzen Nachbarschaft gesorgt. Dies wurde im Laufe der Jahre so bekannt, daß mir schließlich von allen Ecken und Enden Kinder und Erwachsene mit Empfehlungen zugeschickt wurden. Die Rektoren Schulz, Illig, der Armenkommissions-Vorsteher Richter, der Apotheker Selberg Nachfolger, Beamte der Nationalbank für Deutschland, der Dresdener-Bank, Fabrikbesitzer der Gegend sandten Notleidende zu mir. Der Beamte der Nationalbank z. B. einmal die Frau eines kranken Droschkenkutschers mit 5 oder 6 Kindern, außerdem habe ich viele verlorenen Familien wieder emporgebracht, viele Kinder zur Einsegnung bekleidet, wie das alles im Notfalle die Polizei feststellen könnte, zumal sich auch schließlich einige Polizeibeamte fanden, die mich auf besondere Not hinwiesen. Ferner errichtete ich im vorigen Jahr für die elendesten meiner Schüler eine Ferienkolonie bei Rathenow, für die ich in diesem Jahr etwa 20 Kinder ausersehen hatte. Woher ist all dies Geld gekommen? Aus meinen Mitteln doch sicher nur zum geringsten Teil. Ich hatte nicht einmal soviel, um meine eigenen Kinder zu Weihnachten etwas reichlich zu bedenken und mußte sie daran gewöhnen, in der Freude Anderer ihre eigene Freude zu finden. Irgend woher mußte doch aber das Geld gekommen sein. Vielleicht findet sich hier Grund zu neuen Denunciationen, besonders jetzt, wo ich in die Öffentlichkeit trete.

Nach Erledigung der letzten und schändlichsten Denunziation, die von meinen Lehrern, d. h. von Leuten ausgegangen war, an denen mein Herz hing, denen ich mit der allergrößten Liebe entgegen gekommen war, die ich unter allen Umständen, auch der Behörde gegenüber in Schutz genommen hatte, und die dies bisher auch dankbar anerkannt hatten, machte aber das Maß voll. Ich war seit vielen Jahren allen möglichen schändlichen Dingen ausgesetzt, kein Verbrechen außer direktem Mord und Totschlag hatte man unversucht gelassen. Es wurde mir ungemütlich, immer Ambos zu sein, ich wollte auch einmal Hammer werden. Bei dem Schulinspektor Herrn Dr. Zwick beantragte ich energisch die Versetzung des Lehrers Berner. Ich glaubte nicht, daß in der ganzen Welt eine Behörde sein könne, die uns Beide nach den stattgehabten Vorfällen zusammenlassen würde. Meinem Antrage wurde nicht Folge gegeben. Darauf reichte ich beim Königl. Provinzial-Schulkollegium eine Beschwerde über die ohne Angabe irgend eines Grundes einbehaltene Gehaltszulage ein. Endlich ging ich daran, mit der Ausarbeitung dieses längst geplanten Buches zu beginnen. Es war dies im Oktober v. Js. Natürlich konnte dies nicht verborgen bleiben. Der Knabe Karl fing an, fürchterlich zu werden. Da wurde denn zum letzten und entscheidenden Schlage ausgeholt, der entweder mich oder meine Gegner, d. h. nicht die elenden Drahtpuppen, sondern deren Hintermänner vernichten muß.

Wie schon oben berichtet, wurde am 1. Oktober 1889 der geisteskranke Lehrer Michelchen an meine Schule geschickt. Ich ließ ihn eintreten und bemerkte an ihm, der soeben aus Dalldorf gekommen war, nichts besonders Auffälliges. Zwei Tage darauf teilte mir der Schulinspektor mit, daß Herr Michelchen in der Schule nicht geduldet werden dürfe. Ich entließ diesen bedauernswerten Herrn, indem ich ihm in schonendster Weise mitteilte, daß ihm ein Nachurlaub bewilligt sei. Seine Klasse war aber nun ohne Lehrer, und ich mußte tagtäglich einen anderen Lehrer in dieselbe schicken, der aber auch seine eigene Klasse zu versehen hatte. Hieraus entstanden natürlich große Uebelstände. Ich schrieb sofort um Vertretung, es kam aber keine. Auch ein zweites Schreiben war erfolglos. Die Lage wurde verzweifelt, zumal sie sich wochenlang hinzog, das Lehrerkollegium wurde entrüstet, weil es mir die Schuld zuschob, mich womöglich in Verdacht hatte, daß ich mich an seinen Mühseligkeiten weidete. Besonders war Herr Schwarz ungehalten, dem ich die vierte Klasse des Herrn Michelchen zugesagt hatte, sobald eine Vertretung für seine Klasse käme.

Da er nun nie wußte, woran er war, so ging er beschwerdeführend zum Schulinspektor, und ebenso that dies Herr Klopstech, dem ich zwei Ueberstunden entzogen hatte. Jetzt blühte Herrn Berners Weizen. Noch sehe ich ihn, wie er mit Herrn Schwarz auf dem Hofe auf und ab ging und in diesen hineinredete. Seine eigene Lage wurde inzwischen etwas unheimlich. Bei der Versetzungsprüfung hatte ich einen Lehrer gebeten, die schriftlichen Arbeiten mit zu beaufsichtigen. Der Ausfall derselben ist für die Versetzung bekanntlich von wesentlichster Bedeutung. Die mündliche Prüfung nahm ich dann später selbst vor. Nachdem diese so hochwichtigen Arbeiten unter Aufsicht des zweiten Lehrers vollendet, den Kindern abgenommen und ins Spind gelegt waren, entfernte sich dieser. Sofort nach Fertigstellung sollten die Kinder nach Hause gehen. Eine Stunde später betrat ich die Klasse und fand sämtliche Kinder mit der Feder in Hand, während die Probearbeiten vor ihnen lagen. Diese geradezu ungeheuerliche Thatsache unterbreitete ich natürlich dem Schulinspektor. Es war meine erste Anzeige in acht Jahren. Der Herr Schulinspektor äußerte sich mir gegenüber nicht, doch wurde mir gerade jetzt mitgeteilt, daß Herr Berner, nach Ansicht des Herrn Schulinspektors der schlechteste Lehrer, den er kennen gelernt hatte, thätiges Mitglied des von Herrn Dr. Zwick geleiteten Kinderhortes geworden sei. Einige Tage später, gleich nach Beginn des Unterrichts, bat mich Herr Rector Fietz um einen sofortigen Besuch. Er teilte mir mit, daß er leider aus Versehen eine Lehrerin, die als Vertreterin für Herrn Michelchen gesandt sei, seit längerer Zeit an seiner Schule beschäftigt habe. Er bedaure dies, gebe mir aber sein Ehrenwort, daß er das Wort Michelchen übersehen habe. Natürlich glaubte ich seinem Ehrenwort nicht, aber ich hatte keine Gegenbeweise. Darum also war meine Schule ruinirt! Aber wie war das möglich? Ich hatte doch wiederholt geschrieben, Herr Dr. Zwick mußte doch die Sachlage kennen! Natürlich war ich sofort gezwungen, das Kollegium zu einer kurzen Besprechung ins Amtszimmer zu rufen, ihm

Mitteilung von der Sache zu machen und die neuen Verhältnisse zu regeln. Nachdem dies geschehen war, und ich die Herren eben aufforderte, in ihre Klassen zu gehen, trat Herr Lehrer Berner vor mit der Frage, warum er aus der 4. in die 5. Klasse versetzt sei. Diese Frage an und für sich unberechtigt, war nach den Vorgängen bei der letzten Prüfung geradezu frivol, und ich erklärte ihm sehr ruhig, daß seine durchaus ungenügenden Leistungen hieran die Schuld trügen. Hierauf wurde er so roh und beleidigend, wie es in preußischen Beamtenverhältnissen kaum noch vorgekommen sein dürfte. So sagte er mir vor versammeltem Kollegium: „Glauben Sie nicht, daß Sie mit uns fertig sind, meine Freunde und ich sammeln ununterbrochen Material, um Sie doch noch zu stürzen!“ Die Sache war teuflisch fein eingefädelt. Ließ ich mir diese Beileidigungen gefallen, so war aller Grund vorhanden, mich von der Schule zu versetzen. Auch ließ sich dem Schulkollegium ja nachweisen, daß ich nicht mehr die genügende Autorität besitze.

Duldete ich sie nicht, was dann? Ich antwortete dem Herrn Berner wenig, sondern forderte ihn in angemessenen Zwischenräumen drei Mal auf, das Amtszimmer zu verlassen. Er ging nicht, sondern redete weiter. Hätte ich einen Schutzmann herbeigeholt, so war er mit all den amtlichen Aktenstücken, unter denen sich auch eine Beschwerdeschrift gegen ihn selbst befand, allein. Ich entschloß mich daher kurz. Ich ergriff ihn und beförderte ihn in schnellster Weise aus der Thür, einfach von meinem Hausrecht Gebrauch machend, was jedem Preußen zusteht, außerdem meine amtliche Pflicht erfüllend, denn die vorhandenen Aktenstücke mußte ich gegen die unbefugt im Amtszimmer weilenden schützen. Als ich ihn ergreifen wollte, griff er mit seinen Händen nach meinen Rockaufschlägen, ich schlug diese zur Seite und mag dabei auch mit seinem Gesicht in Berührung gekommen sein. Herr Berner ging jetzt nicht etwa in seine Klasse, sondern verließ trotz meiner wiederholten Aufforderung, zunächst seine Kinder zu beschäftigen, das Schulhaus. Etwa eine Viertelstunde später sprach ich Herrn Schwarz gegenüber die Besorgnis aus, daß dieser Vorfall sofort wieder in die Zeitungen gebracht werde. Herr Schwarz übernahm es, sich sofort in Herrn Berners Wohnung zu begeben, um ihn zu veranlassen, zwar jeden beliebigen amtlichen Schritt, aber keinen in die Oeffentlichkeit zu thun. Als Herr Schwarz in Herrn Berners Wohnung eintraf, war dieser bereits bei dem Schulinspektor Dr. Zwick gewesen und hatte Anweisung erhalten, nicht mehr in die Schule zu gehen. Mir war dies hoch erstaunlich, denn die Wohnung des Herrn Schulinspektors liegt in Moabit, und es hätte mindestens eine Stunde dazu gehört, dies Alles zu besorgen. Herr Berner hatte dem Herrn Schwarz allerdings erklärt, daß er den Herrn Schulinspektor gerade in dem Augenblick auf der Pferdebahn gesehen habe, als er aus der Schulzendorferstraße über die Müllerstraße nach seiner Wohnung gegangen sei. Mir war diese Sache schwer glaublich. Wohl spielt der Zufall oft eine merkwürdige Rolle, aber hier war derselbe fast zu merkwürdig. Erstens ist man es von Herrn Dr. Zwick nicht gewöhnt, daß er überhaupt zu so früher Stunde seine Wohnung verläßt, zweitens

mußte er schon von seiner Wohnung in Moabit nach einer Schule des hohen Norden gekommen sein, dort seine Geschäfte besorgt haben und sich bereits auf dem Wege nach der Stadt befinden, drittens wird Herr Dr. Zwick, der Nichtraucher ist, bei so ungünstiger Witterung, wie wir sie Ende Oktober hatten, nicht hinten auf der Plattform gestanden haben, zumal er sich, so lange ich ihn kenne, gegen Zugluft sehr empfindlich zeigte. Nach 8 Uhr fahren die Wagen fast immer leer und gewähren im Innern bequem Platz. Die Fensterscheiben waren an diesem Tage aber in Folge des nebligen Wetters von außen schwer durchsichtig.

Nimmt man noch dasjenige hinzu, was ich weiter unten beim Fall Schulze erzähle, speciell die angebliche Äußerung des Herrn Dr. Zwick zu der Frau Schulze: Es ist mein dringendster Wunsch, daß der Ahlwardt gestürzt werde, und ich würde es dauernd im Gedächtnis behalten, aber direkt möchte ich nicht gerne vorgehen, so ließe sich auch Folgendes nicht ganz als unmöglich denken: Eine Beschwerde von mir über die ausgebliebene Gehaltszulage lag beim Schulkollegium, eine mündliche Beschwerde über den Lehrer Berner war bereits angebracht, eine schriftliche bei der Schuldeputation evtl. dem Schulkollegium stand am nächsten Tage in Aussicht, ebenso eine sofortige Beschwerde über den Rektor Fietz; auch war bekannt, daß ich das jetzt vorliegende Buch in Angriff genommen habe. Eine Verabredung, noch einen letzten entscheidenden Versuch zu machen, ist da begreiflich. Die Rollen waren exact verteilt, und Herr Schulinspektor Dr. Zwick wartete in einem ganz nahe gelegenen Lokal auf den Ausgang. Es sind das alles Vermutungen ohne andere Beweise, als diejenigen, die in der Entwickelung selbst liegen. Am anderen Morgen erschien Herr Dr. Zwick in meiner Schule, um ein Protokoll mit mir aufzunehmen. Ein Knabe erschien mit einem Brief von Herrn Rektor Fietz an Herrn Dr. Zwick. Herr Fietz mußte also schon am Tage vorher von seiner Anwesenheit an meiner Schule Kenntniß erhalten haben. Ich bestand entschieden darauf, daß der Vorfall mit Herrn Rektor Fietz als durchaus zur Sache gehörig ins Protokoll aufgenommen werde. Herr Dr. Zwick verweigerte dies zunächst, da Herr Rektor Fietz mit seiner Erklärung, daß er den Namen Michelchen übersehen habe, ganz zweifellos die Wahrheit gesprochen habe, und jeden Zweifel meinerseits müsse doch das Ehrenwort des Herrn Fietz beseitigen; er werde für die Wahrheit der Erklärung des Herrn Fietz bei der städtischen Schuldeputation sicher einstehen. Fast in demselben Augenblick trat eine Dame ins Amtszimmer und stellte sich als Fräulein Engelke vor, die als Vertreterin für Herrn Michelchen gesandt sei. Ich wollte die Dame in ihre Klasse begleiten, aber Herr Dr. Zwick suchte mich davon abzuhalten, indem er davon sprach, daß ich amtliche Verrichtungen nicht mehr vornehmen dürfe. Ich war aber schon aus der Thür und stand neben der Dame, da ich die Wichtigkeit des Moments vollständig erfaßte. Herr Dr. Zwick folgte zwar, blieb aber an der Amtszimmerthür stehen, während ich mit dem Fräulein raschen Schrittes nach der Klasse ging. Fräulein Engelke, sagte ich, haben Sie gewußt, daß Sie Herrn Michelchen an meiner Schule vertreten

ſollten? Gewiß, ſagte ſie, auf meiner Zuweiſung ſtand ja, daß ich Vertreterin für Herrn Michelchen ſei, aber irrtümlich war ich noch an die alte Schule des Herrn Michelchen gewieſen. Ich machte den Herrn Rektor Fietz ausdrücklich hierauf aufmerkſam und ſagte, daß ich ſofort zum Herrn Schulinſpektor gehen werde. Herr Rektor Fietz aber antwortete: „Das iſt nicht nötig, treten Sie nur gleich bei mir für einen erkrankten Lehrer ein, ich werde das ſchon in Ordnung bringen!“ Nach dieſer Erklärung begab ich mich ſofort wieder in's Amtszimmer, Herr Dr. Zwick begegnete mir ſchon auf dem Hausflur, um mich zu holen. Armes Fräulein Engelke! Sie haben ſich mit dieſer Ihrer Erklärung, bei der Sie, ohne es zu ahnen, ein ſchändliches Gewebe von Lug und Trug und Schwindel aufdeckten, eine ſchwere Stellung geſchaffen!

Doch auch ich fühlte mich recht unglücklich. Früher Diebſtahl, dann wiſſentlich falſche Denunciation wegen Betruges, Urkundenfälſchung, Unterſchlagung, Lug und Trug und Schwindel bei meinen Untergebenen, die ich wie meine Kinder behandelt habe, Lug und Trug und Heimtücke bei meinen Kollegen, ſpeziell dem Rektor Fietz, dem ich ſtets mit Achtung entgegen gekommen war, obgleich mir dies nicht leicht wurde, da der Rektor Bürſtenbinder zur Kennzeichnung ſeines Bildungsſtandpunktes noch als Lehrer an der 7. Gemeindeſchule, etwa 1876, vor dem verſammelten Lehrerkollegium erzählte, daß Fietz mit ſeiner Frau darüber in handgreifliche Uneinigkeit gekommen ſei, ob Schiller oder Goethe Minna von Barnhelm gedichtet habe. Das Rektoreramen hat dieſer Mann natürlich nicht gemacht. Bei einem kleinen Kolloquium, dem er ſich zu unterwerfen hatte, als er ſchon Rektor war, fiel er zweimal durch. Als eine Säule des Fortſchritts im Norden von Berlin hat er natürlich die beſte Schule, die beſten Kinder und Lehrer, leitet außerdem eine ſehr einträgliche Fortbildungsſchule, an der auch fremdſprachlicher Unterricht erteilt wird. Viele Rektoren der Umgegend, die natürlich, da ſie ſchon das meiſte Gehalt haben, auch noch die gut bezahlten Stunden an der Fortbildungsſchule geben, ſind ſeine Untergebenen. Außerdem leitet der Rektor Fietz auch noch eine gut bezahlte Volksbibliothek. So großartige Stellungen kann natürlich nur die Stadt Berlin verleihen, und für eifrige Politiker ſind dieſelben niemals unerreichbar. Natürlich ſind dabei zuweilen Dienſte, wie ſie mir gegenüber geleiſtet werden mußten, nicht von der Hand zu weiſen. Dieſer Lug, Trug und Schwindel meiner Untergebenen und Kollegen ſtanden nun unter wohlwollendſter Protektion meines Vorgeſetzten. Und gar bei der ſtädtiſchen Schul-Deputation wurde ich in keinem noch ſo harten Anklagefall überhaupt noch gehört. Hier war ich ſtets im Voraus verurteilt. Und doch hatte ich bezüglich meiner Amtsführung faſt ſtets die größte Anerkennung gefunden. Ueber mein Privat- und Familienleben konnten auch die allerärgſten Feinde nichts Ungünſtiges ausſagen. Niemals bin ich einem Mitgliede der Schuldeputation oder gar meinem nächſten Vorgeſetzten anders, als höflich und dienſtwillig entgegengekommen. Im Amtszimmer vollendete Herr Dr. Zwick das Protokoll u. rief dann als Zeugen nach einander die Herren Bühring, Klopſtech und

Schwarz ins Amtszimmer. Ich protestirte gegen alle drei als nicht unparteiisch. Von Herrn Heiseke wußte ich, daß Herr Bühring mit den Herren Schulinspektoren Dr. Zwick und Reinecke eng befreundet sei und sich mit der Absicht trage, mit einer nahen Verwandten des Herrn Reinecke in noch intimere Beziehungen zu treten, außerdem hatte er von meiner Beseitigung direkten Nutzen, sofern er an meine Stelle treten mußte. Herr Schwarz und Herr Klopstech waren aber erst wenige Tage vorher bei Herrn Dr. Zwick gewesen, um mich zu verklagen. Mein Einwand wurde abgelehnt. Demnächst erklärte mir der Schulinspektor Dr. Zwick, daß ich vom Amt suspendiert sei und mich jeder amtlichen Handlung zu enthalten habe. Am nächsten Tage erklärte mir Herr Bühring im Auftrage des Herrn Dr. Zwick, daß er die vorläufige Leitung der Schule übernehme. Mir blieb nicht einmal Zeit, meine Privatsachen zu nehmen, die sich zum Teil noch im Amtszimmer befinden. Die Würfel waren gefallen! Entweder mußte ich meinen Untergang finden, oder aber meine Gegner mußten stürzen.

Ich hoffe zu Gott, daß ich dies Alles nicht umsonst erdultet habe, sondern daß die Ueheber dieses zwölfjährigen Märtyrertums, die meine sämtlichen Stammesgenossen, welche es wagen, gleich mir eine eigene abweichende Meinung zu haben, in ähnlicher Weise verfolgen, diese Vampyre in Menschengestalt, die eingewanderten Juden, ihrem endlichen unabwendbaren Schicksale um ein gut Stück näher gebracht werden. Vielleicht ist mein Buch das Streichholz, welches das Pulverfaß in Brand steckt. An dem Schicksale ihrer deutschen Mamelucken und Handlanger liegt mir weniger. Vielleicht thun sie, von ihrem Gewissen geplagt, bei einer endlichen Abrechnung mit dem Judentum die besten Dienste.

Ich hatte damals, um in dem jetzt beginnenden Kampfe frei zu sein, wirklich den Wunsch, mich pensionieren zu lassen, sprach denselben auch einige Tage später dem Königlichen Provinzial-Schulkollegium schriftlich aus. Freilich wurde mir das bald wieder leid, denn nach dem, was ich erfahren hatte, war ich auch als Rektor im Dienst jetzt frei in allen meinen Entschlüssen. Was ich aber dem Königlichen Schulkollegium mitgeteilt hatte, stand kurz darauf, in gehässigster Weise entstellt, nebst ganz unrichtiger Darstellung des Falles Berner und unter Hinweis auf die längst erledigte Weihnachtsbescherung, von der die Zeitungen früher berichtet hatten, in allen Judenzeitungen, merkwürdigerweise auch in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Ueber letztere war ich damals erstaunt, jetzt bin ich es allerdings nicht mehr. Ich las dieselbe seit 24 Jahren, war dort bekannt, hatte sogar wiederholt für die Sonntagsbeilage Artikel angeboten, die gerne angenommen, von mir aber dann zurückgezogen wurden, weil man die Zeile mit nur 5 Pfennigen bezahlen wollte, während doch die Staatsbürger Zeitung sofort das Dreifache gab. Von der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erwartete ich doch, daß sie eine Berichtigung von mir aufnehmen werde. Sie versteckte sich aber hinter dem Berliner Tageblatt. Dieses versprach eine Berichtigung, brachte sie aber nicht. Auch das Fremdenblatt soll böse Dinge über mich geschrieben haben, doch konnte ich dieses anscheinend mit Ausschluß

der Oeffentlichkeit erscheinende Blatt nicht auftreiben. So war ich denn während eines Jahres in den Judenzeitungen viermal an den Pranger gestellt, und bei meinen Gesinnungsgenossen schadete mir das am allermeisten, denn wiewohl sie die Juden hassen, glauben sie doch ihren Zeitungen. Wunderbarer Weise brachten die Judenzeitungen jedesmal, wenn sie mich angriffen, auch immer in derselben Nummer die Nachricht, daß der Herr Schulrat Dr. Bertram bald sein Amt niederlegen werde. Ich halte diese gleichzeitige Mitteilung nicht für Zufall. Sie sollte ein Köder sein für Leute, die hoffen dürfen, sein Nachfolger zu werden, mir gegenüber nun ihre Schuldigkeit zu thun. Zugleich ersah ich aus den Zeitungsberichten aber, daß die Judenschaft sogar im Schulkollegium ihre Spione haben mußte. Brüstete sich doch auch der Rektor Herr Fietz später zu andern Personen damit, daß er über den Gang der Untersuchung Genaues wisse, und als ich die Aeußerung des Herrn Heiseke über die Beteiligung des Herrn Dr Zwick zu Protokoll gegeben hatte, fand sich dieser bald darauf in der Schule ein und berief Herrn Heiseke zu einem langen Gespräch ins Amtszimmer. Sie können freilich auch von andern Dingen gesprochen haben. Ueber beide Herren will ich hier noch beiläufig eine Bemerkung machen. Längere Zeit früher, vor einer öffentlichen Wahl, sagte mir Herr Dr. Zwick: Herr Rektor, ich begreife Sie nicht. Sie sind nicht egoistisch genug. Wer sich dem Lauf der Geschichte widersetzt, wird von ihren Rädern zermalmt! Wollen Sie sich das merken!

Herr Heiseke aber zeigte sich in seiner ganzen Größe. Meine alte siebenzigjährige Schwiegermutter, der ich notgedrungen nach meinem Abgange noch die Reinigung der Schule belassen mußte, behandelte Herr Heiseke vor allen Kindern so brutal, daß selbst Herr Bühring eingreifen mußte. Letzterer behielt aber von den 38 Mk., die für Reinigung ausgesetzt sind, seit dem 1. April 6 Mk. monatlich für sich.

Die nun beginnende Disziplinaruntersuchung entwickelte sich hoch interessant. Leider bin ich gesetzlich behindert, vor Beendigung derselben Actenmaterial aus derselben zu veröffentlichen. Sämtliche Untersuchungen dieser Art wurden bisher an städtische Beamte übertragen, und auf diese Weise wurde bis jetzt fast noch jeder Angeklagte beseitigt. Wunderbarer Weise waren dies immer Leute meiner Gesinnung. Meistens waren sie durch die Einleitung der Untersuchung schon so betäubt, daß sie willenlos Alles mit sich geschehen ließen. Ich bin zwar keine hervorragend aktive, aber eine alte, knorrige, zähe, pommersche Natur, die sich nicht so leicht aus der Fassung bringen läßt. Ich brachte gleich genügendes Material, und so wurde die Untersuchung in die Hände einer hohen Königlichen Behörde gelegt, bei der ich zwar strenge Richter, aber sicher Gerechtigkeit finde. Eines Mehreren bedarf es nicht. Eins wird die Untersuchung sicher ergeben müssen. Die Königliche Behörde wird die Ueberzeugung gewinnen, daß es ein sehr schwerer Fehler gewesen ist, daß sie das Schulaufsichtsrecht, welches für sie doch so hohe Pflichten in sich birgt, in Berlin aus den Händen gegeben hat. Die Stadt Berlin wählt die Königlichen Schulinspektoren. Nach

welchen Grundsätzen dies geschieht, werden wir später genau kennen lernen. Diese Herren werden dann von der Königlichen Regierung als Königliche Beamte bestätigt. Unter diesen Umständen allein können sich Zustände entwickeln, wie ich sie dargestellt habe, und wie sie beim Tode des Kaisers Wilhelm so kraß zum Ausdruck kamen.

Der Fall Klopstech.

Um mich ja ganz sicher zu verderben, hatte man eine Teufelei ersonnen, die wirklich bewundernswert war. Um diese begreiflich zu machen, muß ich mich leider trotz meines Widerstrebens auf die persönlichen Verhältnisse des Lehrers Klopstech einlassen.

Herr Klopstech, Lehrer an meiner Schule seit dem 1. April 1885, teilte mir gelegentlich mit, daß er seit 7 Jahren mit einem bemittelten Mädchen in seiner Heimatstadt Drossen verlobt sei. Kurz vor den großen Ferien 1885 bat er um einen notwendigen Urlaub nach der Stadt Polkwitz in Schlesien. Als er zurückkam, erzählte er mir, daß er seine alte Verlobung aufgegeben und sich mit einem sehr reichen Mädchen, einer Apothekertochter aus Polkwitz, verlobt habe. Die alte Braut sei weniger reich und gebildet gewesen.

Außerdem habe er von einem Verwandten über 1000 Thaler geerbt. Ich gratulierte ihm zu seinem Reichtum, und da am Tage vorher die Gehälter auf dem Rathause ausgezahlt waren, die ich an mich genommen hatte, so bat ich ihn, mir seine 390 Mark auf einige Tage zu lassen. Demnächst konnte ich ihm allerdings nur ¾ der Summe zurückzahlen, den Rest erst später in mehreren Raten. Auf diesen Vorfall hatte sich Herr Klopstech jetzt, Ende 1889, besonnen, als alles Uebrige gegen mich nicht verschlagen wollte. Deshalb bestand Herrr Dr. Zwick so sehr auf seine Zeugenvernehmung, weil dieser Vorfall mit eingeflickt werden sollte, und Herr Klopstech wußte ihm eine sehr gehässige Darstellung zu geben. Daß Herr Klopstech diese ganz harmlose und längst vergessene Sache jetzt plötzlich hervorsuchte, gab mir erst den vollen Beweis der absoluten Bösartigkeit aller Machinationen gegen mich. Wir hatten damals dieses Verhältnis in aller Freundschaft erledigt, ohne daß er auch nur die entfernteste Bemerkung gemacht hätte, und später konnte ich ihm Dienste erweisen, ohne die er kaum in gegenwärtigen Verhältnissen leben würde. Gleich am Hochzeitstage hatte er mit seiner jungen Frau vor allen Gästen einen so bösen Auftritt gehabt, daß die seiner Frau Näherstehenden an sofortige Trennung dachten.

Da er sich auch in den Vermögensverhältnissen vollständig getäuscht hatte, so entwickelte sich jetzt ein eheliches Leben, das für die Dauer kaum erträglich war. Beide Eheleute flüchteten sich zu uns, und wir haben alle unsere Kraft aufgewandt, eine Trennung zu verhüten. Einmal hatte er einen Brief seiner Schwiegermutter aufgefangen, worin diese ihre Tochter nach Rücksprache mit dem alten, würdigen Pfarrer in Polkwitz aufforderte, ihren Mann sofort zu verlassen und nach Hause zu kommen. Ich mußte alle meine Überredungskunst anwenden, um eine Trennung der Ehe, die ich für das Schlimmste von Allem hielt, zu verhüten. Meine Frau

begab sich jetzt gar häufig zu den jungen Eheleuten, unterrichtete die Frau in der Berliner Kochweise, sättigte späterhin ihr Kind, und mit Mühe und Not hielten wir die jungen Eheleute zusammen. Wir haben nie daran gedacht, baare Auslagen aller Art, so z. B. das auf seinen Wunsch erfolgte Anbringen einer Guirlande an seiner Thür bei dem Einzug der jungen Frau uns ersetzen zu lassen. Später wurde er krank und kam auf die Idee, daß seine Frau im Verein mit ihren Angehörigen ihn mit der Medizin, die aus Polkwitz geschickt wurde, vergiften wollte. Er schickte seinen Vater zu mir, den ich dann mit einem Brief an seinen Hausarzt Herrn Dr. Reinsdorf sandte. Später sorgte ich wiederholentlich für Unterstützung und lehnte ein weiteres Unterstützungsgesuch erst dann ab, als ich erfuhr, daß er sich ein sehr kostbares Velozipeb gekauft hatte. In der Schule bewies ich ihm jedes denkbare Entgegenkommen, zumal er hier seine volle Schuldigkeit that. Auch später hat er meine guten Dienste gar häufig in Anspruch genommen, und wir blieben im freundschaftlichsten Verhältnis, bis er in die Netze des Herrn Berner geriet. Hier hat er sich immer weiter verwickelt, bis er schließlich einer der eifrigsten Parteigänger geworden ist. Ob Furcht vor Nachteilen oder Hoffnung auf Vorteile ihn geleitet haben, mag dahin gestellt bleiben. Wahrscheinlich ist das letzte der Fall, denn er sehnte sich als wirklich guter Zeichenlehrer nach Zeichenunterricht an einer Fortbildungsschule, der pro Stunde mit drei Mark bezahlt wird. Ich konnte ihm denselben trotz wiederholten Versuches nicht verschaffen. Noch wenige Tage vor meinem Abgange aus der Schule kam Herr Klopstech zu mir und versprach mir wichtige Enthüllungen, wenn ich mich noch folgenden Vorfalles erinnere: In seiner letzten Krankheit habe er sein Vermögen schriftlich seinem Vater geschenkt, damit es evtl. nicht in die Hände seiner Frau falle. Jetzt wolle sein Vater sich wieder verheiraten, habe ihn und seine Frau so halb hinausgeworfen und werde jetzt das Geld wahrscheinlich behalten. Er wolle es demnächst einklagen, bedürfe aber eines Zeugen, daß das Geschenk nur pro forma zu seiner Sicherheit vor seiner Frau, und damit diese bei seinem evtl. Tode fernerhin kein materielles Interesse habe, erfolgt sei.“ Ich kannte die Verhältnisse, hatte s. Z. diese Darstellung so aus seinem Munde gehört, leider aber nicht von seinem Vater. Ich konnte ihm als Zeuge also nicht dienen. Wenige Tage darauf war er abermals das dienstwilligste Werkzeug meiner Gegner.

Später hat er beschworen, daß alle diese Thatsachen unwahr oder entstellt seien. Ich fürchte, ich fürchte, dieser Eid wird sehr schlimme Folgen haben, denn viele Thatsachen dürften durch zahlreiche Zeugen bewiesen werden.

Der Fall Schulze.

Als am 28. Mai 1885 mein Sohn Benno nach 1½jährigem Krankenlager starb, fehlte es uns an Allem und Jedem. Beerdigungskosten, die Mittel zur Anschaffung von Trauerkleidern für Frau und Kinder, mußten unter allen Umständen beschafft werden. Ich

begab mich zu einem jüdischen Agenten in der Königsstadt, der innerhalb des Rahmens, den man für Agenten überhaupt ziehen muß, noch immerhin nicht der schlechteste war. Es läßt sich dies allein schon daraus schließen, daß er, obwohl bedürfnislos, doch in blutarmen Verhältnissen lebte. Deshalb, und weil seine durchaus ordentlichen Kinder sich zu geachteten Stellungen emporgearbeitet haben, nenne ich seinen Namen nicht. Der Herr begegnete mir mit seiner Frau vor seiner Hausthür. Ich teilte ihm mein Anliegen mit, doch wußte er lange keinen Rat, weil seine Geldmänner infolge nicht pünktlichen Zahlens seiner Klienten abgesprungen waren. Endlich verfiel seine Frau auf eine neue Idee. Sie sagte: Wir haben eine Cousine, die sich später hat taufen lassen, um sich mit einem Schutzmann zu verheiraten. Sie ist ungeheuer klug, und obwohl von Hause aus blutarm, hat sie ihrem Manne durch allerlei Geschäfte, um die Sie sich nicht zu kümmern haben, doch ein großes Vermögen zusammengeschafft. Derselbe konnte sich daher pensionieren lassen und lebt jetzt recht angenehm, obgleich er sich um irgend welche Angelegenheiten seiner Frau nicht zu kümmern hat. Versprechen kann ich Ihnen nichts, aber den Versuch will ich machen, sie zu einem Darlehn zu bewegen. Das sage ich Ihnen aber gleich, verdienen will sie sehr viel! Ihr Mann fügte noch hinzu: Ich werde so recht herzlich Ihre Not schildern, vielleicht schlage ich sie breit. Außerdem, da Sie Rektor sind, könnte Frau Schulze das Geschäft auch machen, weil sie möglicherweise andere Spekulationen damit verbindet. Ich war natürlich nach Lage der Sache zu jeder Bedingung bereit, zumal ich infolge des Todes meines Sohnes vollständig gebrochen war. Ich begab mich mit dem Ehepaar nach der Schlegelstraße, in der Frau Schulze als Hauseigentümerin wohnte, und wartete in der Nähe des Hauses das Resultat der Bemühungen ab. Nach einiger Zeit erschien der Herr bei mir und teilte mir mit, daß Frau Schulze das Darlehn von 100 Mark unter folgenden Bedingungen gewähren wolle: 1. Wechsel über 150 Mark, zahlbar am 1. Juli, also nach 5 Wochen, 2. als Sicherheit Hergabe meiner Mietsquittung per 1. Juli. Die Miete könne ich auf eigene Quittung selbst erheben und dann die 150 Mark am 1. Juli persönlich oder durch den Agenten ihr zustellen. Wir gingen beide nach meiner Wohnung, fertigten Wechsel und Mietsquittung aus, begaben uns zu Frau Schulze, die in der allerliebenswürdigsten Weise die 100 Mark auszahlte und erklärte, daß sie bei pünktlichem Eingang des Geldes sich auch später zu Gefälligkeiten gern bereit zeige. Mein Familienunglück bedauere sie tief, doch müsse man sich in Gottes Willen fügen. Sie sandte noch an demselben Tage einen Kranz in meine Wohnung. Den Agenten entschädigte ich natürlich für seine Bemühungen, wie er das ja auch ehrlich verdient hatte. Am 1. Juli erhob ich das Geld und sandte ihr die 150 Mark durch den Agenten zu. Wechsel und Mietsquittung wurden zurückgegeben, und der Agent erzählte, daß ihm eine Belohnung von 5 Mark angeboten sei. Etwa 4 oder 5 Tage nach dem 1. Juli begab ich mich wieder zu Frau Schulze, und zwar diesmal ohne den Agenten. Das Geschäft wurde in ähnlicher Weise wieder gemacht. Diesmal

war es um 10 Mark für mich billiger. Ich weiß nicht genau mehr, erhielt ich 110 Mark und schrieb 150, oder erhielt ich 100 Mark und schrieb 140.

Leider ist bei der Länge der Zeit und bei den Wirren, die ich seither erlebt habe, mein Gedächtnis bezüglich des nun Folgenden nicht ganz treu. Entweder bezahlte ich den Wechsel am 1. October abermals und erneuerte ihn dann, oder das nun folgende Geschäft wurde vor dem 1. October gemacht. Sicher ist, und auch von mir zu beeiden, daß die 140 oder 150 Mark, welche ich Frau Schulze noch schuldete, bei dem neuen Geschäft mit eingerechnet wurden. Frau Schulze war mir nämlich ungemein liebenswürdig entgegengekommen, hatte mir mitgeteilt, daß ihre Tochter Lehrerin an der höheren Töchterschule von Böhm sei, in der zweiten Klasse unterrichte und außerordentliche Erfolge erziele. Eine der unteren Klassen dieser Schule besuchte aber meine Tochter als Schülerin. Von einer Freundin ihrer Tochter, die Lehrerin an meiner Schule sei, habe sie erfahren, daß ich mich nicht nur zu der Zeit, als ich mich zum ersten Mal an sie gewandt habe, sondern überhaupt in ungünstiger Lage befinde. Durch ihr entgegenkommendes Wesen ermutigt, bat ich sie um ein größeres Darlehn, dessen Höhe ich nicht mehr genau angeben kann. Es waren wohl etwas über 600 Mark. Frau Schulze bewilligte dasselbe sofort und erklärte, daß sie, da ich in Not sei, nichts mehr an mir verdienen wolle, sondern lediglich aus Nächstenliebe, und weil sie auch meine Familie, der sie inzwischen Besuche abgestattet hatte, lieb gewonnen habe, das Darlehn hergäbe. Sie verlange daher nur 6 % per anno. In Zahlung gab sie mir aber eine goldene Uhr zum Preise von 185 Mark, denn das könne sie doch nicht mit ansehen, daß ein städtischer Rektor ohne Taschenuhr umherlaufe. Ferner wurde der Wechsel von 150 Mark in Zahlung gegeben. Baar erhielt ich noch über 200 Mark. Außerdem erklärte sie sich bereit, daß ihre Tochter meiner Tochter, die etwas im Französischen zurückgeblieben sei, Privatstunden erteile, wofür pro Stunde eine Mark bezahlt werden müsse. Ueber die ganze Summe mußte ich einen Wechsel ausstellen, fällig am nächsten Quartalsersten, ebenso eine Gehaltsquittung. An diesem Tage begab ich mich dann zu Frau Schulze, bezahlte die verabredete Rate aus meinem erhobenen Gehalt, ferner die Zinsen, endlich die von ihrer Tochter erteilten Privatstunden und gab neuen Wechsel und neue Quittung. Letzteres Geld wollte ich direkt an ihre Tochter abliefern, doch erklärte sie, das sei nicht nötig, denn das Geld nehme sie doch, ebenso wie auch das Gehalt ihrer Tochter, das diese bis zum letzten Pfennig abliefern müsse. Sie lege das sicher an, und ihre Tochter fühle sich ganz wohl dabei. So ging das lange Zeit fort. Meine Abzahlungen wurden allerdings immer kleiner.

Inzwischen entstand zwischen uns ein ganz angenehmes Verhältnis. Wir wechselten sogar Briefe. Frau Schulze mit ihrer Tochter statteten meiner Frau wiederholentlich Besuche ab, besonders des Nachmittags auf dem Schulhofe, und als sie einmal von einer Landpartie hörten, die ich mit meinem Lehrerkollegium machen wollte, erbot sich Fräulein Schulze, dieselbe mitzumachen,

was ich leider ablehnen mußte, da an meiner Schule keine einzige Dame mehr war. Desto eifriger fand sie sich spät Abends auf meinem Schulhofe ein, auf welchem ich ziemlich regelmäßig meine erste Klasse versammelte, um in Gemeinschaft mit dem Lehrer Güssow, der ein ganz vorzügliches astronomisches Fernrohr besaß, den Knaben die Wunder des Himmels zu zeigen. Diesen Herrn wußte Fräulein Schulze so zu fesseln, daß er sich mit ihr verlobte und dann auch verheiratete. Allerdings ist diese Ehe später wieder getrennt worden. Nach der Verlobung ihrer Tochter mit Herrn Güssow hat Frau Schulze wieder bedeutend höhere Abzahlungen verlangt. Mit meiner Uhr hatte ich inzwischen schlechte Erfahrungen gemacht. Sie ging nicht, und der Uhrmacher Funk erklärte dieselbe überhaupt für ziemlich wertlos. Die Goldplatte sei so dünn, daß sie dem geringsten Druck nachgebe, außerdem sei sie an den Seiten durchlässig und deshalb nie reinzuhalten. Ein Kenner taxierte ihren Wert auf 25 Mark. Bei dem späteren Civilprozeß deponierte ich sie dem Gerichtshof, der sie aber dankend ablehnte. Einige Zeit nach der Verlobung erschien der oben genannte Agent, der inzwischen Grund erhalten haben mochte, gegen Frau Schulze misgestimmt zu sein, und sagte mir: Ich habe erfahren, daß einer Ihrer Lehrer sich mit Fräulein Schulze verlobt hat. Es ist Ihre Pflicht, demselben über die Familie einiges Nähere mitzuteilen. Ich habe Sie bisher im Unklaren gelassen, weil es nicht gut ist, daß man Alles weiß. Jetzt aber sage ich Ihnen Folgendes: „Frau Schulze ist früher eine der schlimmsten Wucherinnen gewesen, die schon viele Leute unglücklich gemacht hat. Mehrere Offiziere sollen sich ihretwegen erschossen haben. Oft ist sie diesen Herren ins Manöver nachgereist. Einmal in einer schwachen Stunde zeigte sie mir eine unglaubliche Menge von Brillantringen und goldenen Uhren. Brillanten waren es sicherlich mehrere Liter; dann ging sie mit mir auf den Hof und öffnete eine neue Remise, die bis oben hinauf mit der prachtvollsten Wäsche angefüllt war, teilweise mit Grafenkronen gestickt. Sie forderte mich auf, ihr für all diese Herrlichkeiten einen möglichst verschwiegenen Käufer zu bringen, der die Sachen nach Rußland verkaufen könne. Ich brachte ihr einen Herrn Koslowsky, der ihr auch viel abgekauft hat. Ich war dabei und höchst erstaunt über das Geheimnisvolle der Verhandlung. Die Thüren wurden verschlossen. Herr Koslowsky verpflichtete sich, die zu recht billigen Preisen erworbenen Sachen im Auslande zu verkaufen. Am Tage darauf konnte ich freilich sehen, daß Herr Koslowsky ein besonders wertvolles Stück im Börsencafé, Ecke Burg- und neue Friedrichstraße, verauktionierte. Für meine Bemühungen erhielt ich von Frau Schulze drei Mark. Die ganze Angelegenheit kam mir höchst verdächtig vor, und konnte ich mich des Gefühls nicht erwehren, daß hier möglicherweise nicht Alles mit rechten Dingen zugehe. Ich ging nach der Polizei, wo mir aber gesagt wurde, daß man bei einem bisher unbescholtenen Menschen keine Haussuchung halten könne. Meine Einwendung, daß Leute, die nichts besessen hätten, ohne große geheime Einkünfte, da doch das Gehalt des Mannes und die Einnahmen der Frau aus einem kleineren früheren Rückkaufgeschäft

nicht bedeutend waren, unmöglich zum Rentier und Berliner Hausbesitzer werden könnten, wurde nicht beachtet." Wir wurden aufs Höchste erregt, denn mit dieser Familie hatten wir persönlichen Umgang gehabt. Als daher einige Tage darauf, am Quartalsersten, Frau Schulze in meiner Wohnung erschien, sagten wir ihr sehr offenherzig das Vorgefallene und forderten sie auf, sich von dem Mitgeteilten durch eine Klage gegen den Agenten zu reinigen, widrigenfalls wir auf ihren persönlichen Umgang verzichten müßten! Es kam zu einem sehr heftigen Auftritt, Frau Schulze entfernte sich, und nach einer Stunde erschien Herr Schulze, den ich jetzt zum ersten Male handelnd auftreten sah. Er verlangte von mir, daß ich noch ganz andere Dinge aussagen sollte, als mir der Agent mitgeteilt hatte. Dies mußte ich entschieden ablehnen. Dagegen gab ich auf Verlangen eine schriftliche, und wenn ich nicht irre, auch eidesstattliche Erklärung, in der alles enthalten war, was der Agent ausgesagt hatte. Darauf ist dieser beim Schiedsmann verklagt worden. Vor dem Termin erhielt ich aber noch einen Brief von Herrn Schulze, der so anfing: Wenn Sie mir in der Eidessache gegen . . . . zu Willen sind, so pp. und jetzt folgten verblümte Drohungen und Versprechungen. Als der Agent bald darauf bei mir erschien, nahm er denselben an sich, um ihn im Termine als Beweisstück zu gebrauchen. Viel später, bei dem Zivilprozeß, überreichte er auf meine dringende Bitte diesen Brief zur Ansicht dem Gerichtshof und dem Kläger, belassen wollte er mir den Brief nicht, sondern versprach, ihn sorgfältig aufzubewahren. Im Termin bei dem Schiedsmann hat der Agent seine sämtlichen Behauptungen aufrecht erhalten und ist von der Familie Schulze **nicht** verklagt worden. Daraus mußte ich natürlich meine Schlüsse ziehen. Der Umgang zwischen der Schulzeschen Familie und uns war natürlich vorbei. Frau Schulze verlangte ihr gesamtes Geld, während ich nur erklären konnte, daß ich über die Ratenzahlungen nicht hinaus könne. Jetzt verschenkte sie den Wechsel an einen Herrn Gumpert in Pankow, der gegen mich klagbar vorging. Im Termin berief ich mich natürlich auf den stattgehabten Wucher, stellte die Uhr dem Gerichtshof zur Verfügung, der sie aber ablehnte, ebenso den Brief, den der ebenfalls vorhandene Agent vorlegte. Der Gerichtshof erklärte, das sei Alles dem dritten Besitzer gegenüber gleichgültig, und ich müsse verurteilt werden. Hierauf erhob ich den Einwand, daß Herr Gumpert gar nicht Besitzer, sondern nur vorgeschobene Person sei. Er behauptete, daß er den Wechsel geschenkt erhalten habe. Dies sollte er beeiden. Hierauf aber entfernte er sich und bat um einen neuen Termin zur Eidesabnahme. In diesem neuen Termin erschien er nicht und wurde deshalb abgewiesen.

Später hat dieser Herr Gumpert, nach der Erklärung der Frau Schulze ihr Privatsekretär, den Wechsel wieder an Frau Schulze cediert, und diese klagte dann persönlich. Im Termin beschwor sie, daß sie keinen Wucher getrieben habe. Der daneben sitzende Agent wurde von mir sofort zum Zeugen vorgeschlagen, war auch bereit

zum Zeugnis, aber der Richter erklärte, daß im Wechselprozeß Zeugen nicht zugelassen würden. Darauf bezahlte ich den Wechsel an Frau Schulze in ihrer Wohnung, nachdem sie sich bereit erklärt hatte, sich einigen Abzug gefallen zu lassen. Ihr Mann quittierte in ihrem Namen und versprach auch schriftlich, mir den noch beim Rechtsanwalt liegenden Wechsel zuzusenden. Den Abzug wollten sie sich nur gefallen lassen, wenn es ihm erlaubt sei, in die Quittung zu schreiben, daß dies eine persönliche Gefälligkeit sei. Andererseits müsse das ganze Geschäft unterbleiben. Als ich fortging, erklärte mir Frau Schulze: „Ich war vor längerer Zeit bei dem Schulvorsteher Böhm eingeladen, wo mir auch der Herr Schulinspektor Dr. Zwick vorgestellt wurde. Mir sind da schöne Dinge von Ihnen mitgetheilt worden! Sie sollen ja noch schlimmer sein, als Stöcker. Herr Dr. Zwick sagte, daß er Sie gerne gestürzt sehen möchte und sich den, der dazu beitragen werde, dauernd merken werde. Er selbst persönlich möge nur nicht gerne vorgehen!“ Man wolle bedenken, daß ihre Tochter Lehrerin, ihr zukünftiger Schwiegersohn ein außerordentlich tüchtiger Lehrer war, der wohl berechtigt war, auf ein sehr rasches Vorwärtskommen zu hoffen. Diesem wollte ich natürlich sofort nach der ersten Mitteilung des Agenten Aufklärung geben, Herr Güssow, ein durchaus ehrenwerter und harmloser Mann, hatte dieselben wohl zu beanspruchen. Aber wunderbar! Von diesem Tage ab ging Herr Güssow mir geflissentlich aus dem Wege. Als ich trotzdem anfing, von der zukünftigen Schwiegermutter zu ihm zu sprechen, erklärte er, daß er davon nichts wissen wolle. Er wolle die Tochter, nicht aber die Mutter heiraten. Es war klar, er war gegen mich aufgehetzt worden. So mußte das Verderben seinen Gang gehen. Später wurde er ohne Angabe eines Grundes auf Veranlassung des Herrn Dr. Zwick urplötzlich von der Schule versetzt. Herr Güssow war davon am meisten überrascht. Er erklärte, daß er zwar auf Veranlassung seiner zukünftigen Schwiegermutter den Herrn Schulinspektor um spätere Versetzung gebeten habe, da er nach seiner noch weit hinaus liegenden Verheiratung in das Haus seiner Schwiegermutter ziehen wolle, aber an eine sofortige Versetzung habe er nicht gedacht. Ich war natürlich über die Versetzung dieses vorzüglichsten meiner Lehrer, der erstaunliche Resultate erzielt hatte, unangenehm überrascht, zumal er, auch wenn er in dem Hause seiner Schwiegereltern gewohnt hätte, noch immer einen näheren Schulweg gehabt hätte, als die meisten übrigen Lehrer, und mir früher Lehrerinnen zugewiesen waren, deren Wohnung sechsmal so weit entfernt war.

Aber was sollte ich machen? Späterhin hat irgend eine geheimnisvolle Person, nicht etwa Herr Güssow, der jede Schandthat entrüstet von sich abgewiesen haben würde, eine Verbindung zwischen Herrn Berner und Frau Schulze hergestellt, und zwar zu der Zeit, als Herr Berner seine Schwenkung vollzog. Dürfte ich der Erklärung der Frau Schulze Glauben schenken, so hätten sie sich der wohlwollendsten Protektion des Herrn Dr. Zwick zu erfreuen gehabt. Inzwischen war auch der Herr Schulvorsteher Böhm, oder wie man an der Schule sagte, Herr Direktor Böhm, Mitglied der städtischen Schuldeputation geworden. Herr Böhm ist einfacher Elementarlehrer,

und ſo hatte ja auch die Lehrerſchaft eine Vertretung in derſelben. Das nun Kommende zu beſchreiben wird überflüſſig ſein, zumal der Leſer Gelegenheit nehmen kann, die erſte Scene des Macbeth noch einmal durchzuleſen. In den nun folgenden anonymen Denunziationen bei der Staatsanwaltſchaft, deren einige eingeſtandenermaßen von Herrn und Frau Berner herrühren, iſt neben Herrn Berner ſtets auch Frau Schulze als Zeuge genannt worden. Letzere hat dann auch ein recht hübſches Tränklein à la Macbeth zuſammengebraut, das ſie allerdings am letzten Ende ſelbſt wird austrinken müſſen. Die Staatsanwaltſchaft hat auf die Denunziationen ſo wenig Werth gelegt, daß ſie mich nicht einmal vernommen hat.

Der Fall Petereit.

So unbedeutend dieſer Fall an und für ſich iſt, hat er mich doch ſchmerzlicher berührt, wie irgend etwas anderes und giebt ſo recht ein Bild dafür, welche Schandthaten die jüdiſchen Mamelucken unter Leitung ihrer würdigen Meiſter begehen können.

Vor etwa vier Jahren kam ein junger, anſehnlicher Mann zu mir, der ſich als Petereit vorſtellte. Er erzählte mir, daß er aus Litthauen ſtamme, Schulkenntniſſe nur in ſehr geringem Maße beſitze, da er in ſeiner Jugend Unterricht nicht genoſſen habe, und in ſeinem zwanzigſten Jahre zum Garde-Füſilier-Regiment ausgehoben ſei. Hier habe er etwas Deutſch ſprechen, auch ein wenig leſen und ſchreiben gelernt, dann ſei er Hülfsbriefträger geworden und habe ſich der Nachhülfe eines Poſtbeamten zu erfreuen gehabt. Darauf habe er ſein Amt aufgegeben, um ſich mit einer Witwe Merkel zu verheiraten, die in der Gerichtſtraße ein Grünkramgeſchäft beſitze. Dieſe habe ihn auf die Märkte geſchickt, aber er wäre dort nicht zurechtgekommen, weil er nicht rechnen könne. Da außerdem die Märkte demnächſt eingingen, ſo werde er Pferd und Wagen verkaufen. Das Geſchäft ſeiner Frau nähre aber nicht, und ſo müſſe er ſich nach irgend einer Stellung umſehen. Er habe in der ganzen Nachbarſchaft gehört, daß ich mich aller Notleidenden annehme, und ſo bitte er mich, ihm zur Erlangung irgend einer, wenn auch noch ſo geringen Lebensſtellung, behülflich zu ſein. Ich that dies ſelbſtverſtändlich, was ich auch ſonſt in keinem Falle ablehnte. Ich durchwanderte mit ihm die Stadt, ging nach der Pferdebahn-Geſellſchaft, nach der Omnibus-Geſellſchaft, zu verſchiedenen Theatern, zu Freunden in verſchiedenen Miniſterien, aber nirgends wollte ſich etwas finden. Endlich kam ich zu Herrn Rewicky, Bureau-Vorſteher in der Eiſenbahn-Direktion, der früher mein Kollege im Deutſchen Beamtenverein geweſen war. Dieſer gab uns eine Empfehlung an den Vorſteher des Güterbahnhofes der Nordbahn mit. Dieſer ſtellte Petereit als Arbeiter ein mit einem Tagelohn von zwei Mark. Er ſagte ihm aber, daß er Fortſchritte machen könne, wenn er ſich gut führe und ſich ſo viel Kenntniſſe aneigne, daß er Examen beſtehe. Auf dem Heimwege ſagte mir Petereit, daß er Schulkenntniſſe allerdings gar nicht beſitze, und daß er es wage, mich zu bitten, ihm einigen Unterricht zu erteilen. Bezahlen könne er mir gegenwärtig

zwar dafür nichts, denn sie seien jetzt so arm, daß sie sich eben nur satt essen könnten, aber in Zukunft werde er ja etwas verdienen. Ich habe ihm darauf drei und ein halbes Jahr lang, wiewohl ich Überfluß an freier Zeit nicht hatte, ohne Entschädigung Unterricht erteilt, oft bis zu acht Stunden wöchentlich und zu den unregelmäßigsten Zeiten, wie es sein Dienst mit sich brachte. Er lernte zunächst lesen und schreiben, dann das lateinische Alphabet, dann kamen wir zu den Anfängen in der Orthographie. Über das Resultat dieses dreieinhalbjährigen Unterrichts bin ich selbst erstaunt. Er schreibt jetzt orthographisch richtig, beherrscht die Bruch- und Dezimalbruchrechnung, die bürgerlichen Rechnungsarten, die Flächen- und Körperberechnung, weiß in Geographie vorzüglich Bescheid. Seinetwegen studierte ich ein Dutzend Instruktionsbücher durch, brachte ihn auch dahin, recht hübsche selbstständige Aufsätze zu verfassen. Er bestand das Bremser-, dann das Schaffner-Examen mit Leichtigkeit und wurde als Königl. Beamter mit schönem Gehelt angestellt. Er hatte das in kurzer Zeit erreicht, was allen übrigen Eisenbahn-Beamten erst nach zwölfjähriger Militärdienstzeit zu erstreben möglich ist. Von Entschädigung meinerseits war bisher nie die Rede gewesen. Dann hatte man ihm auf der Bahn geraten, in den höheren Bahndienst einzutreten, um vielleicht einmal Bahnhofs-Vorsteher zu werden, und ich fing eben an, ihm weiteren, wissenschaftlichen Unterricht zu erteilen, als ihm plötzlich bekannt wurde, daß die besten Stellen im ganzen Eisenbahndienst diejenigen der Schlafwagen-Schaffner seien, die jährlich Tausende an Trinkgeldern verdienen. Dieselben müssen aber ein Examen im Französischen und Englischen bestehen. Ich erteilte ihm also Unterricht in diesen beiden Sprachen, und er machte schöne Fortschritte. Schon konnte er die Zeit des Examens festsetzen, zumal nicht allzuviel verlangt wird. Von Entschädigung meinerseits war bisher nie die Rede gewesen. Ich hielt ihn dazu für viel zu arm. Da ereignete sich ein sonderbarer Zwischenfall. Seine Frau kam eines Tages zu mir und teilte mir mit, daß ihr Mann mit der Frau eines Gastwirts in Oranienburg durchgegangen sei und ihr Vermögen von 23 000 Mark mitgenommen habe. Nach einigen Wochen zeigte sie mir an, daß er sich mit ihr wieder versöhnt und auch das Vermögen, das er der Gastwirtsfrau bereits geschenkt, ihr wieder zugestellt habe, bis auf etwa 1200 Mark. Ich möge ihren Mann wieder annehmen. Dies that ich allerdings nicht, wohl aber schickte ich ihm eine Rechnung, bei der ich eben nicht zart verfuhr. Die Zahl mag ihn erschreckt haben. Bald darauf suchte Herr Petereit mich in meiner Wohnung auf, wurde aber von einem Familiengliede an der Thür abgewiesen. Ein Versuch, mich in der Schule zu sprechen, mislang ebenfalls. Da trat er eines Tages auf der Straße an mich heran und bat mit thränenden Augen, ich möchte ihm verzeihen, da seine Frau ihm doch auch verziehen habe. Ohne mich wäre er ja ein verlorener Mensch, seine Liebe und Dankbarkeit mir gegenüber sei unermeßlich. Ich forderte natürlich in erster Linie mein Geld. Er sagte aber, daß ich doch seinen eben erst wiederhergestellten ehelichen Frieden nicht in diesem Augenblick aufs neue gefährden möge. Eben erst habe er seiner Frau 1200 Mark

angebracht und könne im Augenblick nicht mit neuen Forderungen kommen. Er zeigte sich so zerknirscht, daß ich, von Mitleid ergriffen wurde und ihm den allergrößten Teil des Geldes noch weiter stundete. Zwanzig Mark gab er aber sofort und hundert Mark in Gemeinschaft mit seiner Frau etwas später. Diese hatte übrigens ihr Geld aus Vorsicht zu einem Bekannten gebracht. Vorher offerierte sie es mir zur Aufbewahrung, was ich aus bekannten Gründen ablehnen mußte. Ich unterrichtete ihn weiter bis zu dem Tage, an dem die Katastrophe in der Schule eintrat. Kurz vorher bedurfte er eines französisch-deutschen und eines englisch-deutschen Lexikons. Da er die Bücher unterwegs mitnehmen wollte, mußten sie Taschenformat haben. Bezüglich dieser Bücher wußte ich aber wenig Bescheid und wies ihn deshalb an den Lehrer Heiseke. Das war aber gerade in den Tagen, als die Herren zu ihrem letzten Versuch ausholten. Er muß nun mit mancherlei Herren in Beziehung gekommen und wunderbaren Einflüssen ausgesetzt gewesen sein. Herr Heiseke hatte bisher eine eigentümliche Rolle gespielt. Halb hielt er es mit mir, halb mit den Gegnern. Mir gab er Kenntnis von der Beeinflussung des Herrn Schulinspektors, meine Äußerungen hinterbrachte er den Gegnern. Er wollte gern Lehrer an einer höheren Schule werden ohne Mittelschul-Examen. Einige Tage nach der Katastrophe bat Herr Petereit mich in einem höflichen Briefe, ihn zu besuchen. In seiner Wohnung eröffnete er mir, daß ein höherer Schulbeamter in seiner Wohnung gewesen sei und ihm mitgeteilt habe, daß ich aus der Schule entlassen sei und ganz bestimmt abgesetzt würde. Dieser habe gehört, daß Petereit von mir noch Geld bekäme, und da wolle er ihm den Weg zeigen, wie er dazu gelangen könne. In meinem Interesse rate er mir, ihm sein Geld zu geben. Ich lachte und entfernte mich stillschweigend, Petereit aber hat bald darauf an das Königl. Schulkollegium mehrere Beschwerden und Anfragen über mich gerichtet **bezüglich seiner Forderung.** Die unerhörte Niederträchtigkeit einer solchen Beschwerde hat Petereit wohl kaum durchschaut, wie er den Namen des Provinzial-Schulkollegiums bis dahin wohl kaum gehört hat. Der Leser wird sich erinnern, daß das Königl. Schulkollegium mir den dringenden Rat gegeben hatte, keine neuen Schulden zu machen. In demselben Augenblick, in welchem die hohe Behörde darüber zu befinden hatte, ob sie wegen des Falles Berner die Disziplinar-Untersuchung gegen mich einleiten wolle, was doch mehr als zweifelhaft war, war diese Beschwerde von äußerster Wichtigkeit. Zeigte sie doch der Behörde, daß ich ihren Befehlen nicht nachgekommen war und einen armen Beamten um sein Geld gebracht hatte. Mochte sich auch später die Unwahrheit der Beschwerde herausstellen, die Untersuchung war doch einmal eingeleitet, und dann fand sich schon mehr Material. Wer der höhere Schulbeamte gewesen sein mag? Zweifel darüber werden kaum obwalten.

Diesen Schurkenstreich halte ich für den größten, der jemals an mir verübt worden ist. Ich glaube, daß man Europa vom Norden nach dem Süden durchwandern kann, ohne einen Menschen zu finden, der in selbstlosester und hingebenster Weise einer ihm ur-

sprünglich fremden Person solche Liebesdienste erweist, wie ich sie dem Petereit erwiesen habe. Petereit war davon auch tief durchdrungen, und welche Versprechungen müssen angewandt sein, um ihn zu dieser Handlung zu bewegen! Unterricht in beiden Sprachen erhält er ja selbstverständlich von jener Seite weiter, und auch die teuersten Bücher werden ihm nach eigener schriftlicher Erklärung unentgeltlich vorgehalten. Welche ungeheure Meinung muß dieser Petereit von meinem guten Herzen haben, da ihm genau bekannt ist, daß ich ihn kurz vorher bei Handlungen abfaßte, von denen ich die Beweise in Händen behielt, die ihn in sehr schwere Ungelegenheiten bringen dürften. Angesichts solcher unerhörten Dinge, wie die Verführung des Petereit es ist, hört nun aber Alles auf. Da sind ja die geheiligsten Beziehungen nicht mehr sicher. Ich begreife es jetzt vollständig, daß man die Frau des politisch ebenfalls sehr misliebigen Rektors Vogler bis zur wahnsinnigen Denunziation ihres eigenen Mannes, die Frau des Lehrers Lampe aber in zeitweisen Wahnsinn gebracht hat. Mir sind Fälle bekannt, daß sogar der Bruder gegen den Bruder gehetzt worden ist. Armes, verkommenes, deutsches Volk, das Du im Namen der Humanität diese entsetzliche Korruption duldest, statt einmütig Dein gutes Hausrecht zu gebrauchen! Man wende nicht ein, daß die zunächst Handelnden zumeist Deutsche waren. Schwache Naturen hat es zu jeder Zeit und in jedem Volke gegeben, von ihren Schändlichkeiten hatten aber nur die wenigsten einen klaren Begriff. An und für sich wären sie keine Schurken geworden. Die vorn auf der Bühne tanzenden Puppen sind Deutsche, die unsichtbaren Lenker aber sind Juden.

Anderweitige Mitteilung über die Auswucherung der Beamten.

In dem Fall Bombe und in meinem eigenen konnte ich offen reden, denn mein Freund Bombe ist tot, und ich habe das an und für sich so menschliche Gefühl, die eigenen Leiden dem Auge meiner Mitmenschen möglichst zu entziehen, im Interesse der Gesamtheit überwunden. Jetzt, wo ich über Personen sprechen will, die mir ferner und großenteils noch äußerlich aufrecht stehen, muß ich mir große Zurückhaltung auferlegen.

So unklug, bei ihrer immer mehr zunehmenden Verschuldung auch noch eine eigene politische Meinung behaupten zu wollen, sind ja nur wenige. Innerlich sind sie alle wütende Antisemiten, aber äußerlich erscheinen sie als etwas ganz anderes. Daher haben sie die Verfolgungen, welche auf eine Beseitigung aus dem Amt unter allen Umständen hinzielen, nicht zu erdulden. Sie werden eben nur ausgesogen, nach allen Seiten hin geknebelt, damit sie nicht schreien und dadurch etwa allgemeine Aufmerksamkeit erregen, und sonst läßt man sie in ihrer geknebelten Lage in Ruhe. Die wenigen, welche politisch eine eigene Meinung behaupten, teilen natürlich mein Schicksal.

Aus diesem Grunde wurde der Lehrer Lampe beseitigt. Er war ein hochbefähigter Lehrer, hatte das Mittelschulexamen bestanden

nd bereitete sich zum Rektorexamen vor. In fröhlicher Stimmung atte er einmal in einem öffentlichen Lokal eine allerdings etwas rasse antisemitische Bemerkung gemacht. Rücksichtsloses Vorgehen einer Gläubiger war die erste Folge, dann beseitigte man ihn in olgender Weise: In seiner Klasse befanden sich die Wandkarten. Die Schülerinnen der anderen Klassen holten sich im Bedarfsfall ie Karten von hier ab. Mit einigen dieser Mädchen hatte er vor einer versammelten Klasse harmlos gescherzt und einer davon die Hand auf die Schulter gelegt, wobei er mit dem Daumen die Brust berührt haben soll. Nachdem das Mädchen in seine Klasse zurückgekehrt war, erzählte es dies lachend den Nachbarinnen, die Klassenlehrerin war durch die Plauderei gestört und erforschte den Inhalt des Gesprächs. Später sprach sie sich einem Lehrer gegenüber unwillig über diesen Vorfall aus, und dieser, welcher ja, wie das in Berlin immer so zugeht, die höheren Ansichten über Herrn Lampe kannte, denunzierte sofort Herrn Lampe wegen Sittlichkeitsvergehen bei dem Rektor, dieser berichtete umgehend weiter, und am anderen Tage wurde Herr Lampe vom Unterricht suspendiert. Es ist selbstverständlich, daß gar mancher Mensch in solchen Fällen seine ruhige Ueberlegung vollständig einbüßt. Lampe entwich nach Amerika, worin ja ein Schuldbekenntnis zu liegen schien. Sobald er zu ruhiger Ueberlegung gekommen war, kehrte er im Bewußtsein seiner völligen Schuldlosigkeit zurück. Die jetzt eingeleitete staatsanwaltliche Untersuchung ergab seine vollständige Unschuld. Die inzwischen eingeleitete Disciplinaruntersuchung führte der Magistratsassessor Schreiner, der Sohn des Stadtrates Schreiner. Hier ist also ein neuer Fall, daß städtische Beamte die Rechte Königlicher Behörden ausüben. Selbstverständlich wurde Lampe seines Amtes entsetzt. Seine Frau, durch die vorhergehende langjährige Bewucherung geistig vollständig zerrüttet, wurde jetzt systematisch so bearbeitet, daß sie zeitweise vollständig unzurechnungsfähig wurde. Aus diesem Grunde konnte Lampe es auch nicht möglich machen, sich in irgend einer Landstelle, in der man ja die Familienverhältnisse so leicht durchschauen kann, aufrecht zu erhalten. Jetzt arbeitet er, nachdem ihm strikende Dockarbeiter in New-York, denen er sich nicht anschließen wollte, das Schlüsselbein zerschlagen hatten, bei einem Farmer als Knecht. Armer Thor! Wie konntest du es auch wagen, in Berlin öffentlich deine Gesinnung auszusprechen!

Ein ganz spezieller Freund von mir, städtischer Lehrer, ganz außerordentlich talentvoller Musiker, dessen Gesangverein in Berlin an erster Stelle steht und z. B. Leute, wie den Generalfeldmarschall Grafen von Moltke und Herrn Grafen von Hochberg zu seinen Ehrenmitgliedern zählt, war in den 70er Jahren durch die Krankheit seiner Frau in üblicher Weise in Wucherschulden geraten. Dieselben erhielten sich aber in mäßigen Grenzen, da er als sehr gesuchter Musiklehrer schönes Geld verdiente. Er las aber Mitte der 80er Jahre die antisemitische „Wahrheit“, und dies war erspäht worden. Als er nun gar bei dem Jubiläum des Fürsten Bismarck den bekannten Fackelzug mitmachte und dabei die Gesangsaufführungen dirigierte, erhielt er sofort die schändlichsten Drohbriefe.

In einem derselben, den ich selbst gelesen habe, und in dem sich ein Jude als Itzig Silberstein oder so ähnlich unterzeichnete, wurde gesagt: Ludwig Löwe, der jetzt Berlin regiert, wird Ihnen das schon besorgen! Sie kommen aus Amt und Brot! So ist es dann schließlich auch gekommen. Die Schulden meines Freundes wurden von seinem Bruder bezahlt, wobei dieser bei einem Haar selbst in die Hände von Zucker und Tietz geraten wäre. Ein letzter kleiner Wechsel führte sein Verderben herbei. Dieser, bei dem der Lehrer Holzmann mit verpflichtet war, und für dessen Bezahlung das Geld schon entrichtet war, wurde der Frau Holzmann in die Hände gespielt. Nun wolle man sich erinnern, was ich oben über das Bestreben der Wucherer gesagt habe, künstliche Kriminalfälle, besonders Wechselfälschungen zu schaffen. Ich hatte meinen Freunden von dieser Absicht Kenntnis gegeben, und der betreffende Lehrer hatte sich auch darauf eingerichtet. Er hatte sich zu dem Lehrer Holzmann begeben und ihn um ein Darlehn von, wenn ich nicht irre, 150 Mark, oder um das Recht, ihn in dieser Höhe beliebig zu verpflichten, gebeten. Letztere Erlaubnis war gern, allerdings wie mein Freund zugeben mußte, mit lächelnder Miene gegeben worden. Späterhin hat Holzmann, obwohl an ihn eine Zahlungspflicht nie herangetreten war, gegen den betreffenden denunziert. Es traten eben ganz andere unheimliche Kräfte in Aktion. Den Rat zu denunzieren will Holzmann von dem schon oben erwähnten Lehrer Krüger und seinem Rektor Staerk erhalten haben. Bei den Terminen gab Holzmann allerdings zu, daß er die Erlaubnis erteilt, aber nur als Scherz aufgefaßt habe. Im zweiten Termin wurde die Aussage wieder geändert, im Schlußtermin wurde unter Widerruf aller früheren Aussagen belastend ausgesagt. Seine jüdischen Freunde Zucker und Tietz hatten den Angeklagten veranlaßt, sich Herrn Fritz Friedmann als Verteidiger anzunehmen. Er wurde zu einer dreimonatlichen Gefängnisstrafe verurteilt, die Se. Majestät sofort in Gnaden erließ und in eine Geldstrafe von 30 Mark verwandelte. Selbstverständlich mußte der klägerische Staatsanwalt dies selbst beantragt haben. Wegen dieser Geldstrafe von 30 Mark wurde die Disziplinaruntersuchung eingeleitet. Stadtrat Zelle, der auch die Untersuchung gegen Gohr geleitet hatte, führte die Untersuchung. Stadtrat Zelle ist im Grunde kein hartherziger Mann. Nach Erledigung des Falles Gohr sprach er sich mir gegenüber dahin aus, daß ihm die Sache entsetzlich gewesen sei, und er sich daher bemüht habe, alles darauf bezügliche sofort zu vergessen.

Auch dem betreffenden Lehrer soll er nachträglich sein Bedauern ausgesprochen haben, er habe aber nicht anders gekonnt. So ist es schön, so muß es kommen! Aber Herrn Stadtsyndikus Zelle wird sein Brot auch süß schmecken!

Der Angeklagte wurde nach 24jähriger treuer Dienstzeit ohne Pension entlassen. So war dieser hochgeniale, im übrigen, wie es ja vielen Genies eigen ist, praktisch unerfahrene und kindlich harmlose Mann mit Weib und Kindern ohne Brot.

Was wäre wohl aus ihm geworden, wenn er ein Frau à la Gohr gehabt hätte! Er war vollständig verzweifelt, kaum noch zu-

rechnungsfähig. Während er in seiner Kunst nach den höchsten Dingen strebte, auch volle Anerkennung gefunden hatte, sogar von mehreren amerikanischen Gesangvereinen mit den ehrendsten Briefen bedacht und aufgefordert war, gegen ganz bedeutende Entschädigung deren Leitung zu übernehmen, traf ihn dieser Schlag, der ihn, den durchaus Unschuldigen, vollständig, auch bezüglich aller seiner sonstigen Pläne, vernichtete.

Ehre einer Frau, die ihren Mann in solcher Verfassung liebevoll stützt, ihn mit allen Vorwürfen verschont und Hunger und Elend mit ihm teilt. Er richtete sich innerlich allmählig wieder auf, und da er, weil er öffentlich niemals aufgetreten war, doch nicht einen so unversöhnlichen Haß, wie Robert Gohr, auf sich geladen hatte, so erhielt er einen Unterrichtserlaubnisschein, suchte sich eine Stelle an einer Berliner Privatschule, zog sich von aller Politik vollständig zurück, las höchstens einmal den „Lokalanzeiger“, und fristet so sein Dasein. Als er von meinem Vorhaben erfuhr, ein Buch zu veröffentlichen, schickte er mir einen beweglichen Brief, in dem er mich beschwor, doch ja von seinen Erlebnissen nicht zu reden, da er dann sein Brot wieder verlieren könne. Nun kenne ich zwar die politische Meinung seines Schulvorstehers nicht, daß es aber ein Ehrenmann ist, weiß ich. Daher teile ich seine Befürchtungen nicht. Gleichwohl gebe ich seiner Bitte insoweit nach, daß ich seinen Namen nicht nenne. Den Fall aber fortzulassen wäre Verrat an meinem Vaterlande gewesen.

Um mir noch mehr Material dieser Art zu sammeln, benutzte ich meine Bekanntschaft in Plötzensee, um das Schicksal der dort eingesperrten Beamten zu erforschen. Leider gewann ich auch hier die Ueberzeugung, daß die Veröffentlichung ihrer hochinteressanten Erlebnisse ihr weiteres Fortkommen in Berlin unmöglich machen würde. Sollte es mir aber möglich sein, einen Herrn Langheinicke, der inzwischen entlassen ist, in Berlin aufzufinden, dann verspreche ich noch Enthüllungen, die allem bisherigen die Krone aufsetzen.

Einer der höchsten Beamten sagte mir: „Lieber Freund, die meisten unserer Insassen verdienen in erster Linie Mitleid. Die eigentlichen hart gesottenen Verbrecher bekommen wir nicht hierher, die leben als hochangesehene Leute in der goldnen Freiheit!“

Einige besondere Bemerkungen muß ich noch der Polizei, besonders der Criminalpolizei widmen. Diese in Fesseln zu schlagen ist das allergrößte Bestreben der Juden.

Leider ist ihnen und ihren für diesen Fall besonders geschulten Agenten dies ausgezeichnet gelungen. Es müßte ein interessantes statistisches Material geben, wenn aus den Büchern festgestellt würde, wieviel Criminalbeamte Herrn Pariser nicht verschuldet sind. Er verfährt ja mit ihnen insofern solider, als er niemals mehr, als die üblichen 100 % nimmt. Dafür erwartet er natürlich von ihnen für seine Stammesgenossen mancherlei Gefälligkeiten. Hatte Jemand von diesen etwas mit der Kriminalpolizei, so war es sein Lieblingsausdruck: „Das werde ich schon befummeln!“ Unter seinen zahllosen gegenwärtigen und früheren Agenten nenne ich den Herrn Klingspor,

der früher in einen Wucherprozeß verwickelt wurde, in dem er seine Hintermänner nicht nannte und freigesprochen wurde, und zwar von demselben Gerichtshof, der später auch den Prozeß Tietz-Zucker so klassisch erledigte. Ferner nenne ich Stückgold, der Bombe den letzten Gnadenstoß gegeben hatte. Als ich die Bombe-Artikel veröffentlichte, hätte seine Vernehmung schlimmes Material liefern können. Leider wurde er gerade in diesem Augenblick als Ausländer ausgewiesen und über die Grenze gebracht, vorher hatte man ihn in Ruhe gelassen. Dann hat er sich allerdings wieder Jahre lang in Berlin unangemeldet aufgehalten und wird wohl noch hier sein. Auch sein Schwiegervater war Agent von Herrn Pariser, ebenso ein Herr Kadura, durch den Herr Pariser mir einmal, kurz nach der Veröffentlichung der Bombe-Artikel, eine köstliche Falle legen ließ. Herr Kadura verfuhr aber dabei so ungeschickt, daß das kostbare Beweismaterial in meinen Händen blieb. Fernere Agenten waren die Herren Conrad Trossin, Zodek, von Graewenitz, Mackiolzeck, Rudolf Boldes. Letzterer, ehemaliger Kriminal-Schutzmann, hielt es zu der Zeit, als der Kriminalkommissar Schwerin den Polizeipräsidenten von Madai, sowie viele hochgestellte Polizeibeamte wegen angeblicher Verbrechen, besonders wegen angeblicher Bestechung durch die Judenschaft denunziert und Boldes, Aron Meyer u. s. w. als Zeugen angegeben hatte, für angezeigt, rechtzeitig vom Schauplatz zu verschwinden. Dann wurde er Wucheragent für Pariser, Verwalter Ehrlich'scher Häuser (siehe Jude und Handwerker). Jetzt besitzt er eine flott gehende Weinhandlung, ist Herzoglich Anhaltischer Hoflieferant, und viele Polizeibeamte nehmen den Weg zu Herrn Pariser durch sein Geschäft, wobei sie dort ebenfalls fest kleben bleiben. In den Räumen der Polizeiverwaltung geht er fast täglich aus und ein. Ich selbst habe seit Jahren bei Krankheitsfällen Wein von Herrn Boldes gekauft und auch häufig Cigarren. Ich durfte doch hoffen, dort manches zu erfahren. In dieser Hoffnung habe ich mich auch nicht getäuscht. Natürlich sind die Kunden des Herrn Boldes vollendete Antisemiten, und gegen die antisemitischen Aeußerungen, die in seinem Lokal gethan werden, sind die Vorträge antisemitischer Führer sehr harmlos.

Aber öffentlich, bei Wahlen, bei Versammlungen, die gegen den Antisemitismus Protest erheben, ja Bauer — das ist ganz was anders. Brot schmeckt süß, und in Berlin giebt es nur noch jüdisches Brot. Ich hasse alle diese Leute nicht, ich verachte sie nicht, sondern ich beneide sie, daß es ihrem Charakter gegeben ist, so handeln zu können. Hätte ich es auch gekonnt, wäre mein kleiner Benno, dessen Bild mit den Ausdrücken des kindlichen Vertrauens auf mich herabsieht, noch am Leben. Durch Herrn Boldes erfuhr ich auch rechtzeitig etwas von der Kaduraschen Falle, wie er allerdings auch meine Angelegenheit erspäht, in brauchbare Form gebracht und gehörigen Orts von sich gegeben hat. Das will ich zu seiner Ehre aber sagen: Die von ihm gelieferte Ware ist gut, reell und preiswert. Noch leichteres Spiel, als mit den immerhin geriebenen Kriminalbeamten hat man mit den Polizei-Lieutenants. Diese, bei ihrem Eintritt meist höchst harmlosen Menschen, werden in der Regel

in den ersten Wochen eingefangen, was natürlich um so leichter ist, da die Herren aus der Militärzeit einige Schulden mitbringen. Dafür besitzen sie aber meist nicht die Widerstandskraft der anderen Beamten gegen ihre entsetzliche Lage. Polizei-Lieutenant Ebers erschoß sich im Tiergarten, Polizei-Lieutenant von Briesen entwich nach Amerika, Polizei-Lieutenant Hintze verschwand spurlos. Etwa ein halbes Dutzend anderer, die plötzlich aus dem Leben geschieden sind und ein ganzes Dutzend anderer, die jetzt in Berlin ihr Brot anderweitig suchen, will ich nicht nennen. Einen ehemaligen Polizei-Hauptmann konnte man bis vor kurzem, möglicherweise auch noch heute, als Dienstmann an der Ecke der Jüden- und Stralauerstraße stehen sehen. Doch schließen wir dies Kapitel überhaupt.

Der Leser wird es jetzt nicht mehr so unbegreiflich finden, wenn ich sage, daß der größte Teil sämtlicher Beamten, Minister, Geheimräte, Oberpräsidenten, Staatsanwälte, Gerichtsräte und Richter, Rechtsanwälte bis zum Nachwächter hinab unrettbar in Judenhänden schmachten, meistens in größter Heimlichkeit. Ich werde diesem Buch ja noch weitere folgen lassen und nicht ruhen, bis sich Deutschland seines Hausrechtes erinnert, und da wird sich ja noch manche Gelegenheit finden, neue Beispiele aufzuführen.

Vielleicht überwindet mancher Leser die Scheu und teilt mir auch noch einige Erlebnisse mit.

Wie wäre es, Herr Justiz-Minister a. D. von Friedberg? Sie als ehemaliger Justiz-Minister könnten mir gewiß das Material zu weiteren sechs Büchern liefern, besonders auch über die Verhältnisse einige Ihrer Spezialkollegen. Auch Sie, Herr von Madai, als ehemaliger Polizei-Präsident von Berlin, könnten mir in Ihren Mußestunden gewiß so viel Material schaffen, als ich gebrauchen kann, um die Judenfrage ihrer Lösung zuzuführen. Gar gerne hätte ich von Ihnen auch Auskunft über den Fall Bleichröder-Kroner, Friedländer, Mannheimer, so besonders auch darüber, wie es möglich war, daß zwei im Ehebruch erzeugte Töchter eines Kommerzienrats Kahnheim, dessen Vater den Staat um Millionen betrogen und sich im Gefängnis erhängt hat, dazu berufen werden konnten, beim Siegeseinzug 1871 den Kaiser Wilhelm Namens der Stadt Berlin, ja des ganzen deutschen Volkes, zu begrüßen. Eine dieser Töchter hat später sogar Modell gestanden zu dem Standbild der Germania in Moabit. Sie selbst haben dann Kaiser Wilhelm am Enthüllungstage des Denkmals zu der Familie gebracht, die von dem Comité vernünftigerweise nicht eingeladen war.

8. Jude und Kleingewerbetreibender.

Unter dem Kleinhändler, dem shopkeeper in England, versteht man einen Händler mit allen möglichen Waren, der nur direkt an die Konsumenten verkauft, im Gegensatz zum Großhändler, der mit den Konsumenten nicht direkt verkehrt. Im gewöhnlichen Leben wird der Kleinhändler schlechthin Kaufmann genannt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß so ein Kleinhandelsgeschäft ein große Ausdehnung gewinnt und oftmals hunderte von Leuten beschäftigt. Eine Anzahl von Artikeln, so besonders in der Material- und Kolonialwaren-Branche, Eier, Butter, Kaffee und Zucker werden mit sehr geringem, oft sogar ohne Nutzen gehandelt, weil es Börsenartikel sind, an denen die Spekulanten den Nutzen schon fortgenommen haben. An anderen Artikeln, z. B. Droguen, Farben, Branntwein, Cigarren und Wein werden größere Gewinne erzielt, oft 100 und mehr Prozent. An letzteren Artikeln suchte sich bisher der Materialist schadlos zu halten. In der letzten Zeit haben nun die Juden, die in die Materialwaren-branche noch wenig eingedrungen sind, die besser bezahlten Artikel abgesondert und in ihre Hände gebracht. Dadurch ist das Material-warengeschäft vollständig heruntergekommen, und werden diese Händler sich nur mit Mühe ernähren können. Der Schnapsverkauf, obwohl recht einträglich, scheint durch die Behörden, die in diesem Falle wirkliche Anerkennung verdienen, vor jüdischen Eindringlingen be-wahrt zu sein. Anders ist dies in allen polnischen Ländern, und daß hier nicht Wandel geschaffen ist, wird von allen Einsichtigen bedauert. Diese jüdischen Schnapsläden sind es hauptsächlich, die die Polen zu Grunde richten. Da die jüdischen Besitzer sich gern als Deutsche aufspielen, so wird der wohlverdiente Haß, den be-sonders die polnischen Frauen gegen sie empfinden, auf alles Deutsche übertragen. So ein jüdischer Schnapshändler in polnischen Ländern, auch in denen unter preußischer Herrschaft, bringt oft ganze Ort-schaften zum Ruin, schlachtet Güter aus, und wenn er satt ist, so überläßt er das Feld seinen hungrigen Stammesgenossen. Streb-samen jungen Israeliten bieten diese Schnapsgeschäfte die erste Schulung für ihren künftigen Beruf dar. Hier lernt er den Bauern im nüchternen und betrunkenen Zustande kennen und entsprechend für seine Zwecke richtig behandeln. Mancher Jude, der hier seine erste Sporen verdient hat, ist in Berlin oder anderswo jetzt Kommerzienrat.

Das Geschäft mit Bekleidungsstücken beherrscht der Jude voll-ständig. Hier ist er in seinem Element. Jede deutsche Konkurrenz hier auszurotten ist sein einziges Bestreben. Kein Jude nimmt Anstand, unmittelbar neben einem deutschen Geschäft ein Konkurrenz-geschäft zu eröffnen. Und wie wird jetzt die Konkurrenz betrieben! Der Jude, entweder selbst bemittelt, oder doch mit leistungsfähigen Stammesgenossen im Hintergrunde, verkauft notorisch lange Zeit ohne jeden Nutzen. Wie lange der Deutsche, der jetzt natürlich gar nichts verkauft, dies ungefähr aushalten kann, ist vorher aus-gekundschaftet worden. Ist das deutsche Geschäft auf diese Weise ausgehungert, so erwirbt es oft der Jude durch Helfershelfer und

beherrscht jetzt das Feld allein. Jetzt kommt die Zeit seiner Ernte. Die schlechteste Ware wird ins Publikum gebracht, und mit den billigen Preisen hat es ein Ende. Ist der Deutsche aber stärker, als er gedacht hat, so verständigt er seine jüdischen Lieferanten rechtzeitig, daß sie seinen gesamten Warenbestand mit Beschlag belegen, die deutschen Lieferanten gehen leer aus, oder aber er betrügt selbst seine Stammesgenossen und verkauft das gesamte Warenlager an Verwandte, die damit einen Ausverkauf eröffnen. In jedem Falle rettet er sich seine Zukunft. Entweder hat er sich die jüdischen Lieferanten zu Freunden gemacht und kann mit deren Hülfe später unter anderer Firma ein neues Geschäft aufmachen, oder er hat durch den Gesamtverkauf seiner Waren so viel Geld gewonnen, daß er sich anderweitig wieder selbstständig machen kann. Was für ihn am vorteilhaftesten ist, hat er vorher reiflich erwogen. Hat er irgendwo in der Provinz einen erwachsenen Sohn, so verkauft er das ganze Warenlager an diesen und zieht dann später zu ihm. Bevor er aber sein Geschäft fallen läßt, versucht er es häufig noch mit einem Ausverkauf, der oft monatelang dauert. Auch gutfundierte jüdische Geschäfte sind stets zu Ausverkäufen geneigt. Alle möglichen Gründe werden hervorgesucht, z. B. wegen Todesfalles, wegen anderweitiger Unternehmungen, wegen Abbruch des Hauses, wegen Geschäftsauflösung, wegen Geschäftsverlegung, wegen Aufgabe des Detailgeschäfts, Brandausverkauf, Ausverkauf von Konkursmassen, Ausverkauf zurückgesetzter Waren, Weihnachtsausverkauf, Resterausverkauf, Ausverkauf wegen Testamentsregulierung u. s. w. Um ja das Publikum zum Kaufen zu veranlassen, wird ein großes Plakat am Schaufenster angebracht mit der Aufschrift: „Letzte Woche". Nachdem dieses einige Monate vorgehalten hat, heißt es dann: „Unwiderruflich letzte Woche, die Ladeneinrichtung ist billig zu verkaufen", und so geht es fort, bis das Geschäft sich wieder im gewöhnlichen Geleise befindet. Dicht an der Potsdamer Brücke befindet sich ein Galanteriewarengeschäft, in dem aus den verschiedensten Gründen der Ausverkauf seit einem Jahr andauert. Zu verschiedenen Malen war die Ladeneinrichtung zu verkaufen. Augenblicklich prangt am Schaufenster ein großes Plakat mit der Aufschrift: „Großer Ausverkauf, weil ich nach meiner Villa in Steglitz ziehe." Ganz recht! Nach so langen Ausverkäufen kann man schon eine Villa beziehen. Weil in der letzten Zeit das Publikum in den Ausverkäufen unter jüdischer Firma doch ein Haar gefunden hat, so sucht man jetzt ruinierte deutsche Geschäftsleute, deren Kontrakt noch nicht abgelaufen ist, zu bewegen, ihre Geschäftslokale auf die Dauer ihres Kontrakts gegen Tragung des Mietszinses den Juden zu überlassen. Dafür, daß sie denselben auch das Recht einräumen, bis zum Ablauf des Kontrakts ihre Firma weiter zu führen, wird noch eine besondere kleine Entschädigung gezahlt. Das Publikum ist hier weniger mistrauisch und wird doppelt geschoren. Wenn möglich, werden nur deutsche Verkäuferinnen angestellt. Zur Illustrierung dieser Ausverkäufe wollen wir folgendes Beispiel anführen. An der Fischerbrücke Nr. 3 befand sich bis zum Abbruch des Hauses das Putzgeschäft von Frau Böseroth. Die Frau war

gezwungen, ihren Warenbestand zu verkaufen. Der Jude Guth, welcher seit längerer Zeit in Ausverkäufen machte, erfuhr davon und zeigte sich geneigt, den ganzen Warenbestand zu übernehmen. Bei der aufgenommenen Inventur wurde der Gesamtwert nach eigener Aussage des Guth auf weit über 900 Mark festgestellt. Welche Verhältnisse Frau Böseroth in eine Zwangslage versetzt haben, ist mir nicht bekannt, aber Herr Guth erhandelte den ganzen Warenbestand für 90 Mark, sage neunzig Mark. Dieselben wurden nach der Kaiser Wilhelmstraße Nr. 19 geschafft, wo sie mit all' den unter ähnlichen Verhältnissen zusammengekauften Waren zum Ausverkauf stehen. Als mein Gewährsmann den Laden besuchte, ließ sich derselbe mit dem Juden in ein Gespräch ein, wobei der letztere äußerte, daß er überhaupt nur halb gestohlene Waren kaufe. Er zeigte demselben Glaceehandschuhe mit dem Bemerken: „Diese Handschuhe kosten in jedem reellen Geschäft 14—18 Mark per Dutzend, ich hingegen zahle höchstens 3—4 Mark, wobei ich mich noch sehr besinnen muß. Auf meine Bitte wurde später eine junge Dame veranlaßt, nach dem Verkaufspreis der Handschuhe zu fragen. Als äußerster Preis wurde pro Paar 1,25 Mark abverlangt, nur einige Paar defekte wollte derselbe mit 75 Pfennigen berechnen. Er handelt also mit einem Gewinn von 400 pCt. Wie soll wohl ein deutscher Kleingewerbetreibender oder Handwerksmeister hiergegen aufkommen können? Solche und ähnliche Ausverkäufe finden wir aber in allen Stadtgegenden. Auf dem Wege vom Alexanderplatz durch die Münz-, Weinmeister-, Rosenthaler, Brunnenstraße bis zur Invalidenstraße zählte ich vor einigen Wochen, November 1889, nicht weniger als 27 Ausverkäufe, die sich jetzt, Anfang Dezember, auf über 40 erhöht haben. Wird auch nur die Hälfte derselben à la Guth betrieben, so können recht wohl einige 100 deutscher Geschäftsleute um ihre heißersehnte Weihnachtseinnahme, und dadurch zu Fall gebracht werden. Eine Specialität der Juden ist auch das Beziehen der Märkte in den kleinen Städten. Den Bauern nebst Knechten und Mägden werden oft die wertlosesten Waaren zu hohen Preisen angehängt, zumal die Marktbesucher sich vielfach bereits auf dem Marktwege in die für den Juden passendste Stimmung versetzt haben. Gegen den jüdischen Redefluß, das ununterbrochene Schreien und Lärmen kann der deutsche Handwerker, der mit seinen selbsterzeugten Waren zu Markte zieht, niemals aufkommen. Auch die Besitzer der bekannten Schaubuden mit ihren Menschenfressern, Riesendamen, Atlethen, Folter- und Marterwerkzeugen, Panoramen mit ihren sinnlichen Reklamen und Extrakabinets, zu denen nur Männer Zutritt haben, sind zu 90 pCt. Juden.

In der letzten Zeit wandern jüdische Jünglinge, namentlich des Sonntags, wo die Arbeiter noch im Besitz ihres Wochenlohnes sind, in meiner Stadtgegend von Haus zu Haus, von Thür zu Thür. Sie führen Tuchstoffe aller Art und geben zart zu verstehen, daß dieselben nicht ganz reell erworben und deshalb sehr billig zu verkaufen seien. Selbstverständlich würden sie sich im Notfalle legitimieren und den reellen Erwerb nachweisen können, aber bei so manchem ziehen diese Redensarten und veranlassen zu schnellem

Kauf. Vor einem Jahr wurden Flanellhemden von einem jüdischen Hausierer unter der Angabe ausgeboten, daß er die Hemden um jeden Preis verkaufen müsse, da er erst kürzlich aus dem Krankenhause entlassen sei und nun das Reisegeld zusammenbringen müsse, um zu seiner Familie nach Hamburg zu kommen. Dieses Manöver betreibt derselbe jetzt noch und mag inzwischen tausende seiner Flanellhemden verkauft haben.

Zu fernerem Ruin des Kleingewerbetreibenden und Handwerkers tragen die Trödler und Althändler, welche zumeist aus Juden bestehen, viel bei. Wer bei ihnen verkauft, ist meist in bitterer Not. Die hier gezahlten Preise stehen zu dem Wert des Gegenstandes in gar keinem Verhältnis.

Ich kenne einen ganz bestimmten Fall, wo für einen fast ganz neuen Winterüberzieher, der 54 Mark gekostet hatte, von mehreren Trödlern nur 3 Mark geboten worden sind. In dieser Art von Geschäften finden auch die Diebe ihre besten Abnehmer. Der Trödler schafft die so erworbenen Gegenstände in die Behausung einer dritten, unbescholtenen Person, und ist Massenvorrat vorhanden, dann werden diese gestohlenen Waren durch jüdische Agenten nach Rußland geschickt. Die Pfand- und Leihhäuser sind fast sämtlich in jüdischen Händen. Von diesen Häusern werden zugleich in Massen die verbotenen Lotterielose ins Volk gebracht. Das allermodernste sind gegenwärtig die großen jüdischen Abzahlungsgeschäfte. Dieselben richten unter den kleinen Beamten, Handwerkern und Arbeitern die grenzenloseste Verwüstung an. Diese Geschäfte schießen wie Pilze aus der Erde und haben teilweise dreißig und mehr Zimmer mit Waren angefüllt, z. B. das Abzahlungsgeschäft von Cohn Gebrüder in der Chausseestraße mit seinen Zweiggeschäften in anderen Stadtgegenden. Hier giebt es alles Denkbare, von der Zimmerausstattung an bis zum geringsten Bekleidungsstück. Solche Abzahlungsgeschäfte überschwemmen mit ihren Agenten nicht nur die Stadt Berlin nebst Umgebung, sondern auch das ganze Deutsche Reich. Manche derselben sind Weltgeschäfte, die in allen europäischen Hauptstädten ihre Zweiggeschäfte haben. Sie tragen reichlich dazu bei, den Haß gegen alles Deutsche, von dem wir so häufig Proben erhalten, zu vermehren.

Die Agenten, welche mit ihren Redekünsten die Waren anbringen, erhalten nach geleisteter Zahlung eine Provision von 15 pCt. Ein Regulator, der im Einkauf 17 Mark kostet, wird mit 45 Mark verkauft. Da nur eine kleine Anzahlung verlangt wird, sind die kleinen Leute, die von dem Redefluß des Agenten ganz betäubt worden, nur zu sehr geneigt, die Waren zu kaufen, die für sie vielleicht ganz angenehm, aber nicht absolut notwendig sind. Durch den Ankauf legen sie den Grund zu ihrem späteren Ruin, denn wie wenig die meisten von ihnen entbehren können, selbst bei ganz normalen Verhältnissen, haben wir in dem Kapitel „Jude und Arbeiter" gesehen. Haben sich junge Leute bei Eingehung der Ehe nicht soviel gespart, um Betten und Mobiliar kaufen zu können,

so wird die Ehe unter allen Umständen eine unglückliche. Die Abzahlungsgeschäfte sind Schuld an dem zu frühzeitigen Abschluß vieler Ehen, die mit Schulden anfangen und mit dem Elend endigen.

Kommen durch Geburten und Todesfälle, Krankheit und Arbeitslosigkeit schwere Zeiten, in denen die Abzahlung nicht erfolgen kann, so ist der Händler durch einen sehr raffiniert aufgesetzten Kontrakt, in der letzten Zeit allerdings erst nach vorhergehender Klage, berechtigt, das Gelieferte zurückzunehmen, ohne von dem bisher gezahlten Betrage etwas zurückzugeben. Als 1871 in Paris der Kommuneaufstand erfolgte, fand er bekanntlich hauptsächlich deshalb einen so großen Anhang, weil die meisten Pariser während der Belagerung in Schulden geraten und mit der Miets-zahlung im Rückstande waren. Auch die so lange einbehaltenen Wechsel der kleinen Geschäftsleute sollten soeben zur Präsentation kommen. Die Hoffnung, diese nächsten Sorgen zu beseitigen, verleitete die Pariser viel mehr zum Aufstand, als ihre allgemeine Lage.

Genau so ist es in Deutschland. Die nach Millionen zählenden recht drückenden Schulden der Arbeiter bei den Abzahlungsgeschäften treiben diese zur Sozialdemokratie, die ihnen die Hoffnung einer baldigen Umwälzung der Verhältnisse gewährt, wobei die Schulden nicht mehr bezahlt werden brauchen.

Das Abholen der schon halb bezahlten Sachen, die in der Regel sehr sorgfältig behandelt sind, veranlaßt stets Unheil. Die leere Wohnung bietet dem Arbeiter kein gemütliches Heim mehr, und er vertrinkt seinen Unmut in der Destillation. Hier wird er bald Stammgast, und häufig verläßt er Weib und Kind ganz.

Welch entsetzliches Elend durch diese Abzahlungsgeschäfte angerichtet wird, erkennt man aus einem Artikel des Berliner Lokal-Anzeigers, den gewiß Niemand antisemitischer Neigungen beschuldigt. Wir lassen denselben hier auszugsweise folgen.

Der sogenannte Möbelleihvertrag.

Bei jeder der 38 Abteilungen des Amtsgerichts I Berlin werden wöchentlich je drei Terminstage abgehalten. In jeder Sitzung stehen durchschnittlich dreißig Prozeßsachen zur Verhandlung an und darunter befinden sich stets zwei bis drei Prozesse, deren Gegenstand ein Leihvertrag bildet.

Es sind also ca. sieben bis zehn Prozent aller anhängigen Prozesse sogenannte Leihkontrakts-Prozesse.

Da nun alljährlich ca. 75 000 Prozesse im ordentlichen Verfahren bei dem Amtsgericht I Berlin anhängig gemacht werden, so beträgt die jährliche Ziffer der zur Kenntnis dieses Gerichts gelangenden Leihkontrakte mindestens ~~10 000~~. 5250 (7% von 75 000)

Geht man nun weiter von der Erfahrung aus, daß unter hundert Leihkontrakten höchstens fünf Veranlassung zu Streitigkeiten

geben, so gelangt man zu der begründeten Annahme, daß alljährlich in Berlin etwa 200 000 Leihkontrakte abgeschlossen werden, welche Zahl eher zu niedrig als zu hoch gegriffen ist, da diejenigen Leihkontrakts-Prozesse, deren Objekt über 300 Mark beträgt, beim Landgericht I. anhängig zu machen und bei der Berechnung hier außer Betracht geblieben sind. Welche Umstände haben nun dieser Art von Verträgen eine so ungeheure Verbreitung verschafft?

Die Antwort ist ein Kapitel aus der Geschichte unserer sozialen Entwickelung.

Der Leihvertrag. ist ein Kind der modernen Zeit. Kapitalsarmut und Kreditlosigkeit einerseits, gesteigerter Geschäftssinn andererseits sind seine Eltern!

Wir lassen hier einen Möbelleihvertrag folgen, wie er gegenwärtig in fast allen Geschäften dieser Art üblich ist.

§ 1.

Es vermietet die Handlung Cohn u. Co. an Herrn (Frau) . . . . . folgende Gegenstände:

(folgt das Verzeichnis)

im Gesamtwerte von . . . . Mark unter folgenden Bedingungen:

§ 2.

Mieter, welcher anerkennt, daß ihm sämtliche Sachen neu und in gutem Zustande, sowie dem oben angegebenen Werte angemessen, übergeben sind, verpflichtet sich, dieselben in gutem Zustande zurückzuliefern und für jeden Schaden, welcher während der Mietszeit an denselben entsteht, zu haften, auch die Transportkosten hin und zurück allein zu bezahlen. Geht durch die Schuld des Mieters das eine oder andere Stück der vermieteten Gegenstände verloren, so erstattet Mieter den vollen Wert eines solchen, wie er in dem obigen Verzeichnis angegeben ist.

Werden durch Exekution dem Mieter die vermieteten Gegenstände abgepfändet, so verpflichtet er sich, dem Vermieter hiervon sofort Anzeige zu machen und alle durch einen Interventionsprozeß entstehenden Kosten zu erstatten. Nichtbefolgung dieser Vorschrift zieht die sofortige Auflösung dieses Vertrages in Gemäßheit des § 3 nach sich.

§ 3.

Mieter hat heute eine Kaution (Anzahlung) von . . . . Mark entrichtet und verpflichtet sich, für den Mietsgebrauch am ersten jeden Monats (wöchentlich) . . . Mark pränumerando zu zahlen. Mieter räumt dem Vermieter das Recht ein, wenn die Miete nicht pünktlich gezahlt wird, sämtliche vermieteten Gegenstände sofort ohne vorhergegangene Kündigung und gerichtliche Klage zurückzunehmen. Zu diesem Behufe wird dem Vermieter vom Mieter hiermit ausdrücklich die Befugnis zugestanden, zu jeder Tageszeit mit so vielen seiner Leute, als er zum Transport der Sachen bedarf, in der Wohnung des Miethers zu erscheinen und dort sich so lange aufhalten zu

dürfen, als es die Übernahme und Verladung der vermieteten Gegenstände erforderlich macht. Mieter erklärt hiermit ausdrücklich, in diesem Verfahren des Vermieters eine Verletzung seines Hausrechts oder irgend eine andere strafbare Handlung nicht erkennen zu wollen. Außerdem verfällt die geleistete Kaution, und muß Mieter die etwa rückständige Miete bis zu dem Tage der Zurücknahme der Gegenstände sofort bezahlen.

§ 4.

Mieter darf bei Strafe des Betruges kein Mietsstück verpfänden oder ohne schriftliche Einwilligung des Vermieters aus seiner Wohnung entfernen; er hat überhaupt jeden Wohnungswechsel acht Tage vorher dem Vermieter anzuzeigen und dessen Genehmigung einzuholen.

§ 5.

Die Dauer dieses Leihkontraktes ist auf so lange Zeit verabredet worden, bis die nach § 3 wirklich geleisteten Mietszahlungen unter Hinzurechnung der Kaution den in § 1 festgesetzten Betrag von . . . Mark erreicht haben. Wenn diese Mietszahlungen regelmäßig und vollständig erfolgt sind, verpflichtet sich der Vermieter, die bisdahin vermieteten Gegenstände dem Mieter als Eigentum zu überlassen und die gezahlten Mietsraten und die Kaution als Kaufgeld anzunehmen.

§ 6.

Die monatlichen (wöchentlichen) Ratenzahlungen von je . . . Mark werden durch Boten des Vermieters einkassiert und sind die Zahlungen nur gegen Bons, welche mit Unterschrift des Vermieters und mit dem Stempel der Firma versehen sind, giltig.

§ 7.

Beide Teile erkennen ausdrücklich an, daß dieser Vertrag in allen Punkten so abgeschlossen ist, wie er beabsichtigt und verabredet worden und haben demnach die Kontrahenten denselben zum Zeichen ihrer vollsten Genehmigung durch eigenhändige Unterschrift vollzogen.

Berlin, den . . . . . .

Vermiether: Cohn u. Co. Miether: Müller.
Wohnung: . . . . . .

Die Versuchung, im Fall der Not die Sachen zu versetzen, ist stets eine sehr große. Schließlich nimmt jeder Mensch bei der schrecklichsten Not die Hülfe, wo er sie findet. Man trägt sich mit der Hoffnung, die Sachen bald wieder einlösen, sicher aber die Abzahlungen für dieselben leisten zu können. Vielfach ist dies aber unmöglich, und erfolgt dann seitens des Geschäfts die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft. Den Zeitungslesern werden wiederholt Massenverurteilungen dieser Art aufgefallen sein. In Plötzensee wird gar oft das Ehrgefühl begraben. —

An großen jüdiſchen Feſttagen, an denen die meiſten Juden ihre Geſchäfte ſchließen, die getauften ſelbſtverſtändlich nicht, kann der Leſer ein Urteil darüber gewinnen, wie wenig deutſche Geſchäfte überhaupt noch vorhanden ſind. Von dieſen wenigen gehen die meiſten dem ſicheren Ruin entgegen. Das deutſche Vaterland hat ſeinen deutſchen Kaufmann tief ſinken laſſen. Wird es ihn wieder aufrichten?

---

9. Jude und Großhandel.

Der eigentliche Großhändler, der franzöſiſche marchand, beſchäftigt ſich nicht mit dem Verkauf der Waaren an die Konſumenten. Er kauft dieſelben im Großen ein und verkauft ſie wieder an die Kleinhändler. Im Mittelalter war ſo ein Kaufherr ein bedeutender Mann. Seine Warenlager waren unüberſehbar, ſein Handel erſtreckte ſich in weite Ferne. Der Hanſabund war im weſentlichen ein Bund der Kaufherrn. Dieſelben bildeten in den Städten die ſogenannten Geſchlechter oder Patrizier, die mit den Zünften wegen des Regiments in der Stadt oft in Streit lagen. In Hamburg und Bremen haben ſich dieſe Geſchlechter erhalten und dulden keinen Eindringling. Dort allein findet man noch ſoliden deutſchen Reichtum, zu dem man nicht mit geheimem Aerger, ſondern mit Achtung, ja mit Stolz hinſieht. Aber wo ſind ſonſt überall die alten deutſchen, ehrenfeſten Handelsherrn geblieben? Die veränderten Wege des Welthandels haben ſie herabgedrückt, der dreißigjährige Krieg hat ſie fortgefegt, und was übrig blieb, iſt durch die Juden zugrunde gerichtet. Wo die trotzigen Herren wohnten, die Rykes und wie ſie ſonſt heißen mögen, am Molkenmarkt und der Umgegend desſelben, da hauſen jetzt die Nathan, Jakoby, Schleſinger, Jakobſohn, Simon, Cohn ꝛc.

Wer würde nicht von Wehmut erfaßt, der die alten Häuſer dort betrachtet, von denen faſt jedes eine geſchichtliche Bedeutung hat und jetzt mit den jüdiſchen Firmenſchildern bedeckt iſt? Der größte Teil des Großhandels liegt gegenwärtig in den Händen der Juden, z. B. der Korn- und Wollhandel, der Handel mit Oelſaaten, Fellen, Leder, Flachs, Hanf, Spiritus, Tuchſtoffen, Manufakturwaren aller Art, Confektionsſtoffen, Rohmetallen, Kaffee, Butter, Eiern, Mehl, Speck, Möbel- und Polſterwaren ꝛc.

Soweit dieſe Artikel, die vielfach von dem Volk keinen Tag entbehrt werden können, zu Börſenartikeln geworden ſind, bilden ſie einen Spielball für die jüdiſche Spekulation, und die unentbehrlichſten Bedürfniſſe werden dem Volk in ſchmachvoller Weiſe verteuert, während ſie doch der Producent ſchlecht bezahlt bekommt. Die Kornzölle legten der jüdiſchen Spekulation inſofern einen Kappzaum an, als das Hin- und Herwerfen großer Getreidemaſſen aus einem Land ins andere ſehr erſchwert wurde, und eine gewiſſe Stabilität in das Geſchäft kam. Daher ſucht man das Volk gegen dieſelben aufzuwiegeln, als ob der auf das eingeführte Getreide ge-

legte Zoll auf die Preisbildung auch nur annähernd solchen Einfluß hätte, als die Spekulationsmanöver der Kornjuden. Der Staat dürfte unter keinen Umständen dulden, daß das Hauptnahrungsmittel des Volkes zum Spielball wird, müßte daher alle Zeitgeschäfte, die nicht auf wirkliche Abnahme basieren, einfach verbieten. Wer erinnert sich nicht noch des plötzlichen Steigens der Kaffeepreise im vorigen Jahre. Der Haushalt selbst besser situirter Leute wurde dadurch beeinflußt. Hieran war lediglich das spekulative Aufkaufen der Kaffeevorräte schuld, was freilich diesmal den Spekulanten böse Früchte trug. Wäre die Spekulation aber gelungen, dann wären die Kaffeepreise noch viel mehr gestiegen, und es wären dem Volk Millionen entzogen worden. Auch der Viehhandel und Pferdehandel ist allmählich immer mehr in Judenhände gekommen. Ueberall ist die direkte Verbindung zwischen Produzenten und Konsumenten zerschnitten, und beide werden ausgebeutet. Daß sich unter den jüdischen Großhändlern auch einige durchaus ehrenwerte Leute befinden, soll gar nicht geleugnet werden. In dem Buch: Illa von der Recknitz von Carl Jenzen (Merseburg), wird uns unter all den nichtsnutzigen jüdischen Hallunken auch ein ehrenwerter Jude, der große jüdische Pferdehändler Elkan (angeblich aus Hamburg) vorgeführt. Derselbe hat einen Zeitungsredakteur, der beim Bekämpfen der Regierung sich Ausschreitungen erlaubt hat und zu harter Strafe verurteilt ist, zur Flucht verholfen. Der Redakteur hatte gegen seine eigenen Anschauungen geschrieben, dazu veranlaßt durch eine sehr schöne jüdische Sängerin. Dies hatte Elkan empörend gefunden und den Redakteur gerettet. Auf den Gedanken, daß der Jude seine Vorkämpfer nicht im Stich lassen darf und sich schon deshalb ihrer annimmt, ist Herr Jenzen nicht gekommen. Was wir aber über die Art und Weise erfahren, wie Herr Elkan den Pferdeeinkauf betreibt, kann unmöglich unsere Sympathie erwecken. Nicht viele Deutsche werden so etwas fertig bringen. Das Haus Gerson, das Groß- und Kleinhandel zugleich betreibt, wird doch gewiß als anständig angesehen, und Allerhöchste Personen decken dort ihren Bedarf. Hier in Berlin erscheint seit vielen Jahren die russische Baronin N. Sie kaufte sich bei dieser Firma ein Paar ächte Goldkäferschuhe zum Preise von Mk. 13, am andern Tage waren dieselben, da die Dame in Nässes getreten war, unbrauchbar, da die Sohle einfach abfiel. Die Dame schickte sie zu dem Schuhmachermeister St., der konstatieren mußte, daß die Schuhe nicht zu reparieren waren, weil die Sohle einfach angeklebt, und das gekaufte Goldkäferleder nichts weiter, als lackierte Leinwand war. Solche Waare darf natürlich kein Berliner Schuhmachermeister führen. Für die ächten Goldkäferschuhe nimmt derselbe 17 Mark, der hochfeine Herr Gerson nimmt nur 12 bis 13 Mark, und zu ihm strömt das feine, zahlungsfähige Publikum hin. Diesem und dem vorigen Kapitel soll noch ein eigenes Buch gewidmet werden.

Was der deutsche Kaufherr von den Juden zu erwarten hat, zeigt uns ein Beispiel aus der Regierungszeit Friedrich II. Der Kaufmann Gotzkowsky, marchand patriot, wie ihn der König gern nannte, der hier in Berlin unter anderem auch die Porzellan-

manufaktur einrichtete, welche noch jetzt als Königliche Porzellanfabrik besteht, hatte seine ganze Person und sein Vermögen eingesetzt, um bei der Eroberung Berlins durch die Russen die Berliner, besonders aber den jüdischen Kaufmann Ephraim, vor schlimmen Gefahren zu schützen. Dieser Ephraim ließ später nichts unversucht, Gotzkowsky zu stürzen.

Durch Prägung falscher polnischer und preußischer Geldstücke, der sogenannten Ephraimiten, von denen das Volk sagte: Von Außen schön, von Innen schlimm, von Außen Friedrich, von Innen Ephraim, suchte er der schrecklichen Geldnot des Königs abzuhelfen, und es gelang ihm, zeitweise das Vertrauen des Königs zu gewinnen. Durch die nichtsnutzigsten Ränke brachte er den durch seine patriotischen Opfer schwer erschütterten Gotzkowsky zu Fall und verleumdete denselben dann beim Könige dermaßen, daß Friedrich ihm keine Hilfe zu Teil werden ließ. Gotzkowsky ging zu Grunde. Seine Porzellanfabrik ging in Königlichen Besitz über.

Als vor Jahren der damalige Inhaber der Tücherfabrik von Hessel am Grünen Weg, Herr Ehrenfried Hessel, offen für die nationale Wirtschaftspolitik eintrat, wurde er durch die Juden einfach geboykottet. Der Umsatz sank in einem Jahr fast um eine Million.

Wo bleibt da die politische Freiheit?

Aber wirksam ist dies Mittel sicher, und nur die allgemeine Erhebung gegen das Judentum kann gesetzliche Abhülfe bringen. Gegenwärtig ist fast der ganze, übrigens durch und durch antisemitisch gesinnte deutsche Kaufmannsstand vollständig eingeschüchtert. Wie es sonst noch im jüdischen Großhandel zugeht, mag folgendes Beispiel zeigen. Vor Jahren etablierte sich in der Pankstraße die Ledergroßhandlung von Samter und Rosenfeld. Jeder Teilhaber legte 30000 Mark ein. Später entstand zwischen denselben Zerwürfnis, das sogar bis zur öffentlichen, handgreiflichen Zwietracht gedieh. (Vielleicht fängt der geneigte Leser bereits an, etwas zu merken.) Der Skandal war so groß, daß die Polizei herbeigeholt werden mußte. Der eine Chef warf seinen Socius aus dem Geschäft hinaus. Nachdem die gesetzliche Frist verstrichen war, in welcher der Hinausgeworfene noch für die Geschäftsschulden haftete, fallierte der alleinige Geschäftsinhaber. Manche Waren sollen noch über den Zaun gewandert sein. Demnächst eröffnete der bisherige Kompagnon ein Geschäft, und der bankerotte Socius trat bei ihm als Hausknecht ein. Dann fallierte der andere, und nun wurden die Rollen wieder getauscht, der bisherige Chef wurde jetzt Hausknecht. Es dürfte schwer sein, festzustellen, wie vielen Gerbern durch diese Manipulation das eigene Fell über die Ohren gezogen wurde. Jetzt sind beide Herren wieder Inhaber der Firma, natürlich sehr reich, und ist ihre Firma jetzt fein fein. Prügeleien brauchen jetzt nicht mehr in Szene gesetzt zu werden. Ob einer der Herren jetzt schon Kommerzienrat ist, habe ich nicht feststellen können.

10. Jude, Adel und Offizier.

Bezüglich des Adels nimmt Deutschland eine Ausnahmestellung ein. Als die Völkerwanderung nach beinahe 200jährigem Kampfe mit der Niederlage der Römer geendet hatte, beherrschten germanische Völker ganz Europa mit Ausnahme des Ostens. Überall bildeten sie die Minderzahl, eigneten sich aber als Eroberer einen großen Teil des Grund und Bodens an. Bei dem sich bildenden Lehnswesen galt ihr Führer als der eigentliche Besitzer, der große Landstriche an seine Unterführer zu erblicher Benutzung verlieh. Diese teilten ihr Lehen weiter und übergaben die einzelnen Stücke ihren Untergebenen ebenfalls zu Lehen. Die ersteren bildeten den hohen, die letzteren den niederen Adel. Die Masse der Urbewohner, welche den größten Teil des Grund und Bodens behalten hatte, geriet allmählich zu dem höheren und niederen Adel ebenfalls in ein Lehnsverhältnis. Jeder Lehnsherr forderte aber von seinem Lehnsträger bestimmte Leistungen, in erster Linie Heeresfolge, dann sich allmählich vergrößernde Abgaben, endlich verlangte der niedere Adel von den Bauern auch noch bestimmte persönliche Dienste. Der siegende Deutsche stand aber den besiegten Völkern an Bildung und feinerer Lebensweise weit nach, nahm von ihnen mancherlei Sitten und Gebräuche an, und aus der Sprache der Deutschen, der früher siegreich eingedrungenen Römer und der Urbevölkerung bildete sich mit der Zeit eine ganz neue Sprache. Aber eine Vermischung der Völker wurde durch strenge Gesetze verhindert. Der deutsche Adel stand der Urbevölkerung, obwohl er mit derselben die gleiche Sprache redete, gegenüber. Durch die vielen Kriege des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, an denen sich der gesamte Adel beteiligte, geriet dieser aber in Schulden und fiel der jüdischen Ausbeutung anheim. Hohes Spiel, hier und da auch eine übertriebene Lebensführung trugen zur Verschuldung des Adels viel bei. Dadurch verlor derselbe seine Freiheit, seine Spannkraft, und wurde gezwungen, die Bauern mehr und mehr zu bedrücken. In Frankreich, dessen Adel hauptsächlich in Folge der Kriege Ludwigs XIV. und des üppigen Lebens am Hofe Ludwigs XV. am meisten verschuldet war, nahm die Bedrückung der Bauern dermaßen zu, daß schließlich 1789 die Revolution ausbrach. Ihre furchtbare Ausdehnung erhielt dieselbe nicht durch die Pariser Aufstände, die bei gewöhnlichen Verhältnissen leicht zu unterdrücken gewesen wären, sondern durch die allgemeine Erhebung der Gallier gegen die Germanen. Auch das germanische Fürstenhaus wurde dabei weggefegt. Wer sich von den total verschuldeten und infolge dessen entnervten Germanen nicht durch die Flucht retten konnte, wurde getötet. Es war ein Todeskampf zweier Völker, in dem der Sieg nicht zweifelhaft sein konnte. Die eigentlichen Blutsauger, die Juden, deren Druck ja das Volk nur indirekt, durch die Hände des Adels, gefühlt hatte, blieben nicht nur verschont, sondern waren die einzigen Gewinner. Bis dahin hatten sie nur den Adel ausgebeutet, jetzt stellte sich ihnen das ganze Volk zur Verfügung. Hier haben sie denn auch so gründlich gearbeitet, daß jetzt halb Frankreich in ihren Händen liegt. Wer sich hierüber

genauer unterrichten will, den verweise ich auf Eduard Drumont, Das verjudete Frankreich, deutsch von A. Gardon, Berlin bei Deubner. Dieser Franzose hat für die richtige Auffassung der Zeitgeschichte unendlich viel geleistet. Aus diesem Werke werden spätere Geschichtsforscher die jetzt kommenden Akte der Weltgeschichte begreifen lernen. Wir kommen darauf noch ausführlich zurück.

In Polen fällt die Bildung des Adels in eine Zeit, aus der wir einigermaßen zuverlässige Nachrichten nicht besitzen. Daß aber der polnische Adel ein von den gewöhnlichen Polen sehr abweichender Volksstamm ist, lehrt der erste Blick. In Deutschland allein liegen die Verhältnisse anders. Der deutsche Adel ist Fleisch von unserm Fleich und Blut von unserm Blut. Hervorragende Tüchtigkeit in Krieg und Frieden haben schon im Altertum den Adel geschaffen, der sich dann später in mannigfacher Weise vergrößerte. Der Besitz eines Pferdes zur Zeit des sich bildenden Ritterwesens, noch später Fürstengunst oder Reichtum haben neben wirklichen Verdiensten den neueren Adelstand geschaffen. Die großen Vorrechte des Adels in außerdeutschen Ländern haben im Laufe der Geschichte auch den deutschen Adel veranlaßt, größere Rechte zu erstreben, die sich, obwohl viel Gutes dadurch geschaffen ist, als unhaltbar und mit dem deutschen Charakter nicht verträglich erwiesen. Ihre Beseitigung wurde daher notwendig, und die preußischen Regenten haben diese Vorrechte systematisch mehr und mehr eingeschränkt, bis der Freiherr von Stein und die neuere Gesetzgebung jede Spur einer gesetzlichen Bevorzugung beseitigten, und das mit Recht.

Gleichwohl nimmt der deutsche Adel vermöge seines Charakters, seiner Bildung, vor allem wegen seiner selbstlosen Hingabe an die Staatsinteressen eine hochbedeutsame Stellung ein, und diese muß ihm unter allen Umständen erhalten bleiben. Sind es doch nicht Rechte, sondern nur Pflichten, die demselben dadurch im Staatsinteresse auferlegt und auch willig getragen werden. Kein Land der Welt hat einen Adel, der sich gegenwärtig mit dem deutschen Adel an selbstloser Hingabe an das Vaterland messen könnte. Bedeutender Besitz ist bei demselben allerdings nur noch sehr vereinzelt zu finden. Der preußische Adel hat unter Friedrich II., Friedrich Wilhelm IV., Wilhelm I. sich selbst mit allem, was er besaß, für das Vaterland dahingegeben. Von mehreren Familien, z. B. von der Familie Kleist, Schwerin, sind im siebenjährigen Kriege über 40 Mitglieder gefallen, und ähnlich war es in den andern Kriegen. Viele Familien sind durch die Kriege ganz ausgerottet worden. Sollten die Deutschen ihrem Adel das vergessen wollen? Die Judenpresse macht seit vielen Jahren die krampfhaftesten Anstrengungen, zwischen Adel und Volk einen künstlichen Gegensatz zu schaffen, der nirgends existirt. Sollte in Wirklichkeit Jemand des Glaubens leben, daß der Adel den Versuch machen könnte, alte Vorrechte wieder herzustellen? Hat schon Jemand einen solchen Junker gesehen, wie ihn die Judenblätter tagtäglich ihren Lesern vor Augen führen? Sicher Niemand, aber Jeder glaubt, daß ihn der Andere gesehen habe! Die alte Vormacht ist an eigener Altersschwäche zu Grunde gegangen, stand übrigens zu der jetzigen Macht der Juden im Verhältniß des Maulwurfshaufens zum Blocksberg.

Genau so verkehrt wird das Verhältniß des Soldaten zu seinem adligen Offizier dargestellt. Daß die militärische Displin im Frieden kein Freudschaftsverhältnis verträgt, wird jedem Einsichtigen selbstverständlich sein. Aber wer hat im Kriege einen Offizier kennen gelernt, der nicht, sobald höhere Interessen es nicht verboten, jeden Augenblick bereit gewesen wäre, sein Leben für den geringsten seiner Untergebenen einzusetzen? Wer auch hätte einen deutschen Soldaten gekannt, der sich auch nur einen Augenblick besonnen hätte, für seinen Offizier das Leben in die Schanze zu schlagen?

Man hat viel über die Ursachen der entscheidenden Siege Deutschlands über die kriegstüchtigsten Völker der Welt nachgedacht und sie in der besseren Führung, Manneszucht, höheren Schulbildung des einzelnen Mannes zu finden gesucht. Gewiß sind das alles Faktoren, die zum Siege beigetragen haben. Aber das eigentliche Geheimnis liegt in dem Verhältnis des Offiziers zu seinen Soldaten, das ganz einzigartig dasteht und nicht nachgeahmt werden kann. Wie viele Versuche haben die jüdischen Blätter schon gemacht, auch dies schöne Verhältnis zu zerstören!

Wer allein ist es, der in dem Volk die unsinnige Vorstellung erweckt, als strebe der Adel nach einer Vermehrung seiner Rechte, die der freie deutsche Mann allerdings nicht dulden kann? Wer nährt in dem Adel die Besorgnis vor revolutionären Neigungen in den breiten Volksschichten?

Ganz allein das Judentum mit seiner allmächtigen Presse. Dieses allein findet seinen Nutzen und seine Freude im Unfriedenstiften und versteht dies auch meisterhaft.

Verloren sind Adel, Bürger, Bauer, Arbeiter, Beamter, erkennen sie nicht endlich den gemeinsamen Feind und denken auf gemeinschaftliche Abwehr. Am schnellsten wird der Adelstand zugrunde gehen. In diesem haben sich, da er seit Jahrtausenden verhältnismäßig frei und und unabhängig von den schwersten äußern Sorgen leben konnte, die deutschen Nationaltugenden und Nationalschwächen am reinsten entwickelt. Der Jude hat es mit großer Geriebenheit verstanden, sowohl die guten, als die schlimmen Seiten zu benützen, um sich den Besitz des Adels anzueignen und eine Familie nach der andern zu knechten. Noch scheint das Judentum die Zeit nicht für gekommen zu halten, aber wenn es ihm gefiele müßten schon heut drei Viertel unserer adligen Familien aus ihrem Besitz scheiden. Bei der unseligen deutschen Vertrauensseligkeit, bei der Neigung, besonders in der Gesellschaft von Freunden alle Selbstsucht zu vergessen, findet der Jude, der seine Zeit abzupassen versteht, gar leicht Gelegenheit, seine ersten Haken einzuschlagen. Da die Landwirtschaft, der sich der Adel mit Vorliebe widmet, seit vielen Jahren wenig ertragreich gewesen ist, so hat der Jude ein um so besseres Arbeitsfeld gefunden. Die leidige Spielsucht und die unsinnige, aber leider weit verbreitete Anschauung, daß der höhere Stand zu entsprechend höherem Aufwande verpflichte, haben auch viel verschuldet. Hat der Jude einmal einen Anhaltepunkt gefunden, so ruht er nicht, bis er die letzte Mark in der Tasche hat. Gar viele Familien aber giebt es, die in

dieser Beziehung unnahbar sind und ihre Verhältnisse in musterhafter Ordnung erhalten. Ihnen kommt man in anderer Weise bei. Es ist Ehrenpflicht des Adels, alle seine Söhne, soweit sie brauchbar und zur Bewirtschaftung des Gutes nicht unentbehrlich sind, dem Offizierstande zuzuführen, und dieser Ehrenpflicht kann das Vaterland ihn auch in absehbarer Zeit nicht entlasten, da der wohlhabende Bürger sich diesem Stande, der so schwere materielle Opfer verlangt, ohne daß eine entsprechende materielle Entschädigung dafür in Aussicht stände, nicht eben häufig zuwendet. Der wohlhabende deutsche Bürgerstand ist zudem ebenfalls im Schwinden begriffen, und jüdischen Offizieren hat das Vaterland trotz aller Knechtung seine Kinder bisher doch nicht anvertrauen wollen. Das Vaterland ist aber nicht in der Lage, seinen Offizieren voll das zu gewähren, was sie bei ihrem Bildungsstandpunkte und mit Rücksicht auf die Beschränkungen, die sie sich der Standesehre halber auferlegen müssen, notwendig gebrauchen. Die Eltern müssen sich daher zu einem bestimmten Zuschusse verpflichten. Dieser ließe sich, allerdings mit Mühe, in den meisten Fällen wohl beschaffen, wenn nur der junge, unerfahrene Mann, der soeben der strengen Schulzucht entronnen ist und eben anfängt, sich seiner größeren Freiheit zu erfreuen, nicht anderen furchtbaren Gefahren ausgesetzt wäre. Versetzen wir uns doch einmal in seine Lage. Seine Seele ist noch voll von Idealen. Freundschaft, Hingabe an seine Pflichten, aber auch an seine Kameraden, füllen dieselbe. Im Kreise dieser hat er sich vielleicht einmal zu einer größeren Ausgabe hinreißen lassen, als er durfte. Er hat damit ein Unrecht begangen, und die natürliche Strafe dafür, die härtesten Entbehrungen bis zum Eingang seiner regelmäßigen Einnahmen gönnen wir ihm von Herzen. Aber diesen Zeitpunkt paßt der Jude ab. Er zieht ihn, den vollständig Unerfahrenen, in seine Netze, und entdeckt er sich nicht rechtzeitig seinen Angehörigen, so nimmt das Verderben seinen furchtbaren Lauf. Schlimm ist es ja, daß die leidige Spielsucht ebenfalls recht häufig Zustände herbeiführt, die dem Juden Thür und Thor öffnen. Wie oft ist es den Deutschen im Laufe zweier Jahrtausende gepredigt worden, daß das Spielen um Beträge, die man nicht entbehren kann, ein abscheuliches Laster ist, und daß das Spiel um unbedeutende Summen, deren Verlust allenfalls zu verschmerzen ist, eben so viel Vergnügen bereitet. Es hilft leider Alles nichts. Nicht das Spiel an und für sich ist es, auch nicht die Hoffnung auf Gewinn, sondern das Gefährliche des Wagens, das mit magischer Kraft anzieht. So lange sich der Spieler nicht vollkommen klar macht, daß er nicht Geld und Gut, sondern das Herzblut der Seinen einsetzt, läßt er nicht vom hohen Spiel, und oft dann noch nicht. Mancher würde durch die Erfahrung belehrt werden, aber zum Einsammeln der Erfahrung bleibt ihm keine Zeit. Er verfällt den Juden, sucht sich später durch seine Freunde, noch später durch seine Angehörigen zu retten, zieht diese alle ins Verderben, ohne sich zu nützen. Wieviel ehemalige deutsche Offiziere sind zerstreut worden über die ganze Welt. Manche haben sich emporgearbeitet, manche sind im Auslande Kellner, Lastträger, Kutscher, Schreiber geworden, haben schließlich

ein annehmbares Brot gefunden. Die meisten sind, da ihre Bildung nur auf einen Stand zugeschnitten war, zu Grunde gegangen.

Ich kenne einen Droschkenkutscher in Berlin, der ehemals Offizier war, ebenso einen Dienstmann, Albrecht von Rüdiger, der früher ebenfalls dem Offizierstande angehört hat. Je strenger die Vorgesetzten bei Schulden verfahren, desto besser für den Juden. Ein fallender Offizier zieht aber in den meisten Fällen gleich ein halbes Dutzend Kameraden mit ins Verderben. Diese haben in felsenfestem Vertrauen auf seine Ehrlichkeit Bürgschaftsscheine unterschrieben. Ehrlich ist er ja freilich, aber was kann schließlich, wenn er nichts mehr hat, alle Ehrlichkeit nützen?

Wie furchtbar tief der Offizierstand verschuldet ist, habe ich von dem oben erwähnten Herrn Siegbert Cohn erfahren, der seiner Zeit wohl zu den Eingeweihtesten gehört und bei seinen Reisen durch die verschiedenen Garnisonstädte, um die dortigen Verhältnisse und Agenten zu kontrolliren, reichliche Erfahrungen gesammelt hat. Er trug ganze Packete von Offizierehrenscheinen bei sich. Die Ausstellung derselben ist streng verboten, und ein Offizier, der sich doch zur Ausstellung eines solchen hat bewegen lassen, ist ebenso schlimm daran, wie ein Beamter, der Quittungen verpfändet, falsche Wechsel gegeben oder sich in der oben geschilderten Weise in einem Café hat fangen lassen. Muß nun aber, was mit der Zeit unabwendbar wird, das schriftlich gegebene Ehrenwort gebrochen werden, so ist er für immer verloren. Einen solchen Ehrenschein von einem ehemaligen Offizier, der keinen Schaden mehr davon haben kann, will ich hier abdrucken.

> Hierdurch erkläre ich auf Ehrenwort, daß ich den von mir acceptirten Wechsel über Mark 1800, geschrieben achtzehnhundert, fällig am . . . . . pünktlich einlösen werde.
>
> Berlin, ... 18 . . gez. von Schlippenbach.

Auf diesen Wechsel waren ursprünglich 300 Mark mit 25 Prozent Abzug gegeben worden. Trotz erheblicher Zinszahlung war derselbe doch allmälig auf 1800 Mark angewachsen. Herr Cohn erklärte sehr trocken: „Ob auf den Buben 50 Mark mehr oder weniger gesetzt werden, ist egal!“ Ganz neuerdings wird mir von eingeweihtester Seite mitgeteilt, daß dieser Herr von Schlippenbach einer unserer befähigsten Generalstabs-Offiziere gewesen sei. Am 14. August 1870 erhielt er gleich bei Beginn des Gefechts eine schwere Wunde. Er focht weiter. Spät am Nachmittage wurde er zum zweiten male verwundet. Trotzdem blieb er in der Gefechtslinie. Erst spät am Abend warf ihn eine dritte Kugel leblos nieder. Er wurde für tot vom Gefechtsfelde getragen, genas aber doch wieder. Seitdem führte er im ganzen Generalstabe den Namen „der Unsterbliche“. Ja, den ehrlichen französischen Kugeln gegenüber war er unsterblich, nicht aber gegenüber der Tücke der Juden, für deren Besitz und Ruhe er doch auch gekämpft hatte. Er soll in London sein Ende gefunden haben. Haben Eltern oder Verwandte alles zur Rettung hergegeben, dann verschwindet der Verlorene

möglichst im Stillen. Nur gar kein Aufsehen machen, daß ist ihre Hauptsorge, lieber auf Bestrafung der Gauner verzichten, die ihr mit Mühe und Sorgen aufgezogenes Kind, das sie so gern dem Vaterlande geopfert hätten, auf dem so oft das Vaterauge mit Stolz ruhte, das die Mutter so oft geliebkos't hat, zu Grunde gerichtet haben. Die falsche Scham, das ist der beste Schutzmantel der Juden von jeher gewesen. Würden alle Geschädigten offen aufgetreten sein, dann wäre viel Unglück verhütet worden. Manche der verschuldeten Offiziere suchen sich schließlich durch eine reiche Heirat zu retten und werden am Ende gezwungen, sich mit einer reichen Jüdin zu verbinden. Gott verzeihe es ihnen! Sollte aber der Adelstand schon so tief gesunken sein, daß dergleichen Verbindungen die Regel bilden würden, dann freilich müßten die übrigen Stände sich allein zu helfen suchen. Der Adel sänke dann zum Verbündeten der ärgsten Peiniger des Vaterlandes herab. Daß dieses Bündnis zwischen Jude und Adel offenbar im Wachsen begriffen ist, muß leider als feststehend angesehen werden. Vor kurzem erst verheiratete sich ein deutscher Offizier mit der Tochter des Herrn von Bleichröder, welche Ehe freilich nicht gut abgelaufen sein soll. Der jüdische Bankier Hainauer hat zwei Töchter an deutsche Adelige verheiratet. Auch der Major von Goldammer verheiratete sich mit einer reichen Jüdin, welche eine Million als Mitgift erhielt. Für weniger, erklärte dieser Herr, würde er sich nicht auf den Stall ziehen lassen.

Auch Adelige jüdischen Stammes gehören jetzt schon nicht mehr zu den Seltenheiten. Sehen wir ab von dem Baron von Cohn, Baron von Hirsch, von Goldschmidt, von Rothschild, von Bleichröder, von Oppenheim, von Mendelssohn, so finden wir auch Träger von Namen altadeliger Familien, die jüdischen Stammes sind. Wer würde dies z. B. glauben bei einem Zweig der Familie von Treskow: Ein Jude Trefekow hatte in den Freiheitskriegen große Armeelieferungen und wurde natürlich bei diesem Geschäft mit Gemächlichkeit ein reicher Mann, während vorne die Truppen fürs Vaterland ihr Blut verspritzten. Er erhielt den Namen von Treskow (nicht ck) und, was das Erstaunlichste ist, auch das von Treskow'sche Wappen.

Mancher Offizier hält sich trotz seiner Schulden viele Jahre, wird denn aber oft in höherem Alter und als Obrist oder General noch gezwungen, zum Revolver zu greifen. Gablenz, der Sieger von Deversee und Trautenau, hatte längst die höchste militärische Stufe erklettert, als er zur Pistole griff. Der Obrist des in Zittau garnisonierenden Regiments hatte zwei erwachsene unversorgte Töchter, als er sich schuldenhalber erschießen mußte. Mit welchem Gefühl mag er die Pistole in die Hand genommen haben! Vor kurzem erschossen sich ein Lieutenant von Sydow und ein Lieutenant von Holtzendorf, vom 64. Regiment in Prenzlau, und in Metz hat sich in allerletzter Zeit eine ganze Anzahl von Offizieren erschossen, die sämtlich durch einen einzigen Juden zu Grunde gerichtet sind.

Als der alte Wrangel sah, daß seinem einzigen Sohn nicht mehr zu helfen war, schickte er ihm selbst die Pistolen zu, womit derselbe sich in der That erschossen hat. Ein Feldmarschall, der im

letzten Kriege hohe Ehren errungen hat und auch später viel genannt wurde, erklärte seinem Sohn, daß er selbst bei Sr. Majestät dessen Entlassung beantragen müsse, denn einen verschuldeten Offizier könne Se. Majestät nicht gebrauchen! Der Wert der Armee muß unter solcher Verschuldung notwendig leiden, denn ein Offizier, der immer in Sorgen ist, ewig bedroht und abgehetzt wird, muß schließlich an seiner Spannkraft Schaden leiden! Leider sind es die fähigsten, begabtesten Offiziere, die auf diese Weise zu Grunde gehen. Der Ueberschuß an Geistesgaben drängt oft den Egoismus, das Interesse an äußerem Wohlergehen, zurück. Die Armeeverwaltung würde Dank verdienen, wenn sie darüber Material sammeln und öffentlich bekannt geben würde.

Wie weit man mit dem ewigen Vertuschen gekommen ist, liegt vor Augen. Von kompetentester Stelle wird mir versichert, daß 90 % aller Offiziere verschuldet sind. Daß es in andern Ländern womöglich noch schlimmer aussieht, als bei uns, beweist der Wucherprozeß in Wien gegen den Juden Isidor Selinger. Derselbe hat hunderte von Zöglingen der Militär-Bildungsanstalt zu Grunde gerichtet oder doch den Keim des Verderbens in sie gelegt, dem sie dann später als Offiziere verfallen sind. Unsägliches Elend ist durch ihn geschaffen, unzählige altadelige und bürgerliche Familien haben ihren Besitzstand veräußert, um ihre Söhne zu retten, aber vergeblich. Eine unbeschreibliche Bewegung ging durch den ganzen Gerichtssaal, als ein Zeuge, ein ehrwürdiger, grauköpfiger Herr, auf Selinger zutrat und ihm mit bewegter Stimme und thränenden Auges sagte: „Daß Sie der Mörder meines Sohnes sind, ist gewiß!“ Die Schuldsumme des Lieutenants Franz Neugebauer, der sich ebenfalls erschoß, war in ganz kurzer Zeit von 300 auf 3500 Gulden angewachsen. In seinem Besitz fand man einen Gulden. Die bessere Montirung und die Goldborten hatte er alle bei Tröblern versetzt oder verkauft. Der Wucherer erhielt 6 Jahre Kerker, die er sich bei den humanen österreichischen Gefängnisgesetzen, da ers ja dazu hat, ganz angenehm machen kann. Seine Angehörigen setzen natürlich dieses schwunghafte Geschäft fort, während er vom Gefängnis aus die Sache leitet.

---

11. Der Jude und die Fürsten und Gewaltigen.

Im Allgemeinen hat der Jude in einer kräftigen Monarchie die wenigste Aussicht, sein Endziel, die volle Beherrschung des Volkes zu erreichen. Er wird dieselbe daher unter allen Umständen bekämpfen, je nach Lage der Sache offen oder heimlich. So lange dies aber nicht angängig ist, wird er kein Mittel unversucht lassen, den Monarchen in seine Gewalt zu bekommen, sei es durch Geld, sei es durch Ausnutzung seiner Schwächen.

Wie dies in Frankreich von Ludwig dem Frommen an, unter dem das große fränkische Reich Karls des Großen dem Verfall entgegen ging, bis zum letzten französischen Könige, Ludwig XVI., also während eines Jahrtausends, gemacht worden ist, weist uns Drumont in seinem oben bezeichneten Werk mit großer Klarheit nach.

In den geknechteten Fürsten fanden die Juden zu allen Zeiten ihre Schützer gegen die Wut des durch sie schamlos ausgebeuteten Volkes.

Genau so ging es in Polen. Der König Kasimir räumte den Juden diejenigen Rechte ein, die sie im Laufe der Jahrhunderte dazu benutzt haben, dieses Land aus der Reihe der selbstständigen Staaten hinwegzufegen. Veranlaßt wurde Kasimir hierzu durch seine schöne und überaus kluge jüdische Geliebte Esther.

Wie weit der Einfluß der Juden in Polen reichte, das im Mittelalter allen in Frankreich, Deutschland u. s. w. verjagten Juden eine Freistatt eröffnete, beweist am besten folgender Umstand: Als die Woiwoden bei einer Königswahl sich nicht einigen konnten, wurde der Rabbiner Schäul Wahl einstweilen mit allen Königsrechten ausgestattet und es ihm überlassen, später einen König nach eigenem Gefallen zu ernennen.

Frankreich verjagte seine 800,000 Juden im Mittelalter in mehreren Verfolgungen gänzlich. Dieselben fanden Unterkommen in Deutschland, besonders am Rhein, dann auch in Polen. Als es die Juden los war, stieg es fortwährend. Deutschland, in dem die Juden zahlreicher waren, fing an zu sinken, und Polen, das vollkommen verjudete Reich, ging allmählich ganz zu Grunde. Als Frankreich die Juden mehr und mehr wieder aufnahm, ging es zurück. Die zweite Napoleonische Herrschaft wurde durch Juden untergraben, die jetzige Republik liegt vollständig in ihren Händen. Die schlimmsten Scheusale der ersten Revolution, z. B. Marat, waren Juden.

In Deutschland haben die Juden schon im frühen Mittelalter großes Unheil angerichtet. Der Haß gegen dieselben wurde schließlich so groß, daß er in blutige Verfolgung überging. Dem Charakter jener Zeit entsprechend wurden dieselben bald auf das religiöse Gebiet herübergeleitet, mit dem sie in Wirklichkeit nichts zu thun hatten. Die deutschen Kaiser und Fürsten wurden ihre Retter, unter Umständen auch ihre Rächer. Die Fürsten des Mittelalters befanden sich fast immer in Geldnot. An dieser ist ja schließlich das Reich auch zu Grunde gegangen. Indem der Jude hier oft und willig und sogar zu soliden Bedingungen aushalf, sicherte er sich die Fürstengunst und durfte dafür das Volk nach Belieben ausbeuten. Kaiser Sigismund z. B. war oft in solcher Not, daß er sich zur Erhaltung seines Hofhaltes in Reichsstädten niederlassen mußte, die sämtliche Kosten des Unterhaltes bestritten. Dauerte ihnen aber die Sache zu lange, dann drängten sie auf Abreise und sagten selten: „Auf Wiedersehen!“ Manche Städte ließen den Kaiser aber gar nicht hinein. Manchen Reichsfürsten erging es nicht viel besser. Da war es ihnen allen hochwillkommen, den Juden gegen hohes Geld Schutzbriefe verkaufen zu können. Kurfürst Joachim von Brandenburg konnte das durch die Juden geschaffene Elend seiner Unterthanen nicht länger mit ansehen und verwies sie des Landes, nachdem 32 von ihnen, die schwerer Verbrechen überführt waren, öffentlich in Berlin verbrannt worden waren. Sein Nachfolger aber sah sich doch wieder gezwungen, an Juden Schutzbriefe

auszugeben. Sehr unheilvoll ist die verschuldete Lage der Fürsten für die ganze Entwickelung des Vaterlandes geworden. Albrecht von Brandenburg, Kurfürst von Mainz, war schließlich so tief in Judenhände geraten, daß er sich mit dem Ablaßhändler Tetzel verband. Er übernahm den Ablaßverkauf gegen ein Pauschquantum, das er an den Papst ablieferte. Er hoffte dabei, im Vertrauen auf Tetzels Geschicklichkeit, auf einen Ueberschuß, der ihn aus den Judenhänden befreien sollte. Bekanntlich führte dies zu Dr. Martin Luthers Auftreten und im weiteren Verlauf zur Kirchentrennung. Später gewann Albrecht von Brandenburg Sympathien für Luther, aber seine verzweifelte Lage ließ ihn zu keinem festen Entschluß kommen, der vielleicht die späteren entsetzlichen Religionskriege unmöglich gemacht hätte. Als Luther ihn deshalb etwas unsanft behandelte, wurde der Bruder Albrechts, Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, hierdurch so erbittert, daß er zeitlebens ein Feind Luthers blieb, obgleich er selbst eine Reformation herbeiwünschte.

Unter König Friedrich I. von Preußen, der in ewiger Geldnot war, gewannen die Juden wieder gewaltigen Einfluß, wie die Verarmung des Volkes deutlich bewies. Als aber Friedrich Wilhelm I., dieser Heros unter den Hohenzollern, zur Regierung kam, hatte es mit ihrer Herrlichkeit ein Ende. Neben dem gewöhnlichen Galgen bei Berlin wurde noch ein besonderer Schnellgalgen aus Eisen eingerichtet, und jede unredliche jüdische Manipulation fand hier ihre schnelle Sühne. Als der König mit seinem klaren Blick bemerkte, daß sich die Juden im Wollhandel zwischen Produzenten und Konsumenten drängten und den Tuchmachern dadurch die Wolle verteuerten, verbot er ihnen den Wollhandel ganz, und was eine Übertretung dieses Gebotes bedeutete, wußten sie sehr genau. Unter solchen Umständen kam Preußen empor. Niemals hat in diesem Lande ein so allgemeiner und solider Volkswohlstand bestanden, wie unter diesem Monarchen. Das Land konnte mit Leichtigkeit eine verhältnismäßig viel stärkere Armee erhalten, als gegenwärtig. Dabei hinterließ der König, der unendlich viele Schulen angelegt, die Landstraßen verbessert, Wüsteneien in blühende Gefilde verwandelt und Sümpfe ausgetrocknet hatte, noch einen Schatz von vielen Millionen. Sein Sohn Friedrich der Große ließ die Juden ebenfalls nicht aufkommen. Er konnte daher an die Steuerkraft seines Volkes große Ansprüche stellen, glänzende Kriege führen, niedergebrannte Ortschaften wieder aufbauen, die neu erworbene, aber total verarmte und verkommene Provinz Westpreußen zur Blüte bringen, die Industrie beleben und doch bei seinem Tode viele Millionen hinterlassen. Unter seinem Nachfolger, dem gutmütigen, aber schwachen Friedrich Wilhelm II., ergossen sich aber die Juden wie Heuschreckenschwärme über das ganze Land. Bald hatten sie Adel, Bürger und Bauern in ihren Händen, und der Staat verarmte. Das Jahr 1806 zeigte die Früchte ihrer Thätigkeit. Die Offiziere, weil tief verschuldet, waren entnervt. Die hohen Staatsbeamten, weil verschuldet, waren fremden Einflüssen zugänglich, die Armee, weil nicht genügende Geldmittel vorhanden waren, veraltet und eingerostet, das Endresultat daher selbstverständlich. Die Re-

volution von Berlin im Jahre 1848 war lediglich ihr Werk. Sie hatten die Revolutionäre aus Frankreich und Polen auf ihre Kosten kommen lassen, der Gewinn war auch allein für sie. Wie Friedrich Wilhelm IV. von dem Juden Jacobi behandelt worden ist, weiß wohl Jedermann. Nicht viele aber werden wissen, daß Kaiser Friedrich III. ebenfalls als ein Opfer des Judentums gefallen ist. Das Urteil über diesen hochherzigen Mann schwankt noch hin und her. Gustav Freitag, von dem man eine Klärung erwarten durfte, hat nur von der Oberfläche abgeschöpft. Ich will ein endgültiges Bild von Kaiser Friedrich geben. Niemals hat in der Welt ein Fürst gelebt mit edlerem Herzen und wohlwollenderen Absichten, als er. In dem Glück Anderer sah er sein eigenes Glück, und gleich Titus hat er jeden Tag für einen verlorenen gehalten, an dem er nicht Jemand glücklich machen konnte. Das unzählige Gute, was er gethan hat, ist der Welt verborgen. Sein Einkommen als Kronprinz stand aber mit seinem Wohlthätigkeitssinn nicht im Einklang. Kaiser Wilhelm hatte von seinem Vorfahren Friedrich Wilhelm I. den sparsamen, haushälterischen Sinn geerbt und bedachte die Seinen nicht überreich. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der für seine Person allerdings mehr als bedürfnislos war, geriet in Folge dieser stillen Wohlthaten an Vornehm und Gering sehr früh in Schulden, fiel in Judenhände, und alles Weitere versteht sich dann von selbst. Seine Wechsel, die nicht unter 50 pCt. begeben worden sind, liefen unter den schlimmsten Wucherern umher. Einen solchen von 3300 Mark habe ich im Jahre 1882 selbst gesehen. Natürlich wuchsen die Schulden so riesenhaft, daß Hilfe nur schwer möglich war. Mit seinen Schulden hat Kaiser Friedrich viele Jahre hindurch ebenso schwer gekämpft, wie alle anderen Sterblichen es mit den ihrigen auch thun müssen. Um seinen Vater nicht schwer zu betrüben, hat er dieselben geheim gehalten, bis auch dessen damaligen Ersparnisse nicht mehr ausgereicht hätten, alle Schulden zu bezahlen. Schließlich haben mehrere jüdischen Bankhäuser, doch wohl in der Hoffnung, für ihre Stammesgenossen dadurch in Zukunft Vorteile zu erzielen, die sämtlichen Wechsel aufgekauft und das Geld dann dem Kronprinzen zu mäßigen Zinsen berechnet. Aber auch diese Zinszahlung nahm den größten Teil des kronprinzlichen Einkommens weg. Bald nach dem Regierungsantritt des Kaisers Friedrich sind diese Schulden in Höhe von fast 15 Millionen Mark bezahlt worden. Natürlich war Kaiser Friedrich den letzten Geldgebern Dank schuldig, und da er Freundschaftsbeweise nie vergaß, so wird er gelegentlich zu denselben ein Wort über die Antisemitenbewegung gesprochen haben, das aber dann in schamloser Weise ausgebeutet und entstellt ist, ohne daß er bei der vorhandenen Sachlage öffentlich dagegen auftreten konnte. Wie sehr das semitische Treiben ihn aber angewidert hat, geht aus den Freitagschen Enthüllungen hervor. Darnach trug er sich schon in gesunden Tagen sehr ernsthaft mit der Idee, die Regierung gar nicht anzutreten. So einen Entschluß kann ein thatkräftiger Mann doch nur fassen, wenn er sich in einem schweren Gewissenskonflikt befindet. Seine ihm im ganzen Volke nachgesagten Anschauungen widersprachen eben seinen wirklichen Anschauungen vollständig.

Halten wir uns dies Gesagte vor Augen, so liegt der Charakter Kaiser Friedrichs wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Die täglich zu hunderten einlaufenden Bittgesuche konnte er nicht befriedigen. Das machte ihn mißgestimmt und reizbar. Gewann er aus manchen Gesuchen die Ueberzeugung, daß hier Hülfe durchaus nötig sei, so wandte er sich an reiche Leute als Fürsprecher. Daher war er zu diesen freundlich. Weil die meisten reichen Leute Juden sind, kam er mit diesen mehr in Beziehungen, als mit Deutschen. Da die Juden wohl fast immer ausreichende Hülfe geleistet haben werden, war er ihnen dankbar, dankbarer noch, als für die Regelung seiner eigenen Angelegenheiten. Der ewige Kummer aber über das Misverhältnis zwischen seinem Wollen und Können hat schließlich seinen Körper zu Grunde gerichtet. Krebs entsteht ja nach allgemein verbreiteter Volkssage stets durch verborgenen Kummer. Daß die Judenpresse später den Mann, der Kaiser Friedrich im Interesse des eigenen Geldbeutels nach allen Regeln der Kunst zu Tode kuriert hat, in geradezu fanatischer Weise unterstützt hat, sei hier nur nebenbei bemerkt. Die ganze Mackenzieaffaire dürfte infolge dieser Darlegung ihrem inneren Wesen nach klar werden. Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich kennt den hohen Stand der englichen Wissenschaft sehr genau und war sicher sehr erfreut, als Ihr von deutschen Aerzten Dr. Mackenzie als Autorität vorgeschlagen wurde. Daß dieser Mann auf seinem Gebiete wirklich Großes geleistet hat, steht außer Zweifel. Sicher hat er die Krankheit des Kaisers Friedrich auf dem ersten Blick erkannt. Um aber die folgende Tragödie ganz zu verstehen, muß man in seinem Buch etwas zwischen den Zeilen lesen. Er bemüht sich ersichtlich, den Glauben zu erwecken, daß er vor seinem ersten Besuch bei dem damaligen Kronprinzen in Berlin Niemand gesprochen habe. Dies ist bisher keinem aufgefallen. Warum thut er dies wohl? Aber Geschäfte lassen sich auch per Telegraph oder durch dritte Personen abschließen. Die jüdischen Gläubiger des Kronprinzen werden hier rechtzeitig die Berufung des Dr. Mackenzie erfahren, und nun mit diesem ihren Stammesgenossen Folgendes abgeschlossen haben: „Wir wünschen im Interesse unseres Geldes dringend, daß der Kronprinz Se. Majestät den Kaiser Wilhelm überlebe. Eine irgend wie gefahrbringende Operation ist daher unter allen Umständen zu verhüten. Gelingt Dir dies, so erhälst Du so und so viel 1000 Pfund Sterling.“ Hieraus wird nun alles Nachfolgende verständlich. Professor Dr. Virchow wurde mit einem falschen Stück düpiert, und daß die Kronprinzessin dem Mann ihr ganzes Vertrauen entgegenbringen mußte, der ihrem Gatten Heilung ohne gefahrbringende Operation versprach, ist wohl mehr als natürlich. Wer in Europa hätte es anders gemacht. Alles übrige entwickelte sich jetzt durchaus folgerichtig. Die Entziehung des Kronprinzen aus jeder ärztlichen Kontrolle, die Entziehung vom Vaterherzen, das so sehr nach ihm verlangte, Alles wird jetzt mehr als verständlich sein. Die ungeheuere Tragödie im Hause der Hohenzollern, der trotz des hohen Alters unerwartet frühzeitige Tod Kaiser Wilhelms, das entsetzliche Ende Kaiser Friedrichs, Alles mußte eintreten und wurde herbeigeführt, damit einige jüdischen

Bankhäuser ihre Millionen ohne Not zurück erhielten. Mackenzie hat seinen Anteil in Sicherheit gebracht und soll jetzt nach Amerika reisen, um dort seine Heldenthaten zu verkünden. Schon bei Beginn seiner ärztlichen Thätigkeit in Berlin wird er in der seinen jüdischen Stammesgenossen nicht unbekannten Weise den Plan gefaßt haben, bei dem endlichen, ihm sicher bekannten Ausgang irgend welche Sündenböcke in den Vordergrund zu schieben. Kaiser Friedrich war ein durch und durch deutscher Mann, seine grenzenlose Gutmütigkeit, die schon mehreren Hohenzollern verderblich geworden ist, war seine einzige Schwäche. Bei regierenden Fürsten kommt diese in der Regel mehr der näheren Umgebung, wie der Gesamtheit des Volkes zu Gute. Die Juden haben diese Schwäche benutzt, um diesen Liebling des Volks, den Sieger von Königgrätz, Wörth und Sedan, in schändliche Fesseln zu schlagen, aus den ihn dann andere Juden, um sein Herz für die Interessen ihres Stammes zu gewinnen, notdürftig befreiten. Kaiser Friedrich ist hieran zu Grunde gegangen, hingeopfert durch Juden, noch im Tode eine prophetische Mahnung für das deutsche Volk, sich noch in letzter Stunde zu retten, um nicht sein Schicksal zu teilen. Als später seine Lage vertraulich bekannt wurde, stellte ihm ein hiesiger Großkaufmann sein ganzes Vermögen zinslos zur Verfügung unter der Bedingung, daß nie an eine Belohnung zu denken sei. Es war zu spät. Das Anerbieten wurde nicht angenommen. Aehnlich ist das Schicksal König Ludwigs von Bayern. Dieser erhabene Monarch, dem Deutschland seine Auferstehung zum großen Teil verdankt, der uns einen Richard Wagner gegeben hat und für das Schöne in edler Begeisterung glühte, litt an einer anderen Schwäche. Er wollte die in seiner Seele lebenden Ideen im Raume sichtbar darstellen. Die Kosten überstiegen aber sein Einkommen, und er geriet in schlimme Hände. Die Juden hielten sich diesmal im Hintergrunde, aber da die von ihnen vorgeschobenen Personen ebenfalls verdienen wollten, so wurde der König nur um so schneller zum Ruin geführt. Soll ich noch von Rudolf von Oesterreich sprechen, diesem ernsten Naturforscher auf dem Thron? Auch er ist jahrelang ausgebeutet worden, dadurch seines Lebens überdrüssig geworden und schließlich auf Selbstmordgedanken gekommen.

Die zufällige Todesursache fand sich dann bei ihm ähnlich, wie bei Heinrich von Kleist. Wir sehen also, daß das Judentum in seinem Bestreben, Fürsten und Völker zu knechten, drei der edelsten Sprößlinge der europäischen Regentenhäuser, die in ihren verschiedenen Geistesrichtungen sich als Vertreter des Guten, Schönen und Wahren darstellen, in finanzielle Fesseln geschlagen hat, welche, allerdings wider den Willen des Judentums, den jammervollen Tod derselben herbeigeführt haben. Es wäre für die Geschichte von höchster Wichtigkeit, wenn wir über die oben angeführten Angelegenheiten Kaiser Friedrichs alle Einzelheiten erfahren könnten. Man wolle doch gar nicht fürchten, daß das Bild dieses so hoch erhabenen unglücklichen Regenten darunter leiden würde. Im Gegenteil, je mehr das deutsche Volk von ihm erfährt, desto mehr wird es ihn, das Abbild seines eigenen Wesens, nicht nur wie es ist, sondern

auch wie es sein wird, lieben lernen! Vielleicht wählt es dann deutsche Ärzte, die seinen Krebsschaden gründlich ausschneiden! Die Mackenziemethode würde beim deutschen Vaterlande genau denselben Erfolg haben, wie beim Kaiser Friedrich!

Umschwärmt von Beobachtern und Agenten sind fürstliche Personen, besonders solche, die in späteren Jahren zu hohen Stellungen berufen sind, zu allen Zeiten. Im günstigen Augenblick bietet ein Helfer sich an in der denkbar vollendetsten Form. Läßt sich der hohe Herr unter der Lage des Augenblicks bewegen, die Hilfe anzunehmen, so ist ein Zurück schwer möglich. Zuweilen kommt es auch vor, daß solcher Versuch scheitert. In Potsdam erzählt man sich öffentlich, daß ein dort beim Militär dienender sehr junger Herr den ersten Versucher dieser Art so drastisch abgefertigt haben soll, daß in Zukunft ein zweites Wagnis dieser Art nicht mehr unternommen worden ist.

Mir wurde der Bericht in etwas humoristischer Form gegeben mit einem Beigeschmack innerer Genugthuung.

Ich habe darin mehr erblickt. Nicht Fehrbellin ist der Ausgangspunkt der ersten Glanzperiode preußisch-brandenburgischer Geschichte, sondern Breda.

Vielleicht wird nicht Sedan die zweite deutsche Glanzperiode eröffnen, sondern Potsdam.

Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart!

Wir litten menschlich seit dem Tage,
Da jener Fremdling eingerückt;
Wir rächten nicht die erste Plage,
Mit Hohn auf uns herabgeschickt;
Wir übten nach der Götter Lehre
Uns durch viel Jahre im Verzeih'n,
Doch endlich drückt des Joches Schwere
Und abgeschüttelt will es sein.

Du wirst nicht wanken und nicht weichen
Vom Amt, das du dir kühn erhöht,
Die Regung wird dich nicht beschleichen,
Die dein getreues Volk verrät;
Du bist so mild, o Sohn der Götter,
Der Frühling kann nicht milder sein;
Sei schrecklich heut, ein Schlossenwetter,
Und Blitze laß dein Antlitz spei'n!

Denn eh' doch, seh ich ein,
Erschwingt der Kreis der Welt
Vor dieser Mordbrut keine Ruhe,
Als bis das Raubnest ganz zerstört,
Und nichts als eine schwarze Fahne
Von seinem öden Trümmerhaufen weht!

(Hermannsschlacht.)

12. Der Jude in der Justiz, Medizin, Kunst und Wissenschaft.

a. Der Jude in der Justiz.

Das deutsche Volk ist dadurch in einen unglückseligen Zustand geraten, daß es sein eigenes Recht fast vollständig eingebüßt hat.

Die uralten Rechtsgebräuche erwiesen sich allerdings mit der zunehmenden Kultur als unzulänglich, auch waren dieselben bei verschiedenen deutschen Stämmen in minder wichtigen Sachen oft verschieden. Statt nun das deutsche Recht den neuen Verhältnissen gemäß umzugestalten, schickte man Männer nach den italienischen Universitäten, die dort das römische Recht holten. Es war dies um so begreiflicher, als auch die Geistlichkeit ihr Recht aus Rom erhielt. Die Römer hatten von jeher auf die Rechtswissenschaft großen Wert gelegt und alle Rechtssprüche bedeutenderer Art aufgesammelt. Der Kaiser Justinian in Konstantinopel hat alle diese Rechtssprüche sammeln lassen, und dieselben sind unter dem Namen Corpus juris noch heut die Grundlage unseres Rechts. Das römische Recht ist klar nach einfachen folgerichtigen Grundsätzen aufgebaut und läßt den Richter niemals im Stich. Es entspricht aber nicht dem Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes, daher stehen Moral und Recht häufig im Widerspruch. In all den verschiedenen Paragraphen mit ihren Feinheiten und Spitzfindigkeiten kann sich das Volk nicht zurechtfinden, es bedarf daher eines rechtsgelehrten Beraters zur Erledigung der einfachsten Sachen. Derjenige rechtsverständige Berater, welcher mit allen möglichen Spitzfindigkeiten am meisten vertraut ist, wird daher am ersten einen Prozeß glücklich erledigen. Welcher Schade im Volke dadurch angerichtet wird, daß Rechtsbewußtsein und Recht sich nicht decken, ist unermeßlich. Das römische Recht ist im wesentlichen nur Stadtrecht. Eine einzelne Stadt hatte sich ja allmälig der Herrschaft über die Welt bemächtigt und ihr Recht derselben aufgezwungen. Für städtische Verhältnisse, hauptsächlich für den Handel, war dasselbe ausgezeichnet, für ländliche Verhältnisse aber wenig brauchbar. Seine verheerenden Wirkungen zeigten sich denn auch in dem gänzlichen Untergange des römischen Kleinbauernstandes zeitig genug, und hierin hauptsächlich ist der Untergang des römischen Staates zu suchen.

Unter den gelehrten Rechtsverständigen haben sich daher in der neueren Zeit bedeutende Personen, so z. B. Professor Gierke, dafür ausgesprochen, daß wir mit dem römischen Recht brechen und auf der Grundlage unseres altdeutschen Rechts ein neues deutsches Recht aufbauen müßten. Bisher sind diese Männer in der Minderzahl, doch steht zu hoffen, das die Mehrzahl unserer jetzt studierenden Rechtsbeflissenen sich dem deutschen Recht zuwenden werde. Das römische Recht aber, für den größeren Teil des deutschen Volkes unverständlich, ist so recht für den Juden gemacht. Er weiß durch die feinsten Maschen durchzuschlüpfen, in denen der plumpere Deutsche hängen bleibt. Was noch dem Recht an Spitzfindigkeiten fehlte, das hat die neuere Gesetzgebung, welche ganz unter jüdischem Einflusse

zu Stande gekommen ist, hinzugefügt. Welch unerhörter Zustand ist es, daß ein deutscher Mann nicht mehr in der Lage ist, bei einem Civilprozeß über mehr als 300 Mark sich selbst zu vertreten. Diese gesetzliche Bestimmung hat mich lange Zeit persönlich absolut rechtlos gemacht. Welcher Zustand ist es ferner, daß der Richter beim Civilprozeß nicht nach der Wahrheit forschen, noch eine der Parteien auf irgend eine wichtige Thatsache, die klar vor Augen liegt, aufmerksam machen darf.

Er hat einfach zu entscheiden nach dem, was die Parteien und deren Zeugen ihm vortragen. Da hat sich denn das deutsche Element mehr und mehr zurückgezogen. Jüdische Richter tauchen zahlreich auf, und jüdische Rechtsbeistände nehmen so überhand, daß sie in Berlin fast $^4/_5$ aller Rechtsanwälte (187) ausmachen. Die wenigen noch vorhandenen deutschen Rechtsanwälte verschwinden schnell, falls sie sich dem Judentum nicht auf Gnade und Ungnade ergeben. Ich bitte den Leser dringend, sich in den Gerichtsstunden einmal nach dem Amts- oder Landgericht in der Jüdenstraße zu begeben, dort auf den Korridoren ruhig auf- und abzugehen und dann in ein Verhandlungszimmer zu treten. Er wird die felsenfeste Überzeugung mitnehmen, daß unser Recht gegenwärtig nur dazu da ist, den jüdischen Schwindeleien den Stempel der Gesetzlichkeit aufzudrücken. Um dem jetzt wogenden Kampfe zwischen römischem und deutschem Recht, der dem Judentum verhängnisvoll werden könnte, mit einer vollendeten Thatsache entgegenzutreten, ist die Reichsregierung vor 10 Jahren veranlaßt worden, eine Kommission von gelehrten Rechtsverständigen zu ernennen, welche alle dem römischen Recht anhängen. Diese hat ein neues deutsches Zivil-Recht ausgearbeitet zu einer Zeit, die sich beim Aufeinanderplatzen der verschiedenen Rechtsanschauungen am wenigsten zu gesetzgeberischen Neuerungen eignet. Dieser Entwurf wird von allen jüdischen Zeitungen in den Himmel erhoben, während viele einsichtsvolle Deutsche ihn als verhängnisvoll bezeichnen! Ich als Laie bin doch in der Lage, an zwei Bestimmungen das ganz undeutsche Wesen des Entwurfes nachzuweisen. Welche Macht würde das Judentum über alle Mieter gewinnen, wenn der Grundsatz des Entwurfs: „Kauf bricht Miete" — zur Durchführung käme. Schwindelkäufe, die insbesondere die Mieter von Läden ruinieren müßten, würden dann an der Tagesordnung sein. Ebenso ist die Ehegesetzgebung dem Charakter des deutschen Volkes vollständig widersprechend.

Wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gleichwohl dafür eintritt, daß dieser Entwurf Gesetz werde, weil eine so mühsame 10jährige Arbeit nicht umsonst gemacht sein dürfe, so ist dies absolut unverständlich. Soll sich das deutsche Volk auf Jahrhunderte an ein schlechtes Gesetz binden, damit eine Anzahl von Männern, die für ihre Arbeit gut bezahlt worden sind, nicht umsonst gearbeitet haben?

Ich sehe damit von den allgemeinen Betrachtungen ab und komme auf Besprechung eines Prozesses, den ich selbst von Anfang bis Ende durchgemacht habe.

In Berlin lebte ein Postsekretär Belling. Derselbe wurde von hier nach Breslau versetzt. Dort wurde bei einer Kassenrevision ein Manko gefunden, und Herr Belling machte in diesem Augenblick einen Selbstmordversuch. Derselbe gelang nicht ganz, Herr Belling wurde geheilt und dann unter Anklage gestellt. Bei seiner Vernehmung gab er an, daß er in Berlin bei verschiedenen Gläubigern 3000 Mark Schulden gehabt habe. Diese seien von den Herren Zucker und Tietz für Beträge, die ihm nicht bekannt seien, eingelöst. Er habe sich diesen Herren gegenüber auf eine Summe von 7000 Mark verpflichtet, welche er verzinsen und in Raten tilgen müsse. Er sei hierdurch in eine so schreckliche Lage gekommen, daß er Geld aus der Kasse genommen habe in der Hoffnung, dasselbe später wieder zulegen zu können. Die Staatsanwaltschaft in Breslau berichtete an die Staatsanwaltschaft in Berlin, welche die Bücher des Herrn Tietz mit Beschlag belegte und eine Anzahl von Personen die darin genannt waren, zur Vernehmung zog. Wie dem Leser bekannt sein wird, war auch ich dem Herrn Tietz Geld schuldig gewesen, das allerdings längst bezahlt war. Auch ich wurde vernommen, was mir um so unangenehmer war, als ich nicht geglaubt hatte, mit diesem Herrn noch jemals in Berührung zu kommen. Eine ganze Anzahl von Herren, darunter der Postsekretär Reiter, der Lehrer Zander, wurden ebenfalls vernommen. Ich wurde zur Zeugenaussage gezwungen, und Zucker und Tietz wurden unter Anklage gestellt. Bei der Verhandlung führte der Landgerichtsrat Friedländer den Vorsitz, die vier Beisitzer waren augenscheinlich Deutsche. Bei der zweiten Verhandlung war aber an die Stelle des ersten Beisitzers ein anderer Herr getreten, den ich seinem Äußeren nach nur für einen Orientalen halten mußte. Die Verteidigung führte Herr Rechtsanwalt Munkel.

Die Verteidigung beruhte von Anfang an darauf, die sämtlichen Zeugen dadurch unglaubwürdig zu machen, daß ihnen noch andere Schuldverhältnisse nachgewiesen wurden, in denen sie Falsches angegeben haben sollten. Zucker hatte so ziemlich Jedem Aussicht auf Gesamtregulierung gegeben und dadurch von Allen ihre gesamten Schulden und Gläubiger erfahren. Gleich der erste Zeuge, dessen Aussage ich hörte (einer Anzahl früherer Aussagen hatte ich nicht mit angehört) fing mit belastenden Aussagen an.

Da las ihm der Präsident einen Schein vor, welchen er einem Herrn Halpert übergeben hatte, den wir oben schon kennen gelernt hatten. „Ich N. N. erkläre, das ich weiter keine Schulden habe“ u. s. w. Der Zeuge wurde vollständig befangen, konnte augenscheinlich nicht begreifen, wie dieser Schein hierhergekommen war, und seine Aussagen lauteten jetzt, entgegen seinen früheren Aussagen beim Untersuchungsrichter, für die Angeklagten recht günstig. Als ich mit meinen Aussagen beginnen wollte, fragte mich der erste Beisitzer, ob ich nicht schon einmal, etwa im Prozeß Klingspor, welcher vor diesem Gerichtshof ebenfalls wegen Wuchers angeklagt und freigesprochen war, als Zeuge hier gestanden hätte. Ich verneinte dies mit der Bemerkung, daß ich nur einmal im Prozeß Augustin beim Landgericht als Zeuge vernommen wäre.

Darauf fuhr mich dieser erste Beisitzer in so barscher Weise an, daß ich in der That befangen wurde. Hierauf machte ich meine Aussagen bezüglich meiner ersten Bekanntschaft mit Zucker, wie ich sie oben dargestellt habe. Dies wurde als nicht zur Sache gehörig zurückgewiesen. Dann gab ich mein Verhältnis zu Herrn Zucker und Tietz genauer an, aus dem allerdings viel Belastendes hervorging. Alle möglichen Zwischenfragen der Rechtsanwälte beantwortete ich der Wahrheit gemäß, machte dabei aber die wunderbare Entdeckung, daß sich die Angeklagten oder deren Vertreter auf irgend eine Weise Kenntnis von meinen auf der Schuldeputation liegenden Akten verschafft haben mußten. Der Angeklagte Tietz hatte eine große Anzahl von Zeugen geladen, durch die er mich unglaubwürdig machen wollte. Er hatte sich bei dem Herrn Möller eine neue Hose bestellt, obgleich dieser sonst nicht für ihn arbeitete, bei dem Herrn Boldies Wein und Zigarren gekauft, ihm auch weitere Geschäfte in Aussicht gestellt, obgleich er denselben vorher gar nicht kannte. In beiden Fällen hat er dann versucht, aus denselben irgend etwas Ungünstiges über mich herauszulocken, was diese allerdings bei dem besten Willen nicht geben konnten. Die Zeugen Augustin und Frischeisen machten ihre Aussagen. Augustin erklärte, daß er im Jahre 1883 einigemal einen Hasen, resp. eine Gans bei uns gesehen hatte. Frischeisen erklärte, daß wir in den 4 Jahren von 1881 bis 1885 ein mehr als bedürfnisloses Leben geführt hätten. Frischeisen, unserer früherer Hauswirt, war als Belastungszeuge geladen. Über die Aussagen des Herrn Kortum kann ich hier leider nicht sprechen, da ich sie der Staatsanwaltschaft zur Untersuchung übergeben habe. Desto wichtiger war die Aussage des Zeugen Halpert. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß diese den wichtigsten Teil des ganzen Buches bildet. Der Zeuge Halpert beschwor: Es ist nicht wahr, daß ich durch Herrn Pariser mit dem Rektor Ahlwardt bekannt geworden oder mit ihm durch denselben in Geschäftsbeziehungen getreten bin. Mir hat ein Agent einen Wechsel von demselben gebracht, und ich habe den Herrn Ahlwardt erst sehr viel später, als die Wechsel unpünktlich eingelöst wurden, kennen gelernt.

Zweitens es ist nicht wahr, daß mir ein Wechsel des Rektors Ahlwardt durch eine Frau Zabel übergeben ist.

Drittens ist nicht wahr, daß der Listklub die Schuld des Rektors Ahlwardt ganz oder teilweise bei mir bezahlt hat.

Vergebens trat ich drei oder viermal an den Präsidenten heran, hielt eine Anzahl von Schriftstücken in die Höhe und erklärte: „Herr Präsident, der Zeuge schwört falsch, diese Schriftstücke beweisen das Gegenteil!“ Ich wurde energisch zur Ruhe gewiesen, die Schriftstücke wurden nicht angenommen.

Dieser Eid des Herrn Halpert, der ein offenbarer Meineid ist, wie ich das durch unwiderlegliche Schriftstücke, welche ich in meinem Besitz habe, darthun werde, ist von der ungeheuersten Wichtigkeit. Herr Halpert war der Todfeind des Herrn Zucker, denn dieser hatte ihn selbst wegen Meineides früher angezeigt, worauf Halpert Herrn Zucker wegen Majestätsbeleidigung angezeigt und ihm seinen Haß auch sonst durch die That bewiesen hatte. Jetzt,

wo ein Deutscher gegen den getauften Juden Zucker aussagte, schwor Halpert zu Gunsten desselben einen Meineid, den Zucker sowohl, als auch der genannte Herr Pariser jeden Tag hätten beweisen können. Halpert hatte von seiner Aussage gar keinen Vorteil. Er muß aber absolut davon überzeugt gewesen sein, daß diese beiden Juden, von denen der eine sein Todfeind war, ihn wegen eines Meineides zu Ungunsten eines Deutschen niemals belangen würden. Damit glaube ich unwiderleglich Folgendes bewiesen zu haben:

1. „Wo es sich um einen Deutschen handelt, schwört der Jude unbedenklich einen Meineid.
2. „Wo es sich um einen Deutschen handelt, unterstützen sich die Juden durch Meineide, auch wenn sie Todfeinde, und der eine von ihnen auch getauft ist.
3. „Die Vorschriften des Talmud und des Schulchan aruch haben für den Juden unbedingte Gültigkeit und werden stets befolgt.
4. Herr Halpert, ein durchaus ritueller Jude, kann einen Meineid mit gutem Gewissen schwören, denn in seinem Col=nidre Gebet hat er am Versöhnungstage diesen Eid schon im voraus für ungültig erklärt. Auch die Frau Arend war in diesem Prozeß vernommen und hatte ausgesagt, was ich oben schon mitgeteilt hatte.

Auch den Grafen Königsmarck hatte man kommissarisch vernommen, und er hatte ausgesagt, daß ich ihm selbst persönlich erklärt hätte, ein Bericht von mir an ihn wäre unwahr. Man wird sich erinnern, daß ich an dem Abend, als Zucker mit geradezu lächerlichen Summen zwei der größten und schlimmsten Gläubiger befriedigt hatte, an den Grafen Königsmarck ein Dankschreiben richtete, worin ich ihm mitteilte, daß die Regelung zu so günstigen Bedingungen von Statten gehe, daß ich hoffen könne, wir würden das Geld noch nicht einmal voll gebrauchen. Später suchte ich dann den Grafen Königsmarck auf, fest entschlossen, ihm die volle Wahrheit zu sagen über die Unterschlagung des mir von ihm überwiesenen Geldes, wovon ich freilich Herrn Zucker, der mich begleitete, da er seinen Onkel besuchen wollte, nichts mitteilte. Als ich aber eben anfing, Bericht zu erstatten, wurde der Herr Graf zu Tisch gerufen, ich mußte mich also anstandshalber entfernen und fand später nicht mehr Gelegenheit, in einer neuen Audienz meinen Bericht, in welchem ich eben erst bis zu dem abgesandten Brief gekommen war, fortzusetzen. Ebenso war mir nicht die Möglichkeit gegeben, in dem Termin nach der Verlesung der Graf Königmarckschen sehr kurzen Aussage meine Erklärungen dazu zu machen. Von den Rechtsanwälten wurden alle Belastungszeugen aufs Schärfste angegriffen, zart angedeutet, daß sie vielleicht selbst einen Nutzen suchten, die Erhöhung von 3000 auf 7000 Mark bei Belling wurde als ein Akt der Humanität dargestellt, die schließlich nicht mehr als 10 Prozent Zinsen gebracht hätte, die Angeklagten als humane Leute dargestellt, die von ihren Opfern ausgebeutet seien, schließlich wurden sie auch freigesprochen. Sehr viel später kam mir das Original des Erkenntnisses zu Gesiche. Es heißt da: Es könnte doch möglich sein, obgleich es nicht bewiesen sei, daß der Rektor Ahlwardt von den zur

Schuldenregulierung aufgenommenen Geldern einen Teil für eine übertriebene Lebensführung verwandt hätte! Das ist das stärkste, was in der ganzen Welt ein Gerichtshof geleistet hat. Das Gegenteil war zwar bewiesen, aber weil es doch möglich sein könnte, darum ist der Zeuge unglaubwürdig, die Angeklagten werden freigesprochen, ich selbst bei allen Menschen fast unmöglich gemacht. In Berlin dürfte es kaum noch wieder einen Wucherprozeß geben. Übrigens sind von den fünf auch vier Stimmen nöthig zur Verurteilung, und 2 Angehörige des Gerichtshofes hielt ich für Juden. Ich habe diesen Prozeß hier so ausführlich besprochen, weil meiner Meinung nach die Halpertsche Aussage für die ganze Judenfrage von der größten Bedeutung werden muß.

Im Mittelalter konnte ein Jude gegen einen Deutschen kein Zeugnis ablegen, und noch im vorigen Jahrhundert war ein Judenzeugnis nur von geringem Werte. Sollten unsere Vorfahren diese Bestimmungen aus religiöser Intolerenz oder infolge bitterer Erfahrungen getroffen haben? Dies festzustellen, wäre eine ernste Aufgabe für einen eifrigen Geschichtsforscher.

b. Der Jude in Medizin, Wissenschaft und Kunst.

Der ideal angelegte Deutsche widmet sich der Wissenschaft und Kunst um ihrer selbst Willen. Alle andern Rücksichten stehen erst in zweiter Linie. Der Jude hingegen denkt bei allem und jedem, was er treibt, nur an sich selbst. Jede echte Kunst, jede echte Wissenschaft sind daher verloren, sobald das Judentum in ihnen massenhaft seinen Einzug hält. Sie dienen dann nur noch als Mittel zum schnellen Berühmt=, d. h. Reichwerden. Wenige Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Niemand hat dies klarer erkannt und ausgesprochen, als Richard Wagner. Zum Dank dafür sind seine umfangreichen wissenschaftlichen Werke, in denen er sich als ein Reformator des gesamten deutschen Geistes erweist, von der gesamten jüdischen Presse totgeschwiegen, wiewohl man seine Musik nicht hat totschweigen können. Was aber möglich ist, um diese herrlichen Schöpfungen, in denen sich der deutsche Geist in seiner idealsten Reinheit verkörpert und uns frei macht von den Banden des materiellen Einzeldaseins, in das Getriebe der Alltagsmusik herabzuziehen, ist geschehen. Am meisten eingedrungen ist das Judentum in die Medizin. Jüdische Ärzte beherrschen bereits überall das Feld. Welches Unheil hieraus entstanden ist, läßt sich schwer ermessen. Bekanntlich hat die medizinische Wissenschaft für die Heilung vieler inneren Krankheiten feste Regeln noch nicht gefunden, giebt es doch sogar hochgebildete Ärzte, die an direkte Heilung durch äußere Einflüsse bei manchen Krankheiten gar nicht glauben, sondern sich nur darauf beschränken, alle schädlichen Nebendinge fernzuhalten. Hier ist so recht das Feld für den jüdischen Schwindelgeist. Wer erinnert sich nicht aus früheren Jahren der tagtäglich erscheinenden Annonzen des Dr. Auerbach, der alle Magenkrankheiten heilen wollte und Atteste geheilter Personen massenhaft abdruckte. Was verordnete er allen Kranken? Salzsäure, die in einer bestimmten Apotheke nach

seinem Rezept für teures Geld verabreicht wurde. Was für Ärzte sind es, die in den Zeitungen tagtäglich annonzieren? Ausschließlich Juden. Der Ruhm jüdischer Ärzte, die zur Behandlung irgend einer hochstehenden Person einmal herangezogen sind, tönt wieder aus allen jüdischen Zeitungen und wird diesen wahrscheinlich ein schönes Stück Geld einbringen.

Vor einiger Zeit that sich eine Anzahl von deutschen Ärzten zusammen, um zu untersuchen, warum alle die Stellungen als Kassenärzte u. s. w., die der oft bedrückten ärztlichen Existenz eine sichere Grundlage geben, fast durchweg in Judenhände geraten. Bei denjenigen Stellen, die die Stadt Berlin vergiebt, ist allerdings eine Untersuchung nicht nötig. Bei den Nachforschungen haben sich die ungeheuersten Dinge herausgestellt, von denen ich hier nur auf zwei zurückkomme, da die ganze Angelegenheit doch die Behörden beschäftigen wird. Ein Barbier Nerrlich ist Kommissionsmitglied einer Krankenkasse. Ein jüdischer Arzt Dr. Freudenberg machte bei ihm einen direkten Bestechungsversuch, um Kassenarzt zu werden. Ein Herr Dr. Levy, Frankfurterstraße, bewarb sich um die Stelle eines Spezialarztes für Frauen, obwohl er nur Chirurge ist. Er wurde angestellt. Warum wohl? Man denke sich eine Frau in entsetzlich qualvoller Situation, in der ihr Leben oft von der kleinsten Zufälligkeit bedroht ist, behandelt von diesem Manne?! Übrigens verwandte der Herr Verbandmaterial, das die Kasse bezahlen mußte, in großen Quantitäten, d. h. er versah seine Privatkranken auch damit, die es dann an ihn bezahlen mußten.

Ein Dr. Joseph Landsberger in der Kommandantenstraße war Kassenarzt der Krankenkasse Josephshülfe. Junge Frauen, die wegen irgend eines Leidens zu ihm kamen, wurden veranlaßt, sich vollständig zu entkleiden, worauf er dann tolle Ansinnen an sie stellte. Einmal freilich wurde er bei solcher Gelegenheit durch den Ehemann gezwungen, die Wohnung auf außergewöhnlichem Wege zu verlassen.

Wohin wir mit unseren jüdischen Ärzten gekommen sind, zeigt in geradezu grauenerregender Weise der Fall de Jonge. Dieser Herr, selbst Jude, ist weitblickend genug, einzusehen, daß die Katastrophe für sein Volk in kurzer Zeit hereinbrechen muß. Er suchte dasselbe zu retten, indem er auf die Fehler desselben aufmerksam machte und zur Umkehr ermahnte. Die Angehörigen desselben brachten ihn in ein Irrenhaus, in dem er lebendig begraben war. Möglich machte dies unter anderen der jüdische Arzt Dr. Mendel, indem er ein Attest auf gemeingefährliche Geisteskrankheit ausstellte, **ohne den Herrn Dr. de Jonge auch nur gesehen zu haben.** Der Jude Dr. Behr, zugleich Kreis-Physikus, lockte ihn dann durch den gewöhnlichsten Schwindel in die Falle. Bei Gott! auf diese Weise können die Juden jeden ihrer Gegner in jedem Augenblick unschädlich machen und zu geistigem Tode verurteilen. Ich muß gestehen, daß ich selbst, der ich doch sonst nicht zu den Feiglingen gehöre, mich eines geheimen Grauens nicht erwehren kann.

Wie in der Medizin die Wissenschaft zu einem Geschäft herabgesunken ist, darauf berechnet, den Menschen gerade in den schlimmsten Stunden das Geld aus den Taschen zu ziehen, so ist es

in allen anderen Wissenschaften auch, sobald das Judentum massenhaft eindringt. Welchen Segen können die exacten Naturwissenschaften sowohl den Erwerbsverhältnissen und dem Lebensgenuß, als auch den höchsten philosophen Forschungen darbieten. Was wird aber unter der Hand der Juden daraus? Sie benutzen die Resultate der Forschungen in erster Linie dazu, in der Volksseele alle die Schranken niederzureißen, die ihrer Herrschaft noch im Wege stehen. Es kommt ihnen garnicht in den Sinn, der höchsten Wahrheit zuzustreben oder sich auch nur auf dem Boden des Gegebenen zu halten. Man denke nur an die Phantastereien, mit denen der Professor Cohn den letzten naturwissenschaftlichen Kongreß in Berlin beglückte. Niemand hat es gewagt, ihn lächerlich zu machen, nicht einmal eine antisemitischen Zeitung. Auch auf dem Kongreß selbst haben seine Phantastereien, für die er auch nicht die Spur eines Beweises anführen konnte, ernsten Widerspruch nicht gefunden. Auch die Geschichtswissenschaft ist in ihre Hände gekommen, und was die jüdische Presse an gesundem Menschenverstand noch übrig gelassen hat, das verderben die jüdischen Professoren an den Universitäten noch vollends. Und nun denke man sich gar einen jüdischen Professor der Philosophie, die das objectivste Denken verlangt. Ein Jude und Objectivität! Die neuere Philosophie ist auch darnach. Auch die deutsche Litteratur ist fast ganz in Judenhänden. Welche Speise sie dem Volk vorsetzen, werden wir in dem Kapitel Jude und Presse weiter erörtern.

Jede Kunst wird durch sie verdorben. Während sonst der Künstler darnach strebte, den Menschen durch sein Kunstwerk hinauszuheben über die Dinge des alltäglichen Lebens in das Reich des Idealen, während es die Holländer verstanden, selbst die alltäglichsten Dinge zu idealisiren, hat es die moderne Kunst, d. h. die Kunst des Judentums, lediglich mit Sinnenreizen zu thun. Gelderwerb ist natürlich der einzig leitende Gedanke. Ein deutscher Künstler, der sich dem widersetzen würde, müßte einfach verhungern. Was ist aus den Theatern unter den Händen der Juden geworden!? Nach den Ideen unserer größten Dichter sollte das Theater, dem griechischen Ideal entsprechend, eine Erziehungsanstalt sein. Ja, wenn von Erziehung noch die Rede sein kann, so kann es sich doch nur um die Erziehung anständiger Mädchen zu Unsittlichkeiten handeln. Geld genug giebt ja freilich zuweilen ein jüdischer Krösus für Jüngerinnen der Kunst aus. Die Wohnung z. B., die Herr von Bleichröder junior der Tänzerin del Era in der Kanonierstraße eingerichtet hat, dürfte den Neid mancher Fürstin erwecken. Ob das lediglich aus Kunstenthusiasmus geschieht, mag dahin gestellt sein. Doch genug davon! Sollten wir die Juden los werden, so dürfte auch die Kunst, mit der sie uns beglückt haben, bald verschwunden sein.

13. Jude und Börse.

Nach dem Urteil verständiger Kaufleute der verschiedensten Zeiten ist die Börse eine Notwendigkeit, die den Zentralpunkt für Handel und Verkehr abgiebt, das Geschäft belebt und reguliert.

Aber was ist unter der Hand der Juden daraus geworden? Selbst der Jude Lasker hat einmal gesagt: Die Börse ist die Akademie der Gesetzesübertretung. Natürlich wollte er der Börse damit keinen Schlag versetzen, sondern nur sich Vertrauen erwerben, um ihr dann von hinten herum mehr zu Hülfe kommen zu können. Der Minister Maybach nannte sie einen Giftbaum. Beide Bezeichnungen sind keineswegs umfassend.

Die Börse ist vielmehr das großartige Institut, welches darauf berechnet ist, allen denjenigen Ariern ihre Besitztümer zu entziehen, welchen auf andere Weise nicht beizukommen ist. Sie ist das Thor, durch welches der freie Arier in die jüdische Knechtschaft tritt, sie ist der durch die Freimaurer erstrebte neue Salomonische Tempel, in dem alle Völker der Welt den jüdischen Priestern ihre Habe opfern. Was der Berliner Bauernfänger im Kleinen ist, das sind die Fürsten der Börse im Großen. Alles, was das deutsche Volk trotz aller jüdischen Kniffe noch erworben hat, sucht dieser Moloch aufzuzehren. Wie es im Einzelnen gemacht wird, habe ich von Herrn Thomas gehört, und dieser gehörte zu den Wissenden. Mit gegenseitigem Einverständnis läßt man ein Papier steigen, empfiehlt es dem Publikum, wobei sich stets einer hinter dem andern versteckt, um später auf diesen die Schuld schieben zu können, alles in größter Einmütigkeit. Ist das Papier im Publikum, so giebt es tausend Mittel und Wege, dasselbe zum Fallen zu bringen. Je mehr es fällt, desto unruhiger wird das Publikum und verkauft schließlich zu jedem Preis, um nicht alles zu verlieren. Ist es so wieder zu billigsten Preisen in die Hände der Wissenden gelangt, dann beginnt das Spiel von vorn. Abwechselung kommt in dasselbe nur durch das Bestreben der Börsenianer, sich gegenseitig ebenfalls zu verzehren, unbeschadet ihrer sonstigen Einigkeit dem Publikum gegenüber, das ja die Wolle hergeben muß, um das sich die Scheerer dann streiten. Bei diesem Streit der Macher fällt dann zuweilen ein Brocken auch dem Publikum zu und weckt den Appetit. Für die Börse ist kein Geheimnis so tief vergraben, daß es nicht zu erlangen wäre. Sie weiß den größten Staatsmännern ihre Zirkel zu trüben, die verborgensten Akten zu lesen. Als früher so viele Bahnen verstaatlicht wurden, gab es zwei Parteien, von denen die eine direkt an der Quelle, die andere an einer etwas entfernteren, übrigens dem Leser bekannten Stelle festzustellen suchte, welches Angebot der Staat machen werde.

Der betreffende Minister soll sich, wie mir ein Eingeweihter in einer schwachen Stunde erzählte, schließlich nicht anders zu helfen gewußt haben, als daß er die Reinschrift durch seine eigene Frau — oder Schwester — anfertigen ließ, aber ich weiß, daß ihm auch dies nicht immer geholfen hat. Der Bericht hatte ja noch zuweilen

eine Zwischeninstanz zu passieren, bevor er in die Hände Seiner Majestät gelangte. Ein Vorsprung von nur vier bis fünf Tagen bedeutete für die Juden aber einen Gewinn von Millionen.

Nicht der Papst regiert mehr die Welt, auch nicht die Fürsten regieren mehr die einzelnen Länder, sondern die Börse, das heißt das Judentum, ist der wahre König. Vor ihr beugt sich alles. Auch die rote Internationale ist von ihr nur als Schreckmittel ins Leben gerufen, und man sprengt sie, sobald sie ihre Schuldigkeit gethan hat.

Durch die Börse hat Israel den letzten Schritt zur Weltherrschaft gethan.

Hierbei sei noch ein Wort über die Reichsbank gesagt. Dieselbe gewährt Kredit an alle, die ihn nicht brauchen und verweigert ihn allen, die ihn nötig haben. Der reiche Mann verdoppelt mit ihrer Hilfe sein Betriebskapital und wird dem armen gegenüber um so stärker. Augenblicklich mag das noch nicht anders gehen, aber man kennt doch die neuen maßvollen sozialen Bestrebungen. Warum verstaatlichte man die Reichsbank nicht, damit diese Bestrebungen später einen Anknüpfungspunkt finden können? Die Ablehnung der Verstaatlichung ist ein ernster Hemmschuh für jede soziale Reform. Die Judenparteien machten vor und zwischen den Beratungen über dies allerwichtigste Gesetz einen gewaltigen Lärm über alle möglichen unwesentlichen Dinge, z. B. über ein nicht einmal vorhandenes Arbeitsbuch der Bergarbeiter, und während der ob des vielen Lärms entstandenen Abspannung wurde das ganz ungemein wichtige Bankgesetz ziemlich still abgethan unter der Begründung, daß bei der Reichsbank Alles in schönster Ordnung sei. Natürlich ist dieselbe in schönster Ordnung, gewiß vorzüglich verwaltet, aber darum handelt es sich doch hier wahrhaftig nicht.

Die konservativen Antragsteller der Verstaatlichung sagten dabei nicht einmal ihre letzten Gründe, und schließlich fiel der Antrag, sogar der Antrag auf Erhöhung des Staatsgewinnes, durch die Schuld von dreißig Konservativen, die bei der Abstimmung über dieses Gesetz, das die gemäßigt sozialen Bestrebungen in Fluß gebracht hätte, **einfach fehlten!**

Was mag da hinter den Kulissen vorgegangen sein! Ich will, um dies zu illustrieren, eine ganz kleine, unbedeutende Geschichte erzählen. Herr von Kardorf ist ein Mann, der in durchaus geregelten Verhältnissen lebt. Seinen Bedarf an Kleidungsstücken hat er jahrelang bei der Firma Mohr u. Speier entnommen, wo er alljährlich die Rechnung bezahlte. Derselbe hielt in Berlin einmal einen Vortrag über die Doppelwährung, welche aus allbekannten Gründen den Juden ein Dorn im Auge ist. Als der eine Geschäftsinhaber diesen Vortrag las, befahl er einem Untergebenen, sofort an Herrn von Kardorf einen Brief etwa folgenden Inhalts zu schreiben: Wir fordern Sie auf, innerhalb der kürzesten Frist (wahrscheinlich 24 Stunden) Ihre Rechnung zu begleichen, widrigenfalls u. s. w.

Natürlich that dies Herr von Kardorf sofort, der über solche Kleinigkeiten erhaben war, aber es drängt sich die Frage auf: Haben

vielleicht manche von den dreißig fehlenden Mitgliedern etwa ähnliche Briefe erhalten, in denen es sich nicht um eine Kleiderrechnung, die nur einen kleinen Verdruß bereiten sollte, sondern um sehr ernste Dinge gehandelt haben kann?

Die Verstaatlichung der Reichsbank wäre der erste wirkliche Schritt gegen das Judentum gewesen, und dreißig konservative Abgeordnete verhinderten diesen Schritt.

Nun wird noch einiger Lärm um unbedeutende Etatspositionen entstehen, an die nach einigen Jahren kein Mensch mehr denkt, damit der Zeitungsleser auf andere Gedanken kommt, und Israel erntet inzwischen durch die Reichsbank weiter. Wenn die Reichsbank nicht so viel Geld hat, als Israel braucht, dann macht sie sich solches aus Papier und bezahlt für den so geschaffenen Reichtum nicht einmal Steuern. Würde sich unser einer sein Geld allein machen wollen, möchte die Sache trübe ablaufen!

So allmächtig das jüdische Großkapital ist und die Einzelnen und ganze Völker beherrscht, dem gewöhnlichen Mann fällt es wenig in die Augen. Es liegt in Gestalt von Papierscheinen wohl verwahrt im eisernen Schrein und vollzieht seine ausbeutende und aussaugende Thätigkeit ganz im Stillen. Der geplagte und bedrückte Arbeiter richtet seine Blicke mehr auf die großen Fabriken, herrlichen Häuser und wirft seinen Neid, bald seinen Haß auf deren Besitzer, welche er für seine Feinde hält. Er irrt vollkommen. Diese Leute sind meistens viel abhängiger noch, als er. Sie sind durch die Papiere im jüdischen eisernen Spind gefesselt, geben oft nur den Namen als Besitzer her, damit der Besitzer jener Scheine weniger Mühe hat. Dies war bei Beginn der ersten französischen Revolution so recht sichtbar. Auf den bedrückenden Adel schlug man los, aber die kapitalistischen Hintermänner derselben, denen der Druck zu Gute kam, gingen frei aus.

Genau so war es im Kommuneaufstand 1871. Das Volk wütete gegen Besitz, Ehe, nationale Größe, geschichtliche Erinnerungen, Geistlichkeit, aber Rothschild blieb ungeschoren. Ihm mit seinen hunderten von Millionen, mit seinen 150 Prachtgebäuden hat Niemand das geringste Übel zugefügt.

Er hatte sich mit der lächerlichen Summe von 100000 Frcs. losgekauft. Was freilich unter der Hand einzelnen Führern gegeben ist, bleibt verschwiegen.

Daher ist es in neuerer Zeit dem jüdischen Großkapital auch nicht schwer geworden, die Entrüstung der arbeitenden Volksmassen gegen Thron und Altar zu richten. In Frankreich ist es ja so schön gelungen, es kommt darauf an, ob dieser Versuch überall dauernd von Erfolg sein wird.

Der Monarch soll ausbaden, was das Judentum verschuldet hat. Der Geistliche, der Prediger christlicher Liebe, der oft selbst kaum zu leben hat, soll den Haß des Volkes tragen, dem er nie das geringste Leid zugefügt hat.

Von Patriotismus ist natürlich bei der Börse keine Spur. Was kümmert sich der jüdische Kapitalist ums Vaterland. Der Jude hat überhaupt kein Vaterland. Seine Heimat ist ihm sein über die

ganze Welt verbreitetes Volk. Die wenigen deutschen Kapitalisten kommen nicht in Betracht, sind übrigens vielfach durch die Juden beeinflußt und verdorben. Es kann nicht oft und nicht laut genug daran erinnert werden, daß im Jahre 1870 auf die vom Reichstage einmütig bewilligte Kriegsanleihe von 120 Millionen an der Börse 3, schreibe drei Millionen gezeichnet wurden.

Während das Volk Gut und Blut freudig für die Ehre des Vaterlandes einsetzte, fast gewaltsam sich ins Feld drängte, wie ich das oben dargestellt habe, stürzte die Börse den Kurs der konsolidierten Anleihe auf 80.

War es nicht nahezu Landesverrat, wenn Berliner Firmen Rußland zu einer Zeit finanziell in den Sattel setzten, in der es nach einer Vernichtung Deutschlands strebte? Man scheint der Börse sogar an maßgebender Stelle das schmachvolle Verhalten, besonders von 1870, vergessen zu haben. Den Lohn aller Anstrengungen, aller Blutopfer, hat sie allein geerntet Der jüdische Patriotismus findet in der Börse seinen Stolz, wie der Deutsche in Sedan.

Die Börsenbarone sind wohlgelitten und werden als Freunde behandelt von den höchsten Staatsmännern. Darf doch von Bleichröder den Fürsten Bismarck seinen Freund nennen. Den Zeitungsberichten, daß Bleichröder schon seit vielen Jahren in Staatsgeheimnisse eingeweiht gewesen sei, die dieser natürlich stets in bares Geld umgesetzt habe, glaube ich zwar nicht, aber es hat mich peinlich berührt, daß Bleichröder noch jetzt Gast im Bismarckschen Hause ist und mit seinen Lippen die Hände des Fürsten berühren darf. Weiß denn der Fürst nichts davon, daß dieser Mann unter dem Verdacht eines wissentlichen, durch eigennützige Erwägungen veranlaßten Meineides steht, daß sein Sohn schmählich aus dem Offizierstande ausgestoßen ist? Ist er denn bei solchen Berührungen vor schlimmer Ansteckung sicher?

So haben ich und tausend andere es nicht gemeint, die wir für die Politik des Fürsten eingetreten sind und dabei Not und Schande, Spott und tötliche Verfolgungen ertragen haben, die manchen in ein blutiges Grab legten.

---

14. Der Jude und die Politik.

„Die Welt wird von ganz andern Leuten regiert, als diejenigen meinen, die nicht hinter die Coulissen sehen. Die russische Diplomatie, voll Geheimnisse, vor denen ganz Europa erbleicht, — wer organisiert und leitet sie? — Juden!“

So sagte der Eingeweihteste der Eingeweihten, der Herr von Israel, oder wie man ihn später nannte, Lord Beaconfield, in einer schwachen Stunde.

Zu der Zeit, als diese Worte gesprochen wurden, leitete der Jude Gambetta, eine Puppe des Pariser Rothschild, die Geschicke Frankreichs. Der Wiener Rothschild, dem überhaupt schon Österreich als Domäne gehört, die er in jedem Augenblick lahm legen kann, lenkt an geheimen Fäden die österreichische Politik. Lasker regierte in Deutschland. Was fehlt den Juden noch zur Weltherrschaft?

Und nicht einmal diejenigen sind von Judeneinflüssen frei, welche sich als die größten Patrioten geberden.

Wer hätte in Rußland jemals größeren Einfluß gehabt, als Katkow? Er schürte den Haß der ihm blind vertrauenden Russen gegen Deutschland, und dieser Haß besteht dort noch bei Vornehm und Gering. Nach dem Tode Katkows stellte es sich heraus, daß dieser jährlich 30 000 Rubel von den Juden bezogen hatte. Er sollte es bis zum Krieg mit Deutschland treiben. Warum? Weil die Juden in ganz Europa gern einmal wieder tüchtig verdienen, die letzte Masche des Netzes zuziehen wollten.

Wer hat den Krieg von 1870, der zwei so herrliche Völker, die gemeinsam die Welt hätten beglücken können, in schwere Feindschaft gestürzt hat, angestiftet? die Juden.

Jüdische Agitatoren wiegelten das Volk gegen Napoleon entweder direkt oder durch bezahlte Kreaturen auf. Er sollte dadurch gezwungen werden, die Blicke des Volkes nach Außen zu lenken. So lange dieser, ein wahrhaft großer Mann im Frieden, die Zügel in den Händen behielt, ließ er sich nicht bestimmen, aber als er, schwer krank, dieselben nicht mehr festhalten konnte, gelang den Juden ihr schmachvolles Spiel. Der Jude Wolf depeschirte in alle Welt, daß der französische Gesandte von Kaiser Wilhelm beleidigt sei und brachte das an und für sich schon aufgeregte französische Volk um alle Besinnung. Benedetti erklärt selbst in seinem Buch: Ma mission en Prusse, daß dies unwahr gewesen sei. Jetzt trat der Beichtvater der Kaiserin, die in diesem Augenblick auf den von Schmerzen schwer geplagten Gemahl großen Einfluß hatte, der getaufte Jude Johann Maria Bauer, in Thätigkeit. Er wußte diese dermaßen zu beeinflussen, daß der grauenvolle Krieg zum Ausbruch kam. In den Zeiten des Kulturkampfes wurde von der Judenpresse vielfach die Ansicht verbreitet, daß der Katholicismus den Krieg durch den Beichtvater der Kaiserin veranlaßt hätte, um dem verhaßten protestantischen Preußen den Garaus zu machen. Natürlich wurden die Protestanten dadurch aufgereizt, und doch ist der Katholizismus an dem Kriege ganz unschuldig. Ein Jude hatte sich nur als Katholik verpuppt, um seinen unheilvollen Einfluß am rechten Ort und zur rechten Zeit geltend zu machen. Die Völker bekämpften sich bis zur Erschöpfung, die Rothschild'schen in Paris, die Bleichröder'schen in Berlin heimsten die Milliarden ein, sammelten die Liebesgaben für die im Felde frierenden und hungernden Soldaten und galten daher als große Patrioten. Natürlich waren die beiden Judenführer intime Freunde.

Hören wir, was der bedeutendste der jetzt lebenden Franzosen, durch den in der That Frankreich wieder an die Spitze der

Civilisation zu treten und uns leider in den Hintergrund zu drängen scheint, Herr Eduard Drumont, wörtlich sagt:

„Im letzten Augenblick schien jedoch verschiedenes zusammen zu treffen. Hier Napoleon III., ein humaner Souverain, ein Mensch von gutem Herzen, dessen fester Wille und scharfer Blick leider momentan durch ein schweres körperliches Leiden geschwächt, dennoch dem Drängen der vor jenem Priester Bauer knienden Kaiserin Widerstand leistete, trotz ihres Ausrufs: Dieser Krieg gehört mir! Dort König Wilhelm, dessen Gewissen sich gegen einen Kampf sträubte, der vielleicht, sobald das entscheidende Wort gesprochen war, hunderttausende von Menschenleben forderte. Daneben die Königin, den Gemahl anflehend, den Frieden zu wahren.

König Wilhelm that, was Napoleon sicher nicht gethan hätte; die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern für den Thron Spaniens ward aufgegeben.

Als die deutschen Juden sahen, daß ihre Sache schlecht stand, versuchten sie es mit lügenhaften Nachrichten, mit dem Tartarenstreich, wie Rothschild sich ausdrückte. Der jüdische Zeitungsagent Wolf behauptete, unser Gesandter sei vom König auf's Gröblichste beleidigt worden, und die französisch-jüdische Presse verfehlte nicht, dies weiter zu verbreiten.

„Man hat," so hieß es, den Respekt gegen unseren Gesandten aus den Augen gesetzt, man hat Frankreich geohrfeigt", so schrieen damals dieselben Republikaner, welche heut zu allen diplomatischen Püffen und Fußstößen noch „schön Dank" sagen.

Aber Alles, was bisher geschehen, ist nur ein Vorspiel der wunderbaren Dinge, die wir von hier ab in dieser neuesten Geschichte Frankreichs zu verzeichnen haben, welche zu einer Geschichte des Judentums in Frankreich herabsinkt."

Drumont weist weiterhin überzeugend und unterstützt durch Aktenmaterial nach, daß die Juden Gambetta, Cremieux, Simon und Konsorten den zweiten Teil des Krieges lediglich aus jüdischen Geldinteressen herbeiführten. Über die Kosten dieses Krieges, der auf 2½ Milliarden berechnet wurde, haben diese Herren keine Rechnung ablegen können, angeblich, weil das gesamte Aktenmaterial in einem Eisenbahnwagen verbrannt war. Vor der Eröffnung dieses zweiten Teiles, des jüdischen Krieges, hatte Bismarck dem Maire von Nancy mitgeteilt, daß er 2 Milliarden und einen Streifen am Rhein mit Straßburg verlange.

Herr Drumont, die Geschichte wird Dir einen großen Platz anweisen, denn hoffentlich wird sie durch Dich in bessere Bahnen gelenkt werden. Die Welt wird Deinen Namen noch lange nennen, wenn alle Tagesgrößen längst vergessen sind. Ich muß Dich dennoch mit einem harten Vorwurf belasten! Wie kann ein Mann, wie Du, von „deutschen Juden" reden? Du weißt recht gut, welche Wirkung dies in Frankreich hat. Es giebt in Deutschland wohnende, auch in Deutschland geborene Juden, aber nimmermehr deutsche Juden, ebensowenig, wie es einen französischen Juden giebt.

Werfen wir einen Blick auf die Gestaltung der deutschen Verhältnisse nach dem Kriege. In jede politische Partei suchen sich die

Juden hineinzudrängen, und jede suchen sie zu korrumpieren. Fast 10 Jahre lang herrschten die Juden unter Führung Laskers in Deutschland allein. Während dem Volk aller mögliche Firlefanz vorgemacht, schließlich der rote Lappen des Kulturkampfes vorgehalten wurde, damit es beschäftigt sei, wurde ohne viel Aufsehen das neue Gesetz über Actienunternehmungen geschaffen, der Gründungsschwindel begann, der das deutsche Volk um sechs Milliarden ärmer machte. Als Deutschland am Rande des Abgrunds war, lenkte die deutsche Politik in neue, nationale Bahnen ein, suchte den reellen Erwerb wieder zu Ehren zu bringen und zu schützen, d. h. das Judentum etwas zurückzudrängen. Dies wurde natürlich sehr übel genommen, und es begann gegen die Regierung jener widerwärtige Kampf, der noch heute andauert. Die Juden operieren dabei ungemein geschickt. Sie haben sich eine Partei für den Arbeiter, eine andere für den unzufriedenen Mittelstand, eine dritte für die besser situirten Leute geschaffen, d. h. die socialdemokratische, freisinnige und nationalliberale Partei. Dieselben werden von unsichtbaren Juden geleitet, erhalten durch dieselbe ihre geistige Nahrung und bilden eine Zwickmühle, so daß bald die eine, bald die andere in den Vordergrund geschoben wird. Die jüdischen Blätter mit ihrem Pathos von Bürgerstolz und Männerwürde, von Freiheit, Gleichheit und Toleranz, etwas sauber auf silbernen Schalen von den nationalliberalen, mit etwas mehr Kraftbrühe von den freisinnigen und endlich mit sehr starken Gewürzen in irdenen Näpfen von den sozialdemokratischen Blättern dargeboten, finden alle ihre begeisterten Anhänger, die ganz ehrlich für ihre Überzeugung einstehen.

Wir haben also bei jeder dieser Parteien zu unterscheiden: 1. die geheimen obersten Leiter, selbstverständlich Juden, 2. die öffentlichen Führer, Juden und Judenknechte, von denen einige sogar selbst von der Richtigkeit ihrer Ansichten überzeugt sind, 3. die Streber, welche in der Partei ihren direkten oder indirekten Vorteil suchen, 4. die Masse der überzeugten Anhänger, von denen viele der Partei Alles aufopfern, sich im Notfall für dieselbe totschlagen lassen würden.

Niemand kennt dies alles besser, als die Regierung selbst. Aber was soll sie machen? Deutschland hat im Ganzen fünf Antisemiten in den Reichstag geschickt, und damit kann man keine Majorität bilden. An dem deutschen Volk liegt es, der Reichsregierung Männer zu geben, mit deren Hilfe sie die schmachvolle Judenherrschaft brechen kann. An der Regierung wird es sicherlich nicht fehlen.

Sämtliche Revolutionen der Neuzeit sind von Juden ins Werk gesetzt, vielfach in dem Augenblick, wo Reformen durchgreifender Art in Aussicht standen. So die erste französische Revolution, als der Konstitutionalismus, den das Volk allein verlangte, in Entwickelung begriffen war, so die Revolution, die Karl X., so die von 1848, welche Louis Philipp wegfegte. Das thörichte, künstlich begeisterte Volk führte aus, was seine jüdischen Führer ihm einflüsterten, das Judentum erntete. Die französische Revolution vom 4. September 1870, der Kommuneaufstand von 1871 waren jüdisches

Werk. (S. Drumont, II. Teil, ferner: Les Juifs rois de l'époque von Touſſenel.) Die Revolution am 18. März 1848 in Berlin, in dem Moment herbeigeführt, als der König dem Volk die erbetene Verfaſſung zuſagte, war lediglich jüdiſchen Urſprunges. Mehr als jemals ſtrebt das Judentum nach der ſozialen Revolution, da es ſieht, daß es hier und da mit der ſozialen Reform, bei der es leicht den Juden an den Kragen gehen könnte, Ernſt wird. Wie mag es mit der letzten Revolution in Braſilien ſtehen? Die Urheber ſind bekanntlich Benjamin Conſtant und Fonſeca, beide jüdiſchen Urſprungs. S. Drumont, S. 432. Daniel Manin war, wie faſt alle Revolutionäre und Aufwiegler, jüdiſcher Herkunft. Sein Vater gehörte, wie im 36. Bande der Archives israëlites zu leſen iſt, einer israelitiſchen Familie Fonſeca an und ließ ſich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts taufen.

Dieſe Thatſache wird auch in einem 1872 zu Venedig unter dem Titel: La vita e i tempi di Danieli Manin beſtätigt.

Die Untergrabung der europäiſchen Monarchien iſt lediglich jüdiſches Werk.

---

15. Der Jude und die ſoziale Frage.

Die ſozialdemokratiſche Partei vertritt die Intereſſen der Arbeiter. Daß Kaiſer Wilhelm I. in dankbarer Erinnerung an die Hingabe des ganzen deutſchen Volkes in den nationalen Kriegen das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht geſchaffen und es dadurch dem Arbeiterſtande ermöglicht hat, eine Anzahl von Vertretern in den Reichstag zu ſchicken, iſt ihm nicht genug zu danken. Leider ſind ihre Vertreter, irre geleitet durch jüdiſche Agitatoren und in Abhängigkeit von geheimen jüdiſchen Geldgebern, auf ſehr ſchlimme Irrwege geraten. Dieſe Irrwege ſind von Juden abſichtlich geſchaffen und können in der Welt noch viel Unheil anrichten. In der Kritik iſt die Sozialdemokratie groß. Was ſie aber ſagt über die grenzenloſe Ungerechtigkeit, daß derjenige, der die Werte erzeugt, langſam verhungern müſſe, während der reiche Nichtsnutz ſeine Zeit mit allen möglichen Genüſſen totſchlage, iſt keine ſozialdemokratiſche Entdeckung, denn lange vor Marx hat Carlyle dieſen Umſtand der Welt klar gelegt. Daß die Bevölkerung darnach zu ſtreben hat, dies Verhältnis zu ändern, iſt gewiß. Die Vertreter der Sozialdemokratie haben nun den Grundſatz aufgeſtellt, daß bei der gegenwärtigen Geſellſchaftsordnung eine Hülfe überhaupt nicht möglich ſei. Der Egoismus der beſitzenden Klaſſen werde ſtets eine durchgreifende Verbeſſerung der Lage des Arbeiterſtandes verhindern. Wenn auch einzelne Schwankungen vorkämen, ſo behalte doch das ſogenannte eiſerne Lohngeſetz des Juden Levy (Ricardo) dauernd ſeine Gültigkeit. Es ſei daher mit allen Kräften darnach zu ſtreben, Thron und Altar umzuſtürzen, die ganze

gegenwärtige Gesellschaftsordnung zu zerstören und auf ihren Trümmern etwas ganz neues wieder aufzubauen; die Sozialdemokratie erstrebt also nicht Revolution, sondern sie ist Revolution. Damit hat das Programm der Sozialdemokratie sein Ende erreicht. Wie der neue sozialistische Staat aussehen soll, darüber hat man keine klaren Vorstellungen. Man denkt sich denselben als eine einzige große Produktivgenossenschaft. Der Staat soll jedem seine Arbeit zuteilen und seine Bedürfnisse befriedigen. Nehmen wir auch an, daß ein solcher Staat unter Strömen von Blut zu Standen käme, so würde derselbe nicht das Glück der Menschheit, sondern allgemeine Knechtschaft und einen unnatürlichen, deshalb auf die Dauer unerträglichen Zustand herbeiführen. Die ganze sozialistische Anschauung beruht auf einer Verkennung des innersten Wesens der Menschheit. Die höchste Triebfeder des angestrengten Schaffens ist bei der Mehrzahl aller Menschen die Selbstsucht. Nur selten erhebt sich ein Mensch auf den Standpunkt, daß er seine Einzelinteressen dauernd hinter diejenigen der Gesamtheit zurückstellt. In der Schlacht opfern ja tausende ihr Dasein dem Vaterlande, aber man wolle nicht vergessen, daß hier noch andere Dinge mitspielen, und daß es etwas anderes ist, im Moment der höchsten Begeisterung sein Leben dahinzugeben und etwas anderes, während seines ganzen Lebens seine Arbeitskraft in den Dienst einer unübersehbaren Gesamtheit zu stellen, die besondere Anstrengungen nicht besonders belohnen kann. Das unermüdliche Streben nach Vervollkommnung müßte notwendig leiden, oder mit anderen Worten, die Menschheit würde in ihrer Kulturentwickelung wesentlich zurückgehalten werden.

Daß an die Stelle persönlicher Freiheit allgemeine Knechtschaft treten müßte, sei nur nebenher gesagt.

Einzelne Ausnahmen würden die Regel nur bestätigen. Das will ich zugeben, daß der deutsche Charakter nach Ausmerzung des rein egoistischen, jüdischen Prinzips mehr als jeder andere Volkscharakter dazu geeignet erscheint, für kleinere, übersehbare Gemeinschaften, deren Wohl sein Wohl, deren Wehe sein Wehe ist, sich dauernd zu bemühen, um zur vollen Entwickelung seiner Kraft zu kommen, nimmer aber zu Gunsten einer großen unfaßbaren Gesamtheit. Das den Sozialdemokraten von den Juden ins Nest gelegte Kukuksei, das Streben nach Beseitigung der Monarchie und eigener Beherrschung des Staats, macht die Ausführung ihrer Ideen vollends undenkbar. Schon jetzt, wo sie unter dem Druck schwerwiegender Gesetze stehen, können sie Einigkeit nur schwer aufrecht erhalten; bald da, bald dort wird ein bewährter Führer wegen Meinungsverschiedenheiten ausgestoßen. Hätten sie erst die Gewalt in Händen, so würden sie sich gegenseitig bekämpfen und ihre Anhänger in dieses allgemeine Blutvergießen mit hinein ziehen. Wir haben das ja schaudernd in der ersten französischen Revolution gesehen, und während des Kommuneaufstands wurde zwar nicht geköpft, weil der Feind unmittelbar vor den Thoren stand, aber kein Führer war vor dem anderen auch nur einen Augenblick sicher, und als einer ihrer letzten Kriegsminister, Rossel, sein Amt niederlegte, that er es mit den charakteristischen Worten: „Ich bitte um eine Zelle in

Mazas.“ Sonach ist in der Sozialdemokratie Mögliches und Unmögliches, Wahres und Falsches, wunderbar gemischt. Die Masse ihrer Anhänger kann beides schwer unterscheiden und glaubt es gern, daß eins ohne das andere nicht zu erreichen sei. Die Liebe zu König und Vaterland, zu Religion und Tugend wohnt $^{90}/_{100}$ von ihnen tief im Herzen, was keiner im Laufe vieler Jahre besser beobachten konnte, als ich. Wenn ihnen aber bei jeder Gelegenheit vorgehalten wird, daß dem Monarchen durch den Kapitalismus die Hände gebunden seien, und er den produktiven Ständen beim besten Willen nicht helfen könne, so trägt dies schließlich seine Früchte, wenn auch nicht in dem Maße, als die Führer meinen. Das durch das Judentum gesäte Mistrauen unter den Arbeitern ist das größte Unheil, das von den Juden angerichtet ist. Es lenkt das unzufriedene Volk von seinen eigentlichen Zielen ab gegen alte, hochheilige Institutionen, die ihm allein Rettung bringen könnten. Um den Arbeiter auf diesen Irrwegen zu erhalten, ist kein Geldopfer zu groß.

Bei unseren doch politisch gar nicht mehr so ungeschulten Arbeitern ist es mir ganz unbegreiflich, daß sie jüdischen Aufhetzern ihr Ohr leihen, statt mit männlicher Entschlossenheit nach erreichbaren Zielen zu streben.

Es muß ihnen doch schwer werden, dem Großindustriellen und Großkaufmann Singer Vertrauen zu schenken, dessen Kompagnon die Meister auffordert: Lassen Sie die Mädchen auf den Strich gehen, aber schaffen Sie billige Mäntel.

Der Rechtsanwalt Stadthagen ist naher Verwandter des Herrn Stadthagen, dem ich 100 Prozent bezahlen mußte.

Hochinteressant müßte es sein, zu erfahren, in welchem Verhältnis der Herr Auerbach zu dem Arzt Dr. Auerbach steht, der seiner Zeit alle Magenkranke, auch brieflich, mit Salzsäure kurierte.

Ich denke aber, die Zeit der Ermannung unserer Arbeiter liegt näher, als mancher annimmt.

Da in der Bewegung der letzten Jahre sich herausgestellt hat, daß die deutschen Frauen ebenfalls anfangen, das semitische Element zu durchschauen, so ist das Judentum dazu übergegangen, auch die Frauen zu beeinflussen. Wer denkt dabei nicht an Lina Morgenstern und ihre unvergessene Thätigkeit. Ich hatte Gelegenheit, ihre Kinder jahrelang in der Schule vor mir zu haben. Als sorgsame Hausmutter bewährte sie sich an diesen nicht. Neuerdings versucht eine jüdische Agitatorin, Fräulein Selma Chaim, die sich als Arbeiterin ausgiebt, die Berliner Arbeiterinnenbewegung in ihre Hand zu bekommen. Sie will die Frau aus der Abhängigkeit des Mannes befreien!! Selbst scheint sie, wenigstens offiziell, diese species des homo sapiens noch nicht kennen gelernt zu haben. Sie ist 16 Jahre alt, erntet aber nach jüdischen Zeitungsberichten großen Erfolg.

16. Das Judentum in der Berliner Gemeindeverwaltung.

Die Berliner Gemeindeverwaltung ist ganz und gar in Judenhände gefallen. Ihre großen Einkünfte bilden daher einen einzigen großen Agitationsfond für jüdische Interessen. Möglich ist den Juden dies dadurch geworden, daß sie sich s. Z. in alle liberalen Bezirksvereine eindrängten und die Leitung in ihre Hände brachten. Soweit es dem Judentum möglich ist, läßt es nur solche deutsche Männer in die Stadtverordnetenversammlung gelangen, die entweder von ihm abhängig, oder ihm doch ganz ergeben sind. Solche Männer sind dann bei untergeordneten Verrichtungen dem Judentum noch viel nützlicher, als Juden selbst, wie ja überhaupt Deutsche, die den edelen Teil ihres Selbst auf dem Altar des Egoismus geopfert haben, an Gemeinheit der Gesinnung den Juden noch übertreffen. Durch die Beherrschung der Stadtverordnetenversammlung hat das Judentum aber in Berlin eine ungeheuere politische Macht erlangt. Sämtliche Lehrer und städtischen Beamten sind von ihm abhängig, ihre Stammesgenossen beherrschen die meisten derselben auch finanziell, und wenn ein Beamter oder Lehrer eine selbständige Gesinnung verrät, so ist seine Beseitigung bei gemeinsamem und planmäßigem Zusammenwirken nicht schwer. Auch zu Personen der höheren Behörden werden intime Beziehungen unterhalten, und gelegentlich findet eine derselben auch eine fette Pfründe in der Stadtverwaltung. Bei der gegenwärtigen Städteordnung ist die Herrschaft des Judentums in Berlin ohne Zwangsmittel von höchster Stelle gar nicht mehr zu brechen, denn die erste und zweite Wählerabteilung, die zwei Drittel sämtlicher Stadtverordneten zu ernennen hat, ist an Deutschen ziemlich arm. Von der dritten Abteilung sind außer den Beamten und Lehrern auch unzählige Handwerker und Geschäftsleute durch ihre geschäftlichen Verbindungen mit der Stadt und den Juden vollständig in Abhängigkeit geraten. Es würde ihnen übel ergehen, wollten sie nicht an Wahltagen ihre Schuldigkeit thun, d. h. freisinnig wählen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Stadtverwaltung manche gute Einrichtung getroffen, für Schulen, Armenpflege, gutes Pflaster, gute Brücken, öffentliche Plätze, schattige Parkanlagen und Reinlichkeit der Stadt viel gethan hat. Ein besonderes Verdienst ist dies aber nicht, denn nachdem Berlin 1871 Reichshauptstadt geworden war und in Folge dessen mit Schnelligkeit aufblühte, die in Europa bisher nicht gesehen worden ist, stiegen auch die Einnahmen der Stadt ins Riesenhafte. Dies Geld mußte doch irgendwie eine Verwendung finden, und da sich überall gute Beispiele vorfanden, so war es leicht, Gutes zu schaffen. Wie viele Millionen bei Grundstücksankäufen und Verkäufen nebenher geflossen sind, läßt sich schwer sagen. Auffallend ist es mir ja immer gewesen, daß anzukaufende Grundstücke vorher häufig in die Hände von Stadtverordneten oder deren Angehörige geraten waren und dann mit ungeheuerem Nutzen an die Stadt verkauft wurden. Ich erinnere dabei an Osdorf,

städtischen Viehhof, die Markthalle in der Dorotheenstraße, Margarethenschule, die Häuser, welche des Durchbruches der Zimmerstraße wegen angekauft werden mußten u. s. w. Wenn ich mir alle diese Ankäufe vergegenwärtige, und an all die reichlich gezahlten schönen Millionen denke, so will folgendes Bild nicht aus meinem Gedächtnis. In meiner alten Wohnung lernte ich einen Droschkenkutscher kennen, dem ein Pferd gefallen war (er hatte eine eigene Droschke und zwei Pferde). Er erkrankte bald darauf selbst und war schließlich mit 12 Mark Steuern in Rückstand gekommen. Es wurde ein Spind versiegelt, das bei Ankauf 78 Mark gekostet hatte. Dasselbe kam zum öffentlichen Verkauf und brachte 21 Mark. Nach Abzug des Steuerbetrages und aller Kosten blieben wenige Groschen übrig. Es wäre doch gut, wenn mit den Geldern, die teilweise so aufgebracht werden, nicht Bereicherungen Einzelner stattfinden könnten. Ein hiesiger Arzt erzählte mir Folgendes: Verwandte von ihm hätten der Stadt ein Grundstück zum Kauf angeboten, ohne Erfolg zu haben. Eines Tages wäre ein Herr zu ihnen gekommen und hätte erklärt: „Wenn die Stadt das Grundstück kaufen soll, so muß das Angebot von mir in Ihrem Namen geschrieben sein. Man weiß dann an der betreffenden Stelle schon Bescheid. Wieviel soll ich dabei verdienen? Der Preis kann immerhin etwas erhöht werden!“ Die Leute gingen hierauf ein, und es wurden jetzt wirklich Verhandlungen eröffnet. Vor wenigen Wochen saß ein Bekannter von mir im Ratskeller. An einem Nebentisch saßen mehrere angesehenen Berliner Bürger, darunter ein mir bekannter Schulkommissions-Vorsteher aus dem Norden Berlins nebst einem Magistrats-Kassenbeamten. Letzterer beschwerte sich darüber sehr bitter, daß der jüdische Bankier und Stadtrat Mamroth aus einer städtischen Kasse die bedeutenden Geldvorräte entnehme und dafür Wechsel hinterlege. Die ewige Abrechnung mache ihm ungeheure Schwierigkeiten. Sollte dies in der That wahr sein, dann wäre die Grenze des Möglichen nicht nur erreicht, sondern sogar überschritten. Diese Angelegenheit bedarf dringend einer Untersuchung. Die Zeugen werde ich selbstverständlich zuständigen Orts nennen. Früher stand die Stadt im Konto Korrent-Verhältnis mit Gebr. Schickler, zwei pCt. hin, zwei pCt. her. Als aber diese Firma bei Auflage der städtischen Anleihen übergangen und Jakob Landau gewählt wurde, kündigten Gebr. Schickler das Verhältnis. Jetzt müssen sich ja sehr nette Zustände entwickelt haben.

---

17. Der Jude und das höhere Schulwesen.

Für das höhere Schulwesen zeigen die Israeliten ein sehr lebhaftes Interesse. Wo sie das Regiment haben, da geschieht für dasselbe ungemein viel. Der Grund liegt auf der Hand. Der Jude weiß, daß das jüdische Ziel nur zu erreichen ist, wenn die Juden

auch an Bildung dem deutschen Volk voraneilen. In sämtlichen höheren Schulen, ob Knaben oder Mädchenschulen, bilden die jüdischen Kinder und getaufte oder umgetaufte jüdischen Lehrer das herrschende Element. Statistisches Material ist in dieser Beziehung schwer zu erlangen, da die jüdische Presse sich sehr hütet, dementsprechende Notizen zu bringen. Berlin hat ungefähr 11000 jüdische und 11000 katholische schulpflichtige Kinder. Ich verwahre mich auf das Entschiedenste dagegen, katholisch und jüdisch hier als Gegensätze hinzustellen, aber das Beispiel lag zu bequem, außerden auch passend, weil die katholischen Kinder mit geringen Ausnahmen dem deutschen Volksstamme angehören. Von den 11000 katholischen Kindern besuchen ca. 9000, von den 11000 jüdischen aber ca. 2000 die Gemeindeschulen. In den Mittelklassen der städtischen höheren Mädchenschulen sind fast die Hälfte, in den oberen aber dreiviertel der Kinder jüdisch, da die deutschen Mädchen wegen fehlender Mittel die Schule seltener bis zu Ende besuchen. In den höheren Knabenschulen liegen die Verhältnisse nur um weniges besser. Wie schädlich der Einfluß jüdischer Mädchen auf deutsche Mädchen ist, habe ich oben nachgewiesen. Die Folgen dieses nachteiligen Einflusses auf unser weibliches Geschlecht machen sich bereits an allen Ecken und Enden bemerkbar. Weil die Juden sämtlich genügende Geldmittel in Händen haben, schicken sie ihre mit dem Zeugnis der Reife aus den Gymnasien und Realgymnasien abgegangenen Söhne auf die Universitäten, welche durch das Überhandnehmen der jüdischen Studenten ihren deutschen Charakter bereits wesentlich verändert haben. Hauptsächlich widmen sie sich der Medizin und Rechtswissenschaft, doch sind sie auch in den anderen Fakultäten zu finden. Sogar in die Theologie dringen getaufte Juden ein. Ich erinnere nur an das Unheil, das durch einen getauften Juden in der englischen Gemeinde angerichtet wurde, ferner an den commis voyageur der Berliner Geistlichkeit, Dr. Paulus Cassel, dessen Ruhm in allen Judenblättern wiederhallt. Überall werden die Deutschen durch sie verdrängt, denn sie finden schon Mittel und Wege, um in Stellungen einzurücken, nach denen der deutsche Kandidat sich vergeblich sehnt. So kommt allmählich die Führung der Nation ganz in ihre Hände. Die deutschen Jünglinge, die bei der Beendigung des Studiums in der Regel auch mit ihren Geldmitteln zu Ende sind, bleiben ohne Stellung. Viele von ihnen kann man kennen lernen, wenn man die Arbeiterkolonie im Norden von Berlin besucht. Es ist leider so, daß die Deutschen, die sonst gegen äußere Schicksalsschläge widerstandsfähig genug sind, sehr schnell zu Grunde gehen, wenn sie die in ihrem Herzen wohnenden Ideale aufgeben müssen.

Von den übrigen bilden viele den hoffnungsvollen Zuwachs für die Sozialdemokratie; so lernte ich vor einigen Jahren einen Theologen Belling kennen, der, durch ungerechtfertigte Zurücksetzung sehr erbittert, Sozialdemokrat geworden war und wahrscheinlich einmal ein tüchtiger Führer werden wird. Sein Großvater war ein hochangesehener Superintendent in meiner Heimat. Ich vermute, daß der oben erwähnte Postsekretair Belling sein Bruder oder

Onkel ist. Welchen Einfluß das Schicksal desselben, der durch das Judentum zum Verbrechen getrieben wurde, an seinem Entschluß, der Sozialdemokratie beizutreten, gehabt hat, kann ich nicht feststellen. Aber die vernichtende Wirkung des jüdischen Einflusses geht überall Hand in Hand. Diejenigen deutschen Studenten und Kandidaten, welche sich noch halten können, gehen schließlich zum Post-, Steuer- und Eisenbahnwesen über, wo jetzt aber auch das Ankommen schon schwierig wird. In der letzten Zeit hat man es für angezeigt gehalten, Eltern öffentlich zu warnen, ihre Söhne der Gelehrtenlaufbahn zuzuführen. Der goldene Boden des Handwerks wird in allen Tonarten gepriesen. So muß es kommen! Ich bin gewiß der letzte, der einen tüchtigen deutschen Handwerksmeister hinter einen deutschen Gelehrten zurückstellt, aber ist es wohl recht, daß dem Judentum der Weg zur unbedingten Herrschaft immer mehr geebnet wird? Das geschieht aber, wenn das Judentum die geistige Führerschaft immer mehr an sich reißt. Soeben lese ich in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, daß in diesem Semester zum ersten Mal seit vielen Jahren ein Zurückgehen der Studentenzahl an hiesiger Universität festgestellt worden sei. Die Genugtuung darüber ist eine sehr zweifelhafte, so lange man nicht weiß, ob die Zahl der jüdischen Studenten nicht trotzdem zugenommen hat.

Wenn man so beobachtet, wie das Judentum Stück für Stück von der deutschen Herrlichkeit abbröckelt, wie es einrückt als Lehrer in unsere Schulen, um unsere Kinder von Grund auf zu verderben, wie es Besitz nimmt von den Richter- und Rechtsanwaltstellen, um uns unser Rechtsgefühl aus dem Herzen zu reißen, wie es unsere deutschen Ärzte, höheren Beamten, Universitäts-Professoren allmählich verdrängt, da muß uns bange ums Herz werden, und besorgt müssen wir in die Zukunft blicken und das Schicksal ängstlich fragen: Willst du die Deutschen, die sich all der königlichen Völker in Ost und West, in Nord und Süd erwehrt haben, in die Knechtschaft des niedrigst stehenden und widerwärtigsten Volksstammes fallen lassen, ohne daß ein ernstlicher Kampf dagegen versucht wird?!

Eben fallen mir im antisemitischen Katechismus von Thomas Frey einige Tabellen in die Augen, die ich hier einfach abdrucke. Ich bemerke, daß diejenigen Juden, deren Eltern sich haben taufen lassen, leider unter Protestanten, Katholiken und Dissidenten mitgezählt sind. Die Zahl der Juden ist daher höher, als die Tabelle angiebt. Außerdem ist dieselbe bereits drei Jahre alt, und seitdem hat sich die Zahl der Juden noch bedeutend vermehrt. Außerdem besitzen die Juden noch eine höhere Knaben- und Mädchenschule ganz für sich.

1. Gymnasien in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesammtzahl der Schüler mit der Vorschule	Protestant.	Katholiken	Juden	Dissidenten
1. Askanisches Gymnasium	813	666	25	120	2
2. Französisches „	593	321	20	252	—
3. Wilhelms „	1011	709	38	262	2
4. Friedrichs „	746	472	14	258	2
5. Joachimthal'sches „	534	506	11	14	3
6. Kölnisches „	680	543	14	220	3
7. Sophien „	672	419	21	231	1
8. Königstädtisches „	684	447	9	226	2
9. Friedr. Werdersches	663	404	22	233	4
10. Louisenstädt. „	739	594	17	125	3
11. Friedr. Wilhelm „	1321	1171	40	110	—
12. Louisen „	622	554	33	33	2
13. Leibnitz „	543	439	21	83	—
14. Humboldt „	711	621	29	55	6
15. Graues Kloster „	559	444	8	105	2
16. Städtisch. Progymnasium	527	488	18	19	2
Summa	11418	8698	340	2346	34

2. Real-Schulen I. Ordnung und Real-Gymnasien in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesammtzahl der Schüler mit der Vorschule	Protestant.	Katholiken	Juden	Dissidenten
1. Königliche Realschule	660	580	18	62	—
2. Falk-Realgymnasium	830	682	23	124	1
3. Friedrichs-Realgymnasium	575	495	23	56	1
4. Dorotheenstädt. Realgym.	769	620	39	106	4
5. Louisenstädt. „	753	590	26	134	3
6. Louisenstädt. Ob.-Realsch.	692	642	10	38	2
7. Sophien-Realgymnasium	666	541	12	112	1
8. Städt. höh. Bürgerschule	273	240	4	29	—
8. Andreas-Realgymnasium	781	703	14	61	3
10. Königstädt. „	770	597	12	161	—
Summa:	6769	5690	181	883	15

3. Fachschulen in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesammtzahl der Schüler	Protestant.	Katholiken	Juden	Dissidenten
Friedrich Werdersche Gewerbeschule	518	435	23	54	6
Handelsschule	257	183	7	67	2
Summa:	775	618	30	121	8

4. Staatliche und städtische höhere Töchter-Schulen in Berlin.

Name der Anstalt.	Gesammtzahl der Schüler	Protestant.	Katholiken	Juden.	Dissidenten.
1. Victoria-Schule	850	593	4	251	2
2. Louisen-Schule	831	572	18	241	—
3. Elisabeth-Schule	557	445	2	110	—
4. Sophieen-Schule	833	484	7	337	5
5. Margarethen-Schule	534	303	5	226	—
6. Charlotten-Schule	912	588	23	300	1
Summa:	4517	2985	59	1465	8

Die Einwohnerschaft Berlins beträgt rund 1,400 000 Seelen (1887), davon sind Nichtjuden (Protestanten, Katholiken und Dissidenten) 1,333,000; Juden: 67,000. Die Gesamtzahl der Schüler und Schülerinnen der in Tabelle I—IV bezeichneten Lehr-Anstalten beträgt 23,481. Davon müßten nach dem Bevölkerungs-Prozentsatz entfallen auf Nichtjuden: 22,357; auf Juden 1124. Es entfallen aber thatsächlich auf Nichtjuden nur 18,666; auf Juden 4815 Schüler. Die Juden stellen also zu den höheren Lehr-Anstalten im Verhältnis 4 bis 5 mal mehr Schüler, als die deutsche eingeborene Bevölkerung.

5. Das ungeheure Mißverhältnis springt noch mehr in die Augen, wenn man aus den obigen Zahlen folgende Berechnung aufstellt:

	Schüler bezw. Schülerinn. der in Tabelle 1-4 bezeichnet. höh. öffentl. Lehranstalt.	Gymnasiasten vergl. Tabelle 1	Realgymnasiasten vergl. Tabelle 2	Handels- oder Gewerbeschül. vergl. Tabelle 3	Schülerinn. der höh. öffentlichen Mädchenschulen vergl. Tabelle 4
Es entfallen auf je 1000 Einwohner Berlins	rund 17	rund 8	rund 5	rund $^1/_2$	rund 3
Es entfallen auf je 1000 nicht jüdische Einwohn. Berlins	rund 14	rund 7	rund 4	rund $^1/_2$	rund 2
Es entfallen auf je 1000 Berliner Juden	rund 72	rund 35	rund 13	rund 2	rund 22

Die eintretenden jüdischen Kinder finden an den höheren Schulen ihre Stammesgenossen als Lehrer wieder.

In Wien studierten 1886 5721 junge Leute, von denen 3173 arischen, 2085 semitischen Stammes waren, wobei die getauften Juden noch den Ariern beigezählt sind. An der technischen Hochschule in Wien war das Verhältnis 591 zu 303. An den Gymnasien und sonstigen höheren Schulen in Wien ist das Durchschnittsverhältnis der jüdischen Kinder 33$^1/_3$ bis 50 %, dagegen bilden die Juden nur $^1/_{22}$ der Bevölkerung Oesterreichs.

An der Berliner Universität waren:

Professoren:

a. Medizin	29	Deutsche,	einschl.	get.	Juden	13	Juden
b. Jura	12	"	"	"	"	3	"
c. Philosophie	75	"	"	"	"	13	"

Privat-Docenten:

a. Medizin	27	"	"	"	"	35	"
b. Jura	4	"	"	"	"	3	"
c. Philosophie	44	"	"	"	"	11	"
Summa	191	Deutsche,	einschl.	get.	Juden	78	Juden

Die Namen der jüdischen getauften und ungetauften Professoren bez. Docenten sind folgende:

a. Medizin: Bernhard, Falk, Henoch, Hirsch, Hirschberg, Jacobson, G. Levin, Liebreich, Liman, C. Mendel, Herm. Munk, Sanator, Wolf, Ad. Baginsky, B. Baginsky, Behrendt, Bergson, Brieger, Eulenburg, Fränkel, C Friedländer, Gud, Güterbock, Gutmann, Guttstadt, O. Israel, G. Kempner, A. Kossel, L. Kristeller, Landau, O. Lasser, Louis Levin, L. Levinsky. M. Litten, Mayer, Munk, Perl, Z. Reimann, Remack, Rieß, Salomon, Sander, Schiffer, Schüler, Veit, Max Wolff, W. Zülzer.

b. Jura: Dernburg, L. Goldschmidt, Ernst Rubo, Dr. Bernfeld, Gradewitz, Ryk.

c. Philosophie: Aschersohn, Harry Breslau, Ludwig Geiger, Hirschfeld, Kronecker, Lazarussohn, Moritz Lazarus, C. Liebermann, P. Magnus, Oldenburg, A. Pinner, H. Steinthal, Werder, H. Aron, Boas, Dessau, Sigm. Gabriel, J. Jastrow, Kaufmann, Loewenfeld, A. Lossen, R. M. Meyer, Rodenberg, Simmel, F. Aschersson.

d. Technische Hochschule: M. Hamburger, Julius Lessing, L. Liebermann, Adler, Dobbert, Herzfeld, Hirschfeld, Jacobsthal, S. Kalischer, Lehfeld, Moritz Meyer, Weyl.

e. Kunst-Akademie: Meyerheim, Michael.

f. Landwirthschaftl. Institut: Nathan Zuntz.

---

18. Jude und Volksschullehrer.

Dies Kapitel wird in einer Broschüre besonders ausführlich behandelt werden, einiges darüber muß aber auch hier gesagt werden.

Die Volksschule als solche hat für das Judentum eine so wesentliche persönliche Bedeutung nicht, denn nicht gar häufig verirrt

sich, wenigstens in Berlin, ein jüdisches Kind in dieselbe. Über 2 jüdische Kinder sind die von mir geleiteten Schulen im Osten und Norden der Stadt nicht hinausgekommen. Dies persönliche Interesse ist auch leider bei sämtlichen anderen Parteien, abgesehen vielleicht von den Sozialdemokraten, nicht vorhanden, da die Kinder aller besseren, d. h. bemittelten Stände, mit geringen Ausnahmen der Volksschule fern bleiben. Aus diesem Grunde hält sich auch die Fürsorge aller Parteien für die Volksschule innerhalb mäßiger Grenzen. Die Neigung, den Volksschullehrer über das Notwendigste hinaus zu befriedigen, ist nirgends zu entdecken, am wenigsten aber in Berlin, der Hochburg des Judentums. Etwas weitere Beachtung fand die Volksschule erst, nachdem man gefunden hatte, daß sich dieselbe sehr gut zur Versorgungsanstalt für häßliche oder unbemittelte jüdische Mädchen eigne, die man hier als Lehrerinnen anstellen konnte. Hiervon ist denn auch reichlich Gebrauch gemacht worden. Es ist ja unmöglich, festzustellen, wieviel jüdische Lehrerinnen an den Gemeindeschulen Berlins unterrichten. Vor mir liegt ein Verzeichnis der Berliner Gemeindelehrer und Gemeindelehrerinnen, ich schreibe daraus einige Namen ab, wie sie mir gerade ins Auge fallen, wobei bezüglich des Stammes auch wohl ein Irrtum mit unterlaufen kann. Frl. Jenny Lazarus, Frl. Rosenthal I, Frl. Simon I, Frl. Regina Baginsky, Frl. Rosenthal II, Frl. Jacoby I, Frl. Jastrow I, Frl. Simon II, Frl. Kohn, Frl. Wolff IV, Frl. Oppenheim, Frl. Löwenherz, Frl. Cohn I, Frl. Kirstein, Frl. Rosenthal IV, Frl. Frenzel, Frl. Fränkel, Frl. Jastrow II, Frl. Jakoby II, Frl. Jakoby III, Frl. Reiß, Frl. Meyer II, Frl. Jakoby IV, Frl. Kupfer, Frl. Lilienthal, Frl. Jakoby V, Frl. Heilbrun, Frl. Heilbron, Frl. Kaiser II, Frl. Eßler, Frl. Wolff V, Frl. Singer, Frl. Rosenthal V, Frl. Lydia Auerbach, Frl. Zucker, Frl. Eva Meyer, Frl. Hirsch! Es soll dies kein Verzeichnis der jüdischen Lehrerinnen sein, nur an einigen prägnanten Namen zeigen, wie weit die Verjudelung der Gemeindeschule geht. Dabei sind die Berliner Gemeindeschulen nicht etwa Simultanschulen, denn evangelische und katholische Schulen sind streng getrennt, letztere wissen sich auch gegen jüdische Lehrkräfte zu schützen.

Hunderte von armen deutschen Mädchen, die das Lehrerinnenexamen gemacht haben, sind ohne Brot, der bittersten Not ausgesetzt. Als vor einigen Monaten ein Handwerksgehülfe unter Angabe seines Standes eine Heiratsannonce in den Berliner Lokal-Anzeiger rücken ließ, hatten sich über 30, sage dreißig Lehrerinnen gemeldet! Lache darüber garnicht, lieber Leser, es ist dies eine tieftraurige Erscheinung. Nimmt man auch an, daß eine Anzahl davon in dem bloßen Drange, sich zu verheiraten, darüber hinweg gesehen hat, daß der Bildungsunterschied eine glückliche Ehe doch mindestens zweifelhaft machen mußte, die Mehrzahl derselben hat unter dem Drange schrecklicher Not gehandelt. Stellung ist nicht zu erlangen, weil die Jüdinnen die Stellen fortnehmen, Fabrikarbeit verstehen sie nicht, als Dienstboten können sie nicht gehen, weil sie nicht die Zeit hatten, das dazu nötige zu lernen. Es lief neulich eine hübsche Geschichte durch die Berliner Zeitungen von einer Lehrerin, die sich als Kindermädchen vermietete und die

Spreewäldertracht anlegen mußte, dies aber doch gern einem Leben der Schande vorzog, und die Töchter der Kaufleute Lewy Salomonsohn p. p. unterrichteten an großen preußischen Volksschulen! Und welche Lauferei, welche Visiten hat ein deutsches Mädchen nötig gehabt, die schließlich eine Stellung erlangte. Die Visiten bei Ludwig Loewe waren ja seiner Zeit berühmt geworden. Je weniger Interesse, von diesem Punkt abgesehen, das Judentum an der Volksschule hat, ein desto größeres hat es an den Volksschullehrern. Dieselben sind zum allergrößten Teile aus ländlichen Verhältnissen hervorgegangen. Ist ein Knabe auf dem Lande ganz besonders begabt, dann muß er Lehrer werden. So kommt es, daß der Lehrerstand so ungemein viele hochbegabten und talentvollen Leute in sich birgt. In diesem Punkte ist er sicher jedem anderen Stande voran zu stellen.

Bei der Lehrerbildung sind aber, wenigstens in früheren Jahren, schwere Fehler gemacht worden. Die unselige Anschauung, daß dem Lehrer nur eine streng abgegrenzte Bildung zu geben sei, weil er bei seinem kärglichen Einkommen sich desto unzufriedener fühlen würde, je mehr er gelernt habe, hat keine guten Früchte getragen. Die Frömmelei, welche an vielen Seminarien statt wirklicher einfacher Frömmigkeit gepflegt wurde, hat keinen Segen gebracht. Sie hat, wenn auch selten, Heuchler erzeugt, die aber in jedem Augenblick bereit sind, ihre Überzeugung entsprechend zu ändern. Viel schlimmer war die Wirkung auf die große Mehrzahl der ehrlichen und aufrichtigen Naturen. In diesen wurde gar häufig Abneigung gegen die Religion überhaupt erweckt und damit auch Abneigung gegen ihre Träger, sie gingen in ihrer religiösen und politischen Anschauung sehr weit nach links, und zwar vielfach in der wohlmeinendsten Weise. Hier hat die jüdische Presse ein sehr leichtes Spiel gehabt. Ist es doch dem ganzen deutschen Volk jahrelang entgangen, daß die Führer der liberalen Parteien unter dem Deckmantel freiheitlicher Bestrebungen lediglich die Interessen des Handels, d. h. des Judentums vertreten, wie sollte es der Lehrer rechtzeitig gemerkt haben! Dazu war es gar leicht, das Mislingen berechtigter Bestrebungen des Lehrerstandes nach Verbesserung seiner Lage der Regierung und den konservativen Parteien zuzuschieben. Ganz ohne Grund ist dies ja auch nicht, nur haben die liberalen Parteien, wo sie die Herrschaft führten, für die Volksschullehrer ebensowenig gethan. Etwas Gründliches für die Volksschule ist nur zweimal geschehen, unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich Wilhelm III zur Zeit der höchsten Begeisterung für Pestalozzi.

Durch ihr Freiheitsgeklingel ist es aber doch den liberalen Parteien am meisten gelungen, die Lehrer in ihrem Fahrwasser festzuhalten, und dadurch hauptsächlich sind die mittleren Stände lange Zeit dem Liberalismus, d. h. hier dem jüdischen Kapitalismus, treu geblieben.

Natürlich gab es speziell in Berlin gar viele Lehrer, die die Wahrheit längst durchschauten, sehr deutliche antisemitische Neigungen verrieten, dabei vielfach sehr freisinnigen Anschauungen huldigend. Diese gefährliche Pest mit Stumpf und Stiel auszurotten, dagegen die Anhänger des Judentums zu fördern, wurde die allernächste

Pflicht des Judentums und seiner Söldlinge, und an Eifer und Rücksichtslosigkeit hat man es nicht fehlen lassen. Meine eigene Lebensgeschichte hat dies wohl zur genüge bewiesen.

Hier nur noch einige Beispiele, die sich in infinitum vermehren ließen. Der Rektor Bellardi in der Steinmetzstraße ist ein eifriger Fortschrittsmann. An seiner Schule waren zwei Lehrer, Herkt und Wegner, eng befreundet, der letztere wohnte als Chambregarnist bei dem ersteren. Letzterer stand vor seiner Anstellung als Rektor und soll in Privatgesprächen einige nicht ganz philosemitische Äußerungen gethan haben. Eines Tages liefen zugleich bei der Schuldeputation, dem Schulinspektor und dem Rektor gleichlautende anonyme Denunziationen ein, die den Lehrer Wegner unerlaubten Umganges mit der Frau des Herkt beschuldigten. Bei der Untersuchung, die ernsthaft geführt wurde, bekam Herr Wegner die Denunziation, welche an den Rektor gerichtet war, selbst zu Gesicht, und er erkannte in derselben die verstellte Handschrift seines eigenen Rektors Bellardi. Er verklagte diesen wegen wissentlich falscher Denunziation und Verleumdung beim Schiedsmann. Bellardi hat hier seine Thäterschaft eingestanden und Abbitte geleistet, das amtliche Schriftstück habe ich selbst gesehen. Was wurde nun aus dieser geradezu ungeheuerlichen Sache?

Herr Bellardi hat noch heut die schönste Schule von Berlin, leitet nebenbei eine städtische Fortbildungsschule. Liberalität gegen Liberalität. Herr Wegner aber ist Rektor geworden und hat geschwiegen. Bellardi war als Lehrer in eine noch viel schlimmere Untersuchung verwickelt, auf die ich in meiner ausführlichen Schrift über die Berliner Volksschulen eingehen werde.

Ein hoch liberaler Schulvorsteher Richter wurde vor Jahren von zwei Lehrerinnen zugleich wegen Schwängerung bei der Behörde verklagt. Der Unterrichtserlaubnisschein wurde ihm entzogen, dann wieder bewilligt. Er unterrichtete an der von seiner Frau geleiteten Mädchenschule weiter.

Ein Rektor Zitzky zeigte sehr bedenkliche antisemitische Neigungen und wurde dafür von dem Stadtverordneten Gericke auf öffentlicher Straße geohrfeigt. Später erhielt er eine bessere Schule nebst Leitung einer der größten städtischen Fortbildungsschulen. Er wurde eifriger Fortschrittsmann. Siehe Aufforderung an Zander in meiner Lebensgeschichte.

Der Lehrer Müller vertrat, ohne fest angestellt zu sein, den als Schulinspektor nach Mogilno in Posen berufenen Rektor Folz, dann wurde er einfach als Lehrer wieder eingestellt, weil er angeblich in viel früherer Zeit eine antisemitische Äußerung gethan haben soll, die er aber bestreitet.

Ähnlich ist es mit dem jetzigen Rektor Völker und einem Lehrer Hoffmann ergangen, der das politische Examen nicht bestand. Ob Dr. Hermes ihm speciell die Frage vorgelegt hat: „Glauben Sie noch an das Märchen von Christo“, kann ich in diesem Falle nicht feststellen. Konservative, christlich-soziale oder gar antisemitische Ansichten werden in Berlin härter, als Verbrechen bestraft. Einige weitere Beispiele dieser Art habe ich in dem Artikel Jude und Beamter gegeben.

Dem gegenüber stelle man folgenden Fall von Liberalität der Behörden. Ein Lehrer Schmoock war zugleich Königlicher Dom-sänger; er gehörte als solcher einer kleinen Vereinigung an, die häufig Kunstreisen machte. In solchen Fällen meldete er sich in der Schule stets als krank ab. Die anerkennenden Zeitungsreferate wurden natürlich seinen betreffenden Rektoren bekannt, und da er auch sonst, wenn er ja in der Schule vorhanden war, diese nicht als Hauptsache behandelte, so beschwerten sich die Rektoren selbstverständlich über ihn. Es passierte ihm aber weiter nichts, er wurde nur von einer Schule zur anderen versetzt; dies ging zum Schrecken aller Rektoren des Süd-Ostens jahrelang so fort. Als ein Bekannter ihn fragte, wie es möglich sei, daß man ihn nicht lange fortgejagt habe, erwiderte er lachend: „Ich habe ein wichtiges Mitglied der Schuldeputation (er nannte dabei den Namen) einmal in interessanter Situation getroffen, mir thut keiner was!“ In meinem späteren ausführlichen Werk werde ich dergleichen Beispiele noch einige Dutzend anführen. Die Verhältnisse in der Lehrerschaft haben sich denn auch vollständig nach Wunsch des Judentums gestaltet und thun es noch täglich mehr. Man wolle nicht zu hart richten. Die meisten Lehrer sind mit einer zahlreichen Familie bedacht, und ihr Idealismus war besonders in der Jugend doch noch zu groß, um bei ihrer Verheiratung rein äußerliche Erwägungen in den Vordergrund zu stellen. Hier drohen unablässige Verfolgungen, bei denen ja allerdings von Politik niemals die Rede ist, dort locken Bevorzugungen aller Art, Überstunden, Stunden an Fortbildungsschulen, Unterstützungen, Anstellungen an höheren Schulen, Ehrenämter, die wenigstens mittelbar einträglich sind, endlich die Anstellung als Rektor u.s.w. Gar viele Lehrer brauchen auch ein so großes Opfer des Intellekts nicht zu bringen, weil sie im Herzensgrunde wirklich liberale Anschauungen haben, die allerdings wohl immer mit etwas Antisemitismus verquickt sind. Die aber wider ihre Überzeugung dieses Opfer einmal gebracht haben, werden dann die eifrigsten Parteigänger und wütende Denunzianten von Kollegen und Vorgesetzten. Wo ist in Berlin die Freiheit geblieben? Da waren die Zustände im finstersten Mittelalter und zur Zeit der drückendsten Napoleonischen Herrschaft hiergegen noch wirkliche Freiheit. Damals wurden wenigstens solche Denunzianten noch mit öffentlicher Verachtung bestraft. Wären die Lehrer frei, dann dürfte es mit der jüdisch-fortschrittlichen Wahlmache schnell genug vorbei sein. Daß die Volksschule selbst unter solchen Umständen leiden muß, bedarf keines Beweises. Die Berliner Volksschule könnte in der Welt unerreichbar dastehen. Man vergegenwärtige sich nur Folgendes: Wie die gesamte Bevölkerung Deutschlands sich mit magnetischer Kraft nach der Landeshauptstadt hingezogen fühlt, so auch die Lehrerschaft. Wer irgend Hoffnung hat, in Berlin angenommen zu werden, bewirbt sich hier um Anstellung. Aus ganz Deutschland also kann sich die Schuldeputation die besten Kräfte aussuchen. Die von Jahr zu Jahr anwachsenden Einnahmen der Stadt setzen sie in den Stand, alle äußeren Verhältnisse der Schule glänzend zu gestalten. Woran mag es wohl liegen, daß gleichwohl die von außerhalb hier eingeschulten Kinder,

wenngleich oft in manchen Fächern zurück, doch im Allgemeinen besser sind, als die hiesigen Schüler? der Leser wird sich dies selbst sagen können. Dazu kommt, daß die von Hause aus schlechten Kinder mit sehenden Augen direkt zu Strolchen herangebildet werden. Der Janhagel, der sich bei allen Gelegenheiten in Berlin so breit macht, ist künstlich herangezogen. Dies beruht auf dem sogenannten Umschulungssystem. Sind in einer Klasse zu viel Kinder, so werden die überflüssigen an eine Nachbarschule abgegeben, und daß dies stets die schlechtesten, zu Unthaten geneigten Kinder sind, ist selbstverständlich. So kommt es, daß alle diejenigen Schüler, welche stets unter strengster Aufsicht gehalten und in der Hand desselben Lehrers bleiben müßten, in wenigen Jahren sechs und mehr Mal in neue Schulen geschickt werden. Rektoren, die sich vermöge ihrer politischen Richtung nach oben hin stets gedeckt wissen, erlauben sich in diesem Punkt Unglaubliches, besonders wenn sie wissen, daß der Rektor, welcher diese Kinder bekommt, schwerlich jemals Recht erhalten wird.

Die Anstalt, welche ich am 1. April 1885 erhielt, war in dieser Beziehung unvergleichlich. Daß ich aus diesen Kindern immerhin noch Einiges machen konnte, hat mich daran gewöhnt, von mir als Pädagoge nicht gering zu denken. Die acht Schulinspektoren sind von der städtischen Schuldeputation gewählt. Wenn man daran denkt, wie schon die Rektoren in dem Hermesexamen sich ausweisen müssen, so wäre es hoch interessant, wenn man etwas über die Unterredungen erfahren könnte, die vor der Wahl mit diesen Inspektoren vorgenommen wird.

Das Gesamturteil läßt sich dahin kurz zusammenfassen: Die Berliner Volksschule ist zu einer Dienstmagd des Judentums herabgewürdigt. Mag immerhin ein so überaus wohldenkender, pflichttreuer, edler und hochbegabter Mann, wie der Stadtschulrat Bertram, nach Kräften zum Guten wirken und Machinationen aller Art fernzuhalten suchen.

Was vermag er, ein einzelner Mann, gegen das gesamte Judentum. Daß ich mir durch diese Veröffentlichung in erster Linie die Abneigung dieses Mannes zuziehen muß, ist für mich das einzig Schmerzliche. Aber wer kann wider sein Schicksal!

Die Königliche Regierung ist hier auch nicht ohne alle Schuld. Es ist ein ganz eigenartiges Verhältnis, daß das wichtige Recht der Schulaufsicht in Berlin an Männer übertragen ist, die von der Stadt gewählt sind. Eine wesentliche Besserung würde schon darin liegen, daß die Königliche Regierung den städtischen Schulinspektoren das Amt als Königliche Kreis-Schulinspektoren entziehen und damit direkt berufene Königliche Beamte betrauen würde. Die Berliner Verhältnisse, wie ich sie dargestellt habe, verlangen dies gebieterisch, und hoffentlich wird die Lehrerschaft auf ihre königlichen Aufsichtsbeamten nicht zu lange warten brauchen. Die hierdurch entstehenden Kosten von ca. 40,000 Mark können nicht ins Gewicht fallen. Die Lehrerschaft ersehnt nur eins, aber dies unbedingt, Gerechtigkeit. Ihrem eigentlichen Zweck wiedergegeben wird die Volksschule erst, wenn sie direkte Staatsschule wird. Die Schule ist kein Institut, das den politischen Parteien als Spielzeug überlassen werden kann.

Die Königliche Regierung betont dies auch bei allen Gelegenheiten, aber die praktischen Folgerung aus dieser Ansicht werden nicht gezogen.

---

19. Jude und Presse.

„So lange wir nicht die Zeitungen der ganzen Welt in den Händen haben, um die Völker zu täuschen und zu betäuben, bleibt unsere Herrschaft ein Hirngespinst!“ Dieses Wort des seiner Zeit in England lebenden Juden Moses Montefiore, der von seinen Stammesgenossen wie ein Patriarch verehrt wird, und dessen Aussprüche bei allen Juden der Welt Gesetzeskraft haben, giebt uns den Schlüssel zu dem Streben derselben, die gesamte Presse der Welt allmählich in ihre Hände zu bringen, und die Arier zeigen sich auch überall mehr als willig, sie in diesem Streben zu unterstützen. Neun zehntel aller Zeitungen Europas sind entweder direkt in ihren Händen, oder von ihnen abhängig, weil sie das Geld dazu gegeben haben oder dieselben doch unterstützen.

Die Presse ist die erste Großmacht, die Presse ist in Judenhänden, das sagt Alles.

Wer dem Judentum entgegenzutreten wagt, wird von der gesamten Preßmeute verfolgt, gehetzt, mit Schmutz beworfen, bis kein ehrenwerter Mensch mehr ohne Schaudern an ihm vorübergeht.

Die Presse Frankreichs ist ganz verjudet, da die Juden fast alle Blätter aufgekauft haben; nicht weniger als 1746 Zeitungen sind daselbst in ihren Händen. In Italien werden 692 Zeitungen von Juden redigiert. Die in Wien erscheinenden Zeitungen werden mit Ausnahme von zwei größeren und drei kleineren sämtlich von Juden geleitet. In Berlin gehören den Juden folgende Blätter:

1. Berliner Tageblatt, Herausgeber Ruben Moses (Rudolf Mosse), Redakteur Arthur Levysohn.
2. Berliner Zeitung, Verleger Löb Ullstein, Redakteur Franz Witzberger.
3. Berliner Börsencourier, Verleger Ruben Davidsohn, Redakteur Markus Horwitz,
4. National-Zeitung, Verleger Salomon, Redakteur Kölner.
5. Volks-Zeitung, Redakteur Heimann Holtheim.
6. Das Volksblatt, Besitzer Paul Singer.

Von Juden abhängig sind:

1. Freisinnige Zeitung.
2. Börsen Zeitung.
3. Vossische Zeitung.
4. Deutsches Tageblatt.
5. Post.
6. Norddeutsche Allgemeine Zeitung.

Antisemitisch sind nur folgende Blätter

1. Neue Preußische (Kreuz-Zeitung).
2. Staatsbürger-Zeitung.
3. Reichsbote.
4. Das Volk.

Der ganz vorzügliche, bahnbrechende Kulturkämpfer von Glagau erscheint zu selten.

Im Lande erscheinen noch die folgenden antisemitischen Blätter:

Antisemitische Correspondenz (Leipzig).
Leipziger Tageblatt.
Westfälische Reform (Dortmund).
Reichsgeld-Monopol (Cassel).
Die Abwehr, Monatsblatt (Hamburg).
Reichsherold (Marburg).
Deutsche Wacht (Dresden).
Unverfälschte Deutsche Worte (Wien).
Der Kyffhäuser (Salzburg).
Bote aus dem Waldviertel (Horm, Nieder-Östreich).
Oesterreichischer Volksfreund (Wien).
Oesterreichischer Reformer (Wien).
Leipziger Zeitung (Leipzig).
Westfälischer Merkur (Münster).
Dresdener Nachrichten (Dresden).
Märkisches Tageblatt (Witten).
Badische Landpost (Karlsruhe).
Hallesches Tageblatt (Halle).
Norddeutsche Presse (Neustettin).
Pommersche Reichspost (Stettin).
Bromberger Tageblatt (Bromberg).
Bayrisches Vaterland (München).
Triersche Landeszeitung (Trier).
Thorner Presse (Thorn).
Kölnische Volkszeitung (Köln).
Bonner Reichszeitung (Bonn).
Vaterland (Wien).
Neuigkeits-Weltblatt (Wien).
Neue Westf. Volkszeitung (Bielefeld).
Grenzboten (Leipzig).
Daheim (Leipzig).
Illustriertes Wochenblatt (Leipzig).

Das ist die Liste sämtlicher Zeitungen in Deutschland, welche es noch wagen, gegen die Juden aufzutreten. Was will das aber sagen gegen die tausende von Zeitungen in Deutschland, welche in Judenhänden liegen. Und wie geschickt versteht es der Jude, seine Zeitung dem Leser angenehm zu machen! Besonders die Frauen, welche bei Wahl der Zeitung ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben, werden angelockt durch die vielen pikanten Neuigkeiten, selbstverständlich größtenteils erfunden. Auch die sinnverwirrenden Romane, die auf Erweckung der Sinnlichkeit berechnet sind, ziehen

türlich an. Die Männer aber werden mit allen möglichen ingen, die erst in zweiter Linie stehen, durch alles mögliche hrasengeklingel betäubt, daß sie ein willenloses Werkzeug der uden werden.

Zwischen hinein fällt ein Tröpfchen Gift nach dem andern, as die Liebe zu Thron und Alter zerstört und allmählich in eine eistesrichtung hineintreibt, die dem Juden angenehm ist.

Zu keiner Zeit ist daher das Volk politisch so urteilsunfähig ewesen, wie jetzt. Blauer Dunst ist an die Stelle der ruhigen berlegung getreten.

Stehen jüdische Interessen auf dem Spiel, so ist die gesamte udenpresse auf dem Platze und erhebt einen so gewaltigen Lärm, aß man die Meinung des gesamten Volkes zu hören glaubt. or dieser sogenannten Volksstimme, die ja Gottes Stimme sein soll, eichen selbst die größten Männer zurück. Durch die Presse führt as Judentum das Vaterland am Gängelbande, und die Warnungs=ufe der wenigen unabhängigen Blätter verhallen ungehört.

Man denke einmal an den Gräfe=Prozeß, an die Bekämpfung der deutschen Ärzte Kaiser Friedrichs zu Gunsten des englischen Schwindlers, an die Verlobungsangelegenheit des Battenbergers u. s. w.

Selbst Richter=Kollegien und Geschworene, auch Parlamente, welche über Sachen zu befinden haben, die für die jüdischen Inter=essen von Wichtigkeit sind, werden durch alle möglichen juridischen Spitzfindigkeiten, die als Volksmeinung ausgegeben werden, in ihrem Urteil getrübt und gelangen oft zu entgegengesetzen Beschlüssen.

Die Presse ist es hauptsächlich gewesen, die durch ihre schwindel=haften Empfehlungen von unreellen Gründungen in der Gründer=zeit das deutsche Volk um sechs Milliarden gebracht hat, die jetzt wohlbehalten in Judenschränken ruhen. Die Spargroschen der kleinen Bürger, so sicher sie auch aufbewahrt wurden, wußte die Judenpresse doch hervorzulocken und ihre und die Taschen der jüdischen Gründer damit zu füllen.

Soeben haben wir eine zweite Gründerzeit durchgemacht. Der Krach wird nicht lange ausbleiben. Dabei sind die Zeitungen harm=los und spielen schließlich die gekränkte Unschuld. Die Leser halten an ihnen fest.

Wie sehr die Sittlichkeit durch sie geschädigt wird, ist unter=meßlich. Man achte doch einmal darauf, wie junge Mädchen den Annoncenteil verschlingen. Da empfehlen sich zahlreiche jüdische Ärzte zur Heilung geschlechtlicher Krankheiten, Mannesschwäche, Syphilis, Harnleiden, Hebeammen, die ihre Beihülfe sowie Unterkunft bei sekreten Geburten ankündigen, ferner finden sich Heiratsannoncen, sowie Annoncen zur Anknüpfung interessanter Bekanntschaften u. s. w.

Eine Annonce war mir so interessant, daß ich sie hier wenigstens teilweise abdrucke.

„Eine volle und üppige Brust ist die schönste Zierde der Frauen; wer eine solche nicht besitzt, bestreiche dieselbe mit Dr. Pyres Venus=Tinktur, auch an den Waden zu be=nutzen.“

Zu beiden Seiten obiger Annonce befanden sich die Bilder zweier Frauen, von denen die eine eine schwache, die andere eine übermäßig starke Brust zeigte. Unter diesen Bildern waren die Worte zu lesen: „Vor dem Gebrauch“ „Nach dem Gebrauch.“ Ähnliche Annoncen sind in den jüdischen Blättern täglich zu lesen.

So lange die jüdische Presse nicht lahm gelegt ist, darf schwer gehofft werden, daß das deutsche Volk aus seiner Betäubung erwacht. Wer ein öffentliches Lehramt übernimmt, muß den Staatsbehörden gegenüber seine wissenschaftliche und sittliche Befähigung nachgewiesen haben. Ein Zeitungsschreiber ist Lehrer des Volks. Warum wird von ihm nicht ebenfalls der sittliche und wissenschaftliche Befähigungsnachweis verlangt? Warum wird er nicht ebenfalls einem Disciplinargesetz unterworfen?

Man sieht hier, wie überall, die Staatsbehörden haben dem Judentum gegenüber ihre Energie verloren, und was das heißt, kann man an jeder erfolgreichen Revolution lernen.

---

20. Jude und Sittlichkeit.

Das eheliche Leben der Juden ist im allgemeinen ein untadeliges. Jede jüdische Ehe wird allerdings von vorn herein als ein Geschäft angesehen, aber für seine Frau und Kinder sorgt dann der Jude in musterhafter Weise. So sehr der Jude zu geschlechtlichen Exessen neigt, achtet er die Jüdinnen doch viel zu hoch, um sie der Schande preiszugeben, zur Befriedigung seiner Lüste dienen die deutschen Mädchen. Die bestehende natürliche Abneigung derselben gegen ihn weiß er in dem Maß zu beseitigen, als seine soziale Ueberlegenheit wächst. Was vermag das tugendhafteste deutsche Mädchen, das in sozialer Hinsicht vom Juden abhängig ist, gegen die dauernden Verführungskünste des raffinierten Wollüstlings! Vor einigen Jahren lief durch die Zeitungen mit Angabe von Namen eine traurige Geschichte, die in mancher Hinsicht typisch ist. Ein Mädchen war in einem Putzwarengeschäft angestellt und sah sich dauernd von ihrem jüdischen Brotherrn umworben, der abgewiesen wurde.

Eines Tages steckte die Direktrice einige Reste zu sich und forderte das Mädchen auf, sich auch einige davon zu Puppenkleidern für ihre Geschwister mitzunehmen, da der Chef dazu nichts sage. Das arme Mädchen ging in die Falle. Am andern Tage schon rief sie der Chef ins Komtoir und sagte ihr, daß sie in Gegenwart der Direktrice ihn bestohlen habe und nun der Staatsanwaltschaft übergeben werden müsse. Ein einziger Ausweg sei vorhanden, nur sie habe diesen in Überlegung zu ziehen. Das Mädchen blieb standhaft, und der Jude hat sie wirklich dem Gericht übergeben und verurteilen lassen. Ihre, der Angeklagten, Angaben galten vor Gericht nichts;

der jüdische Chef nebst seiner sauberen jüdischen Direktrice waren Zeugen.

Die Entsittlichung des deutschen Volkes wächst in geradem Verhältnis mit dem sozialen Verderben.

Wenn ein Volksschullehrer seinen Blick auf die vor ihm sitzende blühende Mädchenschaar wirft und sich dabei vergegenwärtigt, daß diese harmlosen Kinder mit so viel Mühe und Arbeit herangezogen werden, um zum Teil der jüdischen Wollust zu dienen, dann kann sein Herz wohl von tiefem Jammer erfaßt werden. Wer meinen Ausführungen nicht glauben will, es aber mit der Erforschung der Wahrheit ehrlich meint, den fordern wir auf, in der Zeit von elf bis zwei Uhr Nachts ein Wiener Café zu besuchen, etwa das Café National, Friedrich- und Jägerstraßen-Ecke. Wer mir dann noch Unrecht giebt, soll gewonnen haben.

Ich lasse hier zunächst einige Aussprüche des Talmud 2c. folgen, die, wie ich im Prozeß Tietz-Zucker nachgewiesen habe, bezüglich des Eides, wo ihre Befolgung am meisten geleugnet wird, unter den denkbar erschwerendsten Umständen beobachtet werden, dann bringe ich einen Aufsatz aus dem Kulturkämpfer von Glagau (Berlin).

Moses sagt: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, und: Wer die Ehe bricht mit seines Nächsten Weibe, der ist des Todes schuldig. Strafbar für den Juden ist also nur der Ehebruch an des Nächsten, d. h. des Juden Weibe, das Weib des Nichtjuden ist ausgenommen.

(Tr. Sanh. f. 52, 2.)

Rabbi Bechai, Levi ben Gerson und Andere lehren, daß die Ehe des Nichtjuden in den Augen der Israeliten keine Gültigkeit habe, und daß der Jude keinen Ehebruch begehe, wenn er ein nichtjüdisches Weib schände.

Der Talmud erzählt (Tr. Joma f. 18, 2), daß einige seiner ersten Weisen, Rabbi Rab und Nachmann, wenn sie in eine fremde Stadt kamen, öffentlich ausrufen ließen, ob nicht ein Weib auf einige Tage ihre Frau sein wolle. Ebenfalls im Talmud erklärt der Rabbi Elias, er wolle trotz des Versöhnungstages viele Jungfrauen schänden, da ja die Sünde draußen vor der Thür des Herzens geschehe, das Innere der Seele von den Bosheiten der Menschen unberührt bleibe.

(Tr. Joma f. 19, 2.)

Von Rabbi Elieser wird erzählt, daß keine Dirne auf der Welt gewesen sei, die er nicht gebraucht habe.

Hiernach gebe ich Glagau das Wort.

Man hat sicherlich schon Vieles und Richtiges über die heikle und doch so wichtige Frage der Prostitution geschrieben, aber noch Wenige haben über Verhältnisse gesprochen, welche dieses Laster gewissermaßen erzeugen und systematisch nähren. Dr. Fr. W. Müller sagt in seiner sozial-medizinischen Studie über die Prostitution (1868, Seite 5): „Davon zu sprechen, wodurch so viele dieser

unglücklichen Wesen auf ihre Bahn getrieben wurden, wie wenig sie verantwortlich gemacht werden können, wie große Schuld dagegen teils die gesamte Gesellschaft, teils einzelne verworfene Subjekte derselben trifft, daran denkt man gar nicht — und doch liegt gerade da das wirklich Lasterhafte, und sollte man gerade da gegen dasselbe ankämpfen." — Vielen ist es unbekannt, daß in Berlin, wo die geheime Prostitution unglaubliche Dimensionen angenommen hat und in empfindlichster Weise in die sozialen Verhältnisse eingreift, das Konfektions-Geschäft derselben nicht nur einen Vorschub leistet, einen Schlupfwinkel bietet, sondern eine förmliche Ausbildungsschule dieses Lasters ist. Bei ein wenig Erfahrung und Kenntnis der Verhältnisse des Berliner Konfektions-Geschäfts, welches ja inbezug auf seine Leistungen einen weitgehenden Ruf hat, wird man mir beipflichten, wenn ich sage: für die Sitten eines jungen Mädchens giebt es wohl kein größeres Verderben, als eine Stellung in der Konfektion.

Wer kennt nicht schon dem Renommée nach die Konfektioneusen von Berlin, jene Sorte auserwählter Freudenmädchen, denen der Stempel ihres Berufes schon durch die schwarze, auffallende Kleidung aufgedrückt ist? — Sie flattern auf den Hauptstraßen umher bei jeder Tag- und Nachtzeit; dutzendmal denselben Weg machend, die Trottoirs hinauf und hinab, mit hüpfendem Gang die mit allem Raffinement der Toilettenmittel gehobenen Formen des Körpers zeigend und ausbietend und Jedem, der ihnen für ihre Absichten geeignet erscheint, ein frivoles Lächeln zuwerfend. Wird sie nicht jeder Fremde für Lustdirnen halten, und darf er hinter diesen Geschöpfen die Bedientesten eines kaufmännischen Hauses vermuten? Ihre Stellung in den Konfektions-Geschäften ist nur der Deckmantel ihres schändlichen Gewerbes; sie entgehen so dem Arm der Sittenpolizei und bewahren ihren bürgerlichen Ruf, denn der obligate Steuerzettel, die Firma des Konfektions-Geschäfts schützt sie vor der Eintragung in die Liste der öffentlichen Dirnen. Ist es nicht schon verwerflich, wenn ein Geschäftshaus diese Töchter der Freude in seinen Räumen duldet; ist es nicht tief verächtlich, wenn ein Chef die unsittliche Lebensweise seiner Angestellten übersieht? Allein wie viel gemeiner und niederträchtiger ist es, wenn der Chef seine Ladenmädchen zur Unzucht geradezu anleitet und gewissermaßen selber den Kuppler macht?! Das aber ist in vielen Berliner Confections-Geschäften der Fall.

Die Sittenlosigkeit, die Verderbtheit unter den Angestellten weiblichen Geschlechts, hauptsächlich in den jüdischen Häusern der erwähnten Branche, hat erschreckende Ausdehnung angenommen. Wie viele unerfahrene, unbesonnene junge Mädchen, die ahnungslos diesen Beruf einschlagen, hat die Konfektion in den Pfuhl des Lasters gestürzt, denn das schlechte Beispiel, die tagtäglich an sie herantretende Versuchung tragen ihre Früchte. Goldsmith sagt in seinem „Landprediger von Wakefield": „Man findet schwerlich eine Tugend, die der Macht langer und reizender Versuchung widersteht." Wie große Schuld trägt die Konfektion an den demoralisierten Verhältnissen der ärmeren Bevölkerungsklassen von Berlin!

Da fragt weder Vater noch Mutter, aus welchen Mitteln die Tochter den Staat, die teuren Kostüme bezahlt. Sie beschönigen Anderen gegenüber diese Ausgaben mit der Stellung in dem ‚großen feinen Konfektions-Geschäft"; wohl verschweigend, daß sie dorten nur 20 Thaler monatlichen Gehalt bezieht, von denen die Eltern ihr 10—12 Thaler für Wohnung und Kost abziehen. Sie sind froh, daß ihre Tochter „so gut placiert" ist, und wenn sie auch selber noch ehrbar denken, ist das Mädchen bereits so verschmitzt, daß es die eigentliche Quelle seiner Einnahmen sorglich verschweigt. So gewinnt die geheime Prostitution von Tag zu Tag mehr Feld und untergräbt Sitte und Scham. Man erstaunt über die Unzahl so junger Mädchen, oft kaum 16 Jahre alt, welche sich Abends, nach Schluß der Geschäfte, an den belebtesten Orten, wie Unter den Linden, Friedrich-, Leipzigerstraße und Passage herumtreiben, Jagd machend auf einen Herrn, dem sie sich für ein Souper, ein Theaterbillet oder für blankes Geld gern hingeben.

In Paris, das mit Recht einen sehr schlechten Ruf genießt, wo die öffentliche Prostitution größer als in jeder andern Stadt der Welt ist, wo dieses Laster fast keine Grenzen mehr kennt und sich offener und frecher, wie an jedem anderen Platze zeigt, findet man im Verhältnis lange nicht so viel dieser blutjungen Wesen, welche im Geheimen der Prostitution ergeben sind. Es mögen wohl die Freiheit der Sitten und die zahlreichen Konkubinate dorten ein Hauptgrund für diese Erscheinung sein, denn man weiß, daß nach Aufhebung der Bordelle die Prostitution an Ausdehnung gewonnen hat. Früher zeigte sie sich offen, jetzt bleibt sie versteckt, und dies ist weit schlimmer! Gerade in dem Berliner Konfektions-Geschäft — es giebt mindestens 250 Firmen, welche über 1000 Ladenmädchen halten — spielen sich die schändlichsten Intriguen und schmutzigsten Geschichten ab. Es gehört schon an und für sich ein ziemlich Teil Schamlosigkeit dazu, daß ein junges Mädchen sich dazu versteht ihren Körper bald in diesem, bald in jenem Kleidungsstück den lüsternen Blicken der Beschauer auszusetzen, sich bald hier, bald da von der Hand eines Mannes betasten zu lassen, was weit öfter geschieht, als es notwendig ist, und dieses oder jenes unnatürliche Mittel zu gebrauchen, um die Formen des Körpers zu heben und zu verschönern. Es sollte diese Zurschaustellung schon abschreckend auf eine junge anständige Dame wirken, und ich glaube, daß mon mit einer gut konstruierten künstlichen Figur auch den Zweck erreichen könnte. Das Interesse des Prinzipals aber will es, daß die Ware in möglichst vorteilhaftem Lichte gezeigt werde, und er verlangt, daß seine Ladenmädchen in den elegantesten und modernsten Kostümen erscheinen, um neben dem lebendigen Modell als Musterkarte für sein Geschäft zu dienen. Dabei denkt er nicht im geringsten daran, sie diesen Ausgaben entsprechend zu bezahlen. Das gewöhnliche Salair der Damen beträgt 50 bis 75 Mark monatlich. Dafür in Seide und Sammet gehen und ehrenhaft leben!

Man wird vielleicht einwenden, daß dem Prinzipal nicht die Pflicht obliege, sich um das Auskommen seiner Leute zu bekümmern, welche er nach Gutdünken oder vielmehr nach dem bestehenden Ge-

brauch bezahlt, aber man wird auch zugeben, daß in keinem anderen Geschäftszweig der Chef zu seinem Vorteil von den Angestellten Ausgaben verlangt, die ihr Gehalt um vieles übersteigen. Er zwingt förmlich das junge Mädchen, auf irgend eine andere Weise das Geld zu erwerben, das sie in seinem Dienste aufwenden muß. Ja, der Chef selbst ist oft der erste, welcher seine Hand bereitwilligst bietet und gern das doppelte zahlt, wenn sich die junge Dame nicht scheut, ihm ihre Ehre zu verkaufen. Ganz offen bot solches in einem großen Berliner Confektionshaus der jüdische Inhaber einer anständigen jungen Dame an, die noch dazu verlobt war, wenn sie ihm Abends in ihrer Wohnung einen Privatbesuch gestatten wolle. Da sind die Fremden, die einkaufen und sich zugleich amüsieren wollen, die sich mit dem Chef verständigen und auf neu engagierte Damen hingewiesen werden, oder alte Bekantinnen finden, die ihnen jüngere Kolleginnen zuführen. „Berlin hat keine Bordelle mehr, aber es hat Confektionsgeschäfte!“ hörte ich einen Herrn von auswärts sehr bezeichnend sagen. Muß in der Umgebung verdorbener Kollegen, die jede freie Minute dazu benutzen, frivole Scherze zu treiben, zotige Anekdoten und schmutzige Erlebnisse zu erzählen, nicht das unschuldigste Mädchen mit in den Pfuhl der Unsittlichkeit gezogen werden? Mit welcher Gemeinheit der jüdische Chef eines hiesigen Confektionshauses gegen eine anständige junge Dame verfahren ist, eben weil sie nichts von der Schande wußte und wissen wollte, verdient hier erzählt zu werden. Seit circa vierzehn Tagen hatte das betreffende Geschäft das junge Mädchen engagiert, welches in einem anständigen und geschmackvollen schwarzen Kleide erschienen war, als der Prinzipal ihr vor dem ganzen Personal bemerkte, daß sie sich noch vorteilhafter kleiden müsse, um seinen Mänteln ein besseres Ansehen zu geben. Obgleich sie noch kein Salär erhalten hatte und ohne Mittel war, erwiderte sie dem Chef, daß sie sich ein neues Kleid bestellen werde. Indeß schon wenige Tage später schrie sie der Jude in so roher Weise an, daß sie immer noch dasselbe Kleid trage, daß er sie nicht gebrauchen könne, wenn sie nicht morgen besser gekleidet käme, so daß das Mädchen tiefgekränkt den Laden verließ, um in einem abgelegenen Winkel in Thränen auszubrechen. Wie ein Wütender stürzte der Jude ihr nach, sie verlachend und verhöhnend; sie seien keine Kinder, rief er, er verbitte sich das Weinen, und sie könne gehen, wohin sie wolle. Das Mädchen befolgte sofort seine Weisung, ohne ein Wort auf diese empörende Gemeinheit und Gefühlslosigkeit zu antworten. Zwei Tage später schickte ihr der Chef das Salär für den abgelaufenen Monat, ohne sie für die abgemachte vierzehntägige Kündigungsfrist zu entschädigen. Eine briefliche Mahnung von ihr blieb unbeantwortet, und als sie versuchte, den Chef persönlich zu sprechen, drohte er ihr, sie hinauswerfen zu lassen, wenn sie das Komptoir noch einmal betreten würde. Da sie zu arm und unerfahren war, um einen Prozeß zu führen, gab sie sich zufrieden.

In einem anderen Konfektions-Geschäft geniert sich der jüdische Inhaber der Firma nicht, in unbemerkten Augenblicken seinen Damen verliebte und zweideutige Blicke zuzuwerfen und auf unanständige Art ihnen nahe zu kommen. Man erzählt sich sogar,

daß er ein junges Mädchen in seinem Bureau zu unzüchtigen Handlungen verleiten wollte, nachdem er das anwesende Personal unter einem Vorwande weggeschickt hatte. Eine andere Dame ist dort ausgetreten, weil er Anstalten machte, sie auf ähnliche Weise zu belästigen. Dieser Don Juan ist ein älterer, verheirateter Mann, und schämt sich nicht, solche Scenen in seinem eigenen großen Geschäft aufzuführen. — Der Chef eines anderen Hauses gleicher Branche, natürlich wieder ein Jude, antwortete einer jungen Dame, welche sich für einen vacanten Platz vorstellte, auf ihr Bemerken, daß 15 Thaler Gehalt monatlich doch wohl zu wenig sei, mit bedeutungsvollem Lächeln: „Dafür gebe ich meine Damen auch schon um 6 Uhr frei!“ — Jene erwiderte ihm, daß er ein anständiges Mädchen vor sich habe, und verließ das Lokal.

Man verachtet den Wucherer, der die Not, die Armut seiner Mitmenschen ausbeutet; aber gewiß noch mehr Verachtung gebührt dem Manne, der seine Leute auf die Bahn der Unehre, der Prostitution hinweist, um sich billige Arbeitskräfte zu verschaffen. Giebt es nicht schon genug dieser armen Töchter der Freude, die oft der Hunger treibt, ihren Körper feil zu bieten? Die Phantasie eines jungen Mädchens ist reich, der sinnliche Trieb stark, das Fleisch aber schwach, und so unterliegt sie alsbald der Versuchung, der raffinierten Verführung. Der Genuß, der Taumel des Vergnügens, in dem vielleicht zwei, drei Jahre verflossen sind, ist rasch vorüber, der Geist stumpf, willenlos, blickt nicht in die Zukunft, sondern zahlt mechanisch der Natur den Tribut. Das gefallene Mädchen rafft sich nicht auf, hält die eingeschlagene Bahn für Fügung des Schicksals, betrachtet sie als ein Geschäft, einen Erwerb, der ihr bald nicht schlechter, als jeder andere dünkt. Fragt man diese verlorenen Geschöpfe hier in Berlin, was sie früher gewesen sind, so erhält man nur zu oft die Antwort: Konfektionense. Die Fälle, daß ein junges Mädchen festen Charakters und so standhaft ist, den fortwährend an sie herantretenden Versuchungen zu widerstehen, die lüsternen Anträge des Prinzipals, des Personals und der im Geschäft verkehrenden Herren beharrlich zurückweist, sind selten, und ich glaube, daß Wenige handeln, wie eine junge Dame, die eine sehr unangenehme Erfahrung in dem Jüdischen Konfektions-Hause von N. N. machen mußte. Kaum zwei Wochen war sie dort engagiert, als sie wegen eines kleinen Uebels zu Hause blieb, und durch eine Postkarte ihre Abwesenheit entschuldigte. Wie erstaunt war das junge Mädchen, welche bei ihren Eltern in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte, als sie eines Tages der eine Inhaber der Firma, ein älterer, verheirateter Mann besuchte, um, wie er vorgab, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Erfreut über die große Fürsorge ihres Chefs und in großer Verlegenheit, ihn nicht besser empfangen zu können, dankte sie ihm für die Ehre, die er ihr erzeige. Als die Mutter indeß für einen Augenblick das Zimmer verließ, sah die junge Dame ihren bisher so ernsten Prinzipal plötzlich in glühende Aufregung versetzt; er erklärte ihr, daß er sie sehr liebgewonnen habe, bedauerte, sie in so schlechten Verhältnissen zu sehen, und nachdem er mit einer frechen

Handbewegung versucht hatte, sie um die Taille zu fassen, bot er ihr mit fliegenden Worten und verliebten Blicken an, sie gern unterstützen zu wollen. Empört wich das Mädchen seinen frivolen Angriffen aus und bemerkte ihm, daß sie für eine in dieser Weise angebotenen Unterstützung entschieden danken müsse. Nachdem der Jude das Zimmer verlassen, teilte sie den Vorfall ihrer Mutter mit, und ein Bekannter derselben versäumte nicht, den Chef aufzusuchen und ihn über seine Handlungsweise zur Rede zu stellen. Gleichzeitig teilte er ihm mit, daß die junge Dame sein Geschäft nicht mehr betreten werde. Welche Schändlichkeit, auf die Armut eines jungen Mädchens zu spekulieren, um sie zur Befriedigung der Wollust zu gewinnen. Es ist das Damen-Garderoben-Geschäft nicht das einzige, welches Prostituierte beherbergt; leider sind diese schon zu innig verkettet mit der Gesellschaft, um nicht in der Verkleidung jedes anderen Erwerbes aufzutauchen, sei es als Verkäuferinnen, Modistinnen, Arbeiterinnen 2c. Doch in jedem anderen Geschäft verheimlicht und verbirgt das gefallene Mädchen noch ihr Laster aus Scham vor den anständigen Genossinnen, aus Furcht, ihre Stellung und Beschäftigung zu verlieren, nur in der Konfektion braucht sie der Regel nach nicht ängstlich und zurückhaltend zu sein, sondern statt der Schmach erntet sie hier häufig Triumphe, und statt der Entlassung werden ihr Gehaltsaufbesserungen und ansehnliche Geschenke zu teil. Nicht einmal der Schein des Anstandes wird da gewahrt: noch nicht zehn Schritte vom Geschäftslokal entfernt lassen sich die „jungen Damen" von jedem beliebigen Herrn anreden, der nicht mehr Zeit und Worte braucht, sie kirre zu machen, als bei jeder Dirne. Wahrlich, es ist beschämend, daß solche Pilze auf dem Boden des kaufmännischen Geschäfts wuchern dürfen; man sollte das Unkraut ausrotten, statt es zu pflanzen und groß zu ziehen!

Ich habe diese Frage angeregt in der Hoffnung, daß sie Interesse und Berücksichtigung in weitern Kreisen finden, und daß das von mir entworfene Bild der Berliner Konfektionsgeschäfte Eltern und jungen Mädchen zur Warnung dienen möge."

Hoch interessant ist in diesem Aufsatz folgende Stelle: Der Chef eines andern Hauses gleicher Branche, natürlich wieder ein Jude, antwortete einer jungen Dame, welche sich für einen vakanten Platz vorstellte, auf ihr Bemerken, daß 15 Thaler Gehalt monatlich doch wohl zu wenig sei, mit bedeutungsvollem Lächeln: „Dafür gebe ich meine Damen auch schon um 6 Uhr frei!" Jene erwiderte ihm, daß er ein anständiges Mädchen vor sich habe, und verließ das Lokal! Der Artikel von Glagau ist vor Jahren geschrieben, aber diese Dame habe ich vor 14 Tagen kennen gelernt. Ich kann Ihnen, Herr Glagau darüber Genaues sagen. Die Antwort erhielt sie im Geschäft von B. L., war dann lange ohne Stellung und fand schließlich Unterkommen in einem der größten Geschäfte am Hausvoigteiplatz.

Dort hat sie mit dem jüdischen Chef zwei uneheliche Kinder erzeugt, welche jetzt von den Brüdern des Mädchens erhalten werden, die aber ebenfalls in jüdischen Geschäften angestellt sind. Weil befürchtet wird, daß letztere bei voller Namensnennung ihre Stellen

verlieren, gebe ich die Namen vorläufig nicht. Privatim bin ich dazu bereit. Also ein als tugendhaft öffentlich gepriesenes Mädchen fällt der jüdischen Lüsternheit schließlich doch zum Opfer, und wie! Der Chef hat bereits erwachsene Kinder. Rechnet man hinzu, daß jene entsetzliche Krankheit, die unser Volk lediglich den Juden verdankt, noch heute unter ihnen sehr weit verbreitet ist, so wird man das Verderben ermessen können, das durch die jüdische Sittlichkeit im deutschen Volke angerichtet wird.

Hally, mein Einziges! sagte der Waffenschmied Teuthold, als ihm seine Tochter geschändet worden war, die er sofort tötete, obwohl sie unschuldig war. Die Schändung eines Mädchens war den alten Deutschen das schwerste Verbrechen, nur Blut konnte sühnen. Hallys Schändung giebt in der Hermannsschlacht von Kleist das Signal zum Aufstande aller deutschen Stämme.

Hally, mein Einziges! mag auch heute noch mancher Vater seufzen, aber das deutsche Volk steht nicht mehr auf. Man lächelt wohl, man macht einen Scherz, wenn man von Lewin oder Landsberger erzählt, daß er wieder ein ehrliches Mädchen der Schande überliefert, oder einem jungen Mädchen die Ehre abgeschnitten habe. Beistand finden solche armen Geschöpfe nicht, es müßte denn sein, daß ein Mädchen selbst den Mut fände, so einen rohen aber feigen Ehrabschneider eigenhändig für die ihr angethane Beleidigung zu züchtigen. Lilly Lehmann bewies Herrn Davidsohn mit der Peitsche, daß es doch zuweilen Mädchen giebt, die ihre Ehre gegen Juden zu verteidigen wissen.

Gar viele deutschen Männer sind heute in der Lage, mit dem fürlieb nehmen zu müssen, was ihnen der Jude allenfalls noch übrig gelassen hat.

Himmel und Hölle! Hally, mein Einziges! Leset die Hermannsschlacht von Kleist. Was waren unsere Vorfahren doch für Männer. Ob sie auf uns trotz unserer Kultur wohl stolz sein würden?

Daß jüdische Fabrikanten und Großhändler es als selbstverständlich ansehen, wenn die von ihnen beschäftigten jungen Mädchen ihren Körper preisgeben, um überhaupt zu einem Einkommen zu gelangen, welches ihre notwendigsten Bedürfnisse befriedigt, beweisen die Äußerungen derselben, welche mehrfach bekannt geworden sind. Durch Zeugen gerichtlich festgestellt ist z. B. die Äußerung des Herrn Rosenthal einem Meister gegenüber, der sich beklagte, daß bei den niedrigen Preisen er die Mäntelnäherinnen mit Hungerlöhnen abspeisen müsse. Herr Rosenthal sagte: Lassen Sie die Mädchen auf den Strich gehen, aber schaffen Sie billige Mäntel! Herr Rosenthal war der Comp. Paul Singers, des jüdischen Führers der Sozialdemokraten.

Solange ein Mädchen dem Juden zur Befriedigung seiner Sinneslust dient, wird sie von ihm erhalten und sogar mit Geschenken überschüttet, ist er ihrer aber überdrüssig, so hat sie auf irgend welche Rücksichtnahme nicht mehr zu rechnen.

Mir ist eine Broschüre in die Hände gefallen mit dem Titel: Ein dunkler Punkt im Leben des Geheimen Kommerzienrates von Bleichröder zu Berlin. In derselben erzählt der Verfasser,

Bürgermeister a. D. W. Laser, daß Herr von Bleichröder eine verheiratete Freundin, Frau Croner, gehabt habe, welcher er bei Abbruch ihrer Verhältnisse ein Dokument übergeben habe, in welchem er sich zu bestimmten Leistungen verpflichtete. Monatlich sollte sie 90 Mark, an jedem hohen Festtage außerdem 75 Mark erhalten. Für ihre Kinder sollte gesorgt werden. Dieses Dokument soll später unter Umständen, die zwar eingehend geschildert sind, die ich aber nicht glauben darf, wenn ich die Verhältnisse meines Vaterlandes nicht als absolut verlorene ansehen will, entwendet worden sein. Herr von Bleichröder hat dann später folgenden Eid geschworen:

„Ich pp. schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, die Thatsache ist nicht wahr, daß ich eine Urkunde des Inhaltes, daß ich der Klägerin für Geheimhaltung ihres behaupteten Verhältnisses zu mir vor meiner Ehefrau lebenslänglich in monatlichen Raten 30 Thaler und an jedem der vier jüdischen Hauptfeiertage 25 Thaler sowie eine Abfindungssumme für ihre Kinder zu zahlen versprochen habe, so wahr mir Gott helfe.

Diesen Schein hatten aber verschiedentliche Personen gesehen, und es wurde gegen Herrn von Bleichröder wegen Meineides denunziert. Nachdem die Untersuchung eingeleitet, soll Frau Croner, nachdem sie 48 000 Mark, dann noch 70 000 Mark erhalten hatte, einen Schein unterschrieben haben in welchem sie erklärte,

„daß sie sich mit dem Dokument geirrt habe."

Diese Erklärung gab Frau Croner ab beim Rechtsanwalt Modler in Berlin in Gegenwart des Generalbevollmächtigten des Herrn von Bleichröder, Oberbürgermeister a. D. Weber und des Restaurateurs Collin, wobei an die Frau Croner von Herrn von Bleichröder 70 000 Mark gezahlt wurden, wovon allerdings 21 000 Mark an den Restaurateur Collin für angeblich verauslagte Gerichtskosten sofort weiter gegeben wurden. Frau Croner wanderte dann sofort nach England aus, wo sie sich noch jetzt befindet. Dies war im Jahre 1884. Vorher, als ihr das Dokument entwendet worden war, und man von Zeugen noch nichts wußte, war die Frau Croner durch den Kriminal-Kommissarius Grafen von Schwerin hier, Zionskirchplatz 1, wider ihren Willen nach Kopenhagen spediert worden, von wo sie allerdings wiedergekommen ist. Nach London ist sie später aber freiwillig gegangen. Selbst Se. Exellenz der Herr Justiz-Minister von Friedberg soll diese Frau persönlich empfangen und dabei zum Guten geredet haben. Später sollen die Herren Graf von Schwerin und Bürgermeister a. D. Laser den Versuch gemacht haben, Herrn von Bleichröder mit Veröffentlichung dieser Thatsachen zu drohen, möglicherweise, um sich einen persönlichen Nutzen dadurch zu verschafien, was ich allerdings verwerflich finden würde.

Aus der sich hieraus entspinnenden Korrespondenz hebe ich folgenden Brief hervor.

Herrn Bürgermeister a. D. Laser
hier
Müller-Straße 14.

Sicherlich Ihren Absichten entsprechend, habe ich von Ihrem heutigen Briefe und unserer gesamten Korrespondenz Herrn Geheimrat von Bleichröder Kenntnis gegeben.

Derselbe ist der Ansicht — worin ich vollkommen mit ihm übereinstimme — daß ihm mit der Broschüre nicht gerade Annehmlichkeiten bereitet werden sollen, daß Sie aber auch bereit sein würden, einen Loskauf von den drohenden Unbequemlichkeiten selbst zu bewirken resp. zu vermitteln.

Herr von Bleichröder hat genug von Beleidigungen und Verleumdungen, und da in der von Ihnen angekündigten Broschüre es sich doch nur um dergleichen handeln kann, weicht er der Drohung und erklärt sich bereit, einen angemessenen Preis unter der Bedingung zu zahlen, daß die Broschüre mir ausgehändigt wird, und Sie sich verpflichten und die Verpflichtung Ihres Vollmachtgebers beibringen, Herrn von Bleichröder künftig in keiner Weise aus der Cronerschen Sache mehr anzugreifen oder Materialien zu einem solchen Angriff an andere zu gewähren.

Ich bin beauftragt, Ihre Forderungen entgegenzunehmen, über den Preis mit Ihnen zu verhandeln und den Preis festzustellen und auszuzahlen.

Ergebenst

gez. Weber.

Später scheinen die Herren Bürgermeister a. D. Laser und Graf von Schwerin große Fehler gemacht zu haben, denn sie wurden wegen Erpressung unter Anklage gestellt.

Die Anklage beginnt mit folgenden Worten.

„Der Herr Kommerzienrat von Bleichröder hatte in einem Prozesse einer Frau Croner gegen ihn einen ihm zugeschobenen Eid geleistet und sich wegen desselben in Untersuchung wegen Meineides befunden. Die Untersuchung ist gegen ihn eingestellt, und ist Seitens des von Bleichröder an seine Prozeßgegnerin eine Abfindungssumme gezahlt worden."

In dem Verhandlungstermine wurde auch anerkannt, daß wenn Herr von Schwerin behauptet, die Falschheit des von Herrn von Bleichröder geleisteten Eides sei durch die Ermittelungsacte nachgewiesen, dies hier für den vorliegenden Fall ohne Bedeutung sei.

Ich gebe gern zu, daß dies der Fall war, und wenn die beiden Herren Ungesetzliches begangen haben, so mußten sie dafür bestraft werden.

Aber über der Bleichröderschen Meineidssache herrscht geheimnisvolles Dunkel. Weil in diesem Prozeß die höchsten Staatsbeamten genannt worden sind, v. Friedberg, v. Madai, darum ist es die höchste Aufgabe des Staates, in diese Finsternis Licht zu bringen.

Der Beamte, der mit dem Verschwinden des Dokuments amtlich in Beziehung gebracht ist, die Frau Croner, die Collinschen Eheleute, von Normann, Kanzleirat im Auswärtigen Amt, die Maler Wittnebelschen Eheleute und die Kaufmann Loewinsohnschen Eheleute, sowie der Herr von Schwerin, müssen zu eidlichen Aussagen veranlaßt werden, auch wenn sie sich am Ende der Welt befinden sollten.

Durch einen wertlosen Zettel der Frau Croner, nach Auszahlung von 70000 Mark, kann dieser brennende Fall noch nicht beendigt sein.

All den tausenden von armen Menschen, die in ihrer Not das Gesetz übertreten haben und jetzt ihre wohlverdiente Strafe in den Gefängnissen abbüßen, ist es der Staat schuldig, an die Aufklärung dieser Sache Alles zu setzen.

Was möchte wohl geschehen sein, wenn von Herrn Hofprediger Stöcker oder Herrn Dr. Böckel ähnliches erzählt worden wäre?! Was möchte aber erst geschehen sein, wenn der absolute König Friedrich Wilhelm I. von diesem Fall gehört hätte?! Sicherlich würde das Schicksal des hohen Staatsbeamten in Königsberg, von dem ich oben erzählte, verschiedene Personen bedroht haben. Natürlich war damals der Wille des Königs noch einziges Gesetz.

Die Broschüre: „Ein dunkler Punkt im Leben des Herrn von Bleichröder“ ist im Buchhandel zu haben, also nicht konfisziert.

Die geradezu ungeheuerliche Behauptung, daß Herr von Madai im Auftrage des Herrn von Bleichröder bei Frau Croner eine Haussuchung lediglich nach dem bewußten Schein veranstalten, d. h. einen amtlichen Diebstahl habe vollführen lassen, daß später der Justizminister die Hauptzeugin beeinflußt, und daß die Untersuchung wegen Meineides auf den ganz wertlosen Zettel der Croner hin niedergeschlagen sei, bedarf der Untersuchung.

Sind die Behauptungen unwahr, so treffe die härteste Strafe diese Urheber der entsetzlichsten Verleumdung, die jemals im Staate der Hohenzollern ausgesprochen ist. Sind sie wahr, so kann nur gründliche Bestrafung aller Beteiligten die sonst unrettbar verfallene Ehre des Vaterlandes herstellen. Mit Totschweigen oder Hinweis auf die Bestrafung der Urheber wegen Erpressung ist nicht geholfen. Muß da nicht Jedermann auf die Vermutung kommen, daß die Justiz im Interesse der Juden zu einer gemeinen Metze degradiert ist, und die höchsten Staatsbeamten, Minister, Polizeipräsident, Staatsanwalt, zu Kupplern dieser Metze herabgesunken sind?

---

21. Der Jude als Patriot und Soldat!

Es ist einfach lächerlich, von jüdischem Patriotismus in landläufigem Sinne zu reden. Der Jude liebt nur sich und sein eigenes Volk. Sonst macht er in Patriotismus, sobald er einträglich ist. In allen Kriegen haben sich die jüdischen Bewohner eines Landes

dem eindringenden Feind als Spione angeboten, und für gutes Geld auch gute Dienste geleistet. Wehe dem Lande, das auf den Patriotismus seiner jüdischen Bürger in Zeiten der Not angewiesen wäre! Bei Beginn des Feldzugs 1870 schlossen die jüdischen Millionäre ihre Börsen zu. Die kleinen deutschen Kapitalisten zeichneten die erste Anleihe. Nach den ersten Siegen freilich waren sie freundlichst zur Hand. Sollte es in den Kriegen der Zukunft anders sein, und sollte der Staat sich nicht sehr schwer dadurch schädigen, daß er die kleinen Kapitalisten schutzlos dem Judentum preisgegeben hat? Nicht lange vor dem Kriege 1806 hatte ein Jude Davidsohn die Konzession zu einer Zeitung erhalten und versprochen, dieselbe in patriotischem Sinne zu leiten. Nach der Niederlage von Jena schweifwedelte er vor Napoleon I. und fiel die Königin Louise mit den schandbarsten Schmähungen an. Soldat brauchen ihres Körpers wegen nur wenige zu werden, und diese Wenigen wissen sich auch im entscheidenden Moment noch meistens zu drücken. Wie viele Juden mögen im letzten Feldzuge gefallen sein? So oft man von strafwürdigen Versuchen hört, junge Leute ihrer Militärpflicht zu entziehen, sind dabei hauptsächlich Juden. Bei den 69 in Frankfurt Angeklagten war meines Wissens kein einziger Deutscher. Viel schlimmer ist dies noch in Österreich und am allerschlimmsten in Rußland. Die Nihilisten in Rußland sind vornehmlich Juden, ebenso die Geldgeber für die Sozialdemokratie in Deutschland. Was der in Frankreich lebende Jude als Patriot bedeutet, hat uns Drumont gezeigt. Hetzen die Juden hüben und drüben zum Kriege, so geschieht es aus Geschäftsinteressen, und weil die Völker dann nicht Zeit haben, sich darauf zu besinnen, wie sie sich ihrer Plagegeister zu entledigen haben. Welch' patriotischer Sinn in dem Judentum wohnt, konnte man unter anderen auch sehen, als sich der preußische Reserve-Lieutenant von Bleichröder nach dem Nobilingschen Attentat vor dem Palais des Kaisers Wilhelm einfand, mit zwei öffentlichen Frauenzimmern am Arm, öffentlich zotenreißend. Er wurde darauf aus dem Offizierstande ausgestoßen. Doch genug hiervon. Hierüber muß ein eigenes Buch geschrieben werden.

---

22. Der Jude in Österreich, Polen, Frankreich, Rußland, England ꝛc.

Über dieses Kapitel hatte ich eine Menge von Material zusammengetragen. Da aber das Buch ohnehin viel ausgedehnter wird, als beabsichtigt war, und da mir neuerdings bekannt geworden ist, daß Eduard Drumont dieses Kapitel ausführlich bearbeitet, so will ich in diesem Buch darauf nicht eingehen.

Wer darüber schon jetzt genaueres lesen möchte, den verweise ich auf folgende Schriften:

1. Judentum und Deutschtum in der Ostmark, von Georg von Schönerer, Verlag des Reichsherold, Marburg in Hessen.
2. Der Schatten der Zivilisation oder das Judentum in Böhmen. Verlag des Reichsherold, Marburg in Hessen.
3. Der galizische Menschenhandel vor Gericht. Wien. Selbstverlag des Deutschen Volksblatts.
4. Esther, die semitische Unmoral, von Radenhausen. Leipzig bei Thiele.
5. Drumont, Das verjudete Frankreich. Berlin bei Deubner.
6. Illa von der Recknitz, von Kapitain Carl Jentzen, Merseburg.
7. Östreich, ein Juwel in jüdischer Fassung.

und viele andere Schriften, die alle, wie auch die obigen bei Fritsche in Leipzig zu erfragen und zu beziehen sind, ebenso in Berlin bei Georg Höpfner, Markgrafenstraße.

---

23. Urteile bedeutender Fürsten, Philosophen ꝛc.

Die Unmasse des zusammengetragenen Materials kann ich zu meinem Leidwesen nicht verwerten, da der beabsichtigte Umfang des Buches schon weit überschritten ist, aber einige besonders wichtige Urteile lasse ich hier doch folgen:

Die nachstehend unterm 28. September 1703 erwähnte Kabinetsordre König Friedrich I. lautet: „Was der Magistrat zu Halle, wegen eines Privilegii, worauf die dortigen Juden provociren und vorgeben, daß sie kraft desselben befugt wären, wenn sie gestohlene Güter gekauft, solche zu behalten, und den Eigentümern nicht zu restituiren, an uns gelangen lassen, und zu verordnen gebeten, das habet ihr aus dem Beschluß zu ersehen. Nun ist der Inhalt eines solchen Privilegii, dessen sich die Juden in Halle rühmen, unrecht und unbillig, denn ja solches keinem Christen recht und zugelassen ist, und die Juden nicht melioris conditionis seyn können als die Christen Wie denn auch dergleichen Recht, gestohlene Güter, wenn man sie gleich erkauft, zu behalten, laut der römischen Gesetze nicht unter ehrenbaren Heiden statt gehabt; wir befehlen euch demnach — euch von bemeldeten Juden das vorgegebene Privilegium vorzeigen zu lassen, copiam davon zu nehmen und solche einzuschicken. Wir können nicht glauben, daß wir ihnen dergleichen ertheilet, und wenn es gleich geschehen wäre. so müßte es doch für erschlichen et pro non scripto gehalten werden, wie wir es denn hiermit erklären!“

* * *

„Wir befehlen, . . . daß die schlechten und geringen Juden in den kleinen Städten, sonderlich in denen, so mitten im Lande liegen, woselbst solche Juden ganz unnötig und vielmehr schädlich

nd, bei aller Gelegenheit und nach aller Möglichkeit daraus weg-eſchaffet werden." — „Was wegen ihres Handels iſt, behalten ſie. lber daß ſie ganze Völkerſchaften zu Breslau anbringen und ein ;anzes Jeruſalem daraus machen wollen, das kann nicht ſeynd." — Und im Judenreglement von 1750 heißt es: „Der höchſte erlaubte Zinsfuß iſt 12 pCt. Ländliche Güter . . . wird denen Juden zu :rkauffen und zu beſitzen überall nicht geſtattet. Kein Jude darf auf)em platten Lande wohnen."

Friedrich II.

* * *

„Warum dieſe Leute toleriren, die dem Lande noch dazu ſchädlich ſind, die nichts arbeiten, nur vom Betrug leben?"

Joſeph II., Kaiſer von Oeſterreich.

* * *

„Die Geſetzgebung muß überall einſchreiten, wo der allgemeine Wohlſtand in Frage geſtellt wird. Die Regierung kann nicht mit Gleichgültigkeit zuſehen, wie ſich eine verächtliche Nation (die Juden) zweier Departements (Elſaß und Lothringen) von Frankreich bemächtigt. Die Juden müſſen als ein beſonderes Volk, nicht als eine religiöſe Sekte behandelt werden. Es iſt zu demütigend für das franzöſiſche Volk, in die Gewalt des niedrigſten aller übrigen Völker zu gerathen. Schon ſind ganze Dörfer ihrer Beſitzungen beraubt worden. Die Juden ſind die Raubritter der Neuzeit, wahre Rabenſchwärme. **Man muß ſie ſtaatsrechtlich behandeln, nicht zivilrechtlich.** Es wäre gefährlich, die Schlüſſel Frankreichs in die Hände ſolcher Menſchen, die keine Vaterlandsliebe fühlen, fallen zu laſſen. Vielleicht wird es zweckmäßig ſein, durch Geſetz zu beſtimmen, daß am Rheine nicht mehr als 50,000 Juden leben dürfen; die übrigen wären ins Innere Frankreichs zu verweiſen. Man könnte ihnen auch den Handel verbieten, da ſie ihn durch ihren Wucher entehren. Die Juden haben ſchon zu Moſis Zeiten Wucher getrieben und andere Völker unterdrückt, während die Chriſten nur ausnahmsweiſe Wucherer ſind und in ſolchem Falle der Verachtung anheimfallen. Mit philoſophiſchen Lehren wird man die Juden nicht anders machen, da ſind ſchlichte Geſetze, Ausnahmegeſetze von Nöten. Man muß den Juden das Handeln verbieten, da ſie Misbrauch damit treiben, wie man einem Goldarbeiter das Handwerk legt, wenn er falſches Gold macht. Ich bemerke noch einmal: was die Juden Böſes verüben, fällt nicht den Einzelnen zur Laſt, ſondern dem ganzen Grundcharakter dieſes Volkes."

Napoleon I.

* * *

Der Jude iſt nicht ein Teutſcher, ſondern ein Täuſcher; nicht ein Welſcher, ſondern ein Fälſcher; nicht ein Bürger, ſondern ein Würger.

Luther.

* * *

Zum siebenten, daß man den jungen, starken Jüden und Jüdin in die Hand gebe Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel und lasse sie ihr Brot verdienen im Schweiß der Nasen, wie Adams Kindern aufgelegt ist.

Luther.

* * *

Dazu sitzen die Fürsten und Oberkeit, schnarchen und haben das Maul offen, lassen die Jüden aus ihrem offenen Beutel und Kasten nehmen, stelen und rauben, was sie wollen, das ist: sie lassen sich selbst und ihre Untertanen durch der Juden Wucher schinden und aussaugen und mit ihrem eigenen Gelde sich zu Bettlern machen.

Luther.

* * *

„Ich rate nicht dazu, die Juden zu töten, sondern sie auf eine ihrer Schlechtigkeit entsprechende Art zu strafen. Was ist gerechter, als daß man ihnen wieder nimmt, was sie auf betrügerische Weise gewonnen haben? Was sie besitzen, ist auf schändliche Weise gestohlen, und da sie, was das Schlimmste ist, für ihre Frechheit bisher ungestraft blieben, so muß es ihnen wieder entzogen werden. — Was ich sage, ist allen bekannt. Denn nicht durch ehrlichen Ackerbau, nicht durch rechtmäßigen Kriegsdienst, nicht durch irgend ein nützliches Gewerbe machen sie ihre Scheunen voll Getreide, ihre Keller voll Wein, ihre Beutel voll Geld, ihre Kisten voll Gold und Silber, als vielmehr durch das, was sie trügerischer Weise den Leuten entziehen, durch das was sie insgeheim von den Dieben erkaufen, indem sie so die kostbarsten Dinge für den geringsten Preis sich zu verschaffen wissen."

Peter de Clügny (1146).

* * *

Zu der Furcht und dem Widerwillen, welche man in Egypten von jeher gegen sie (die Juden) gehegt, gesellte sich noch der Ekel und eine tiefe, zurückstoßende Verachtung. — — —

Wie sollte aus einer so verwahrlosten Menschenrasse ein freier Mann, ein erleuchteter Kopf, ein Held oder ein Staatsmann hervorgehen?

Schiller.

* * *

Bei den Juden ist alles Menschliche abscheulich; sie haßten stets alle Völker auf Erden, wurden aber auch von allen anderen stets gehaßt.

Voltaire: (In seinem Werke über Sitten und Geist der Völker).

* * *

Die Taufe kann wohl die Erbsünde abwaschen, aber nicht Juden zu Preußen machen.

A. Reichensperger
(am 6. März 1856 im preuß. Abgeordnetenhause).

* * *

Die soziale Frage ist zumeist Judenfrage.

Otto Glagau.

* * *

Der Jude ist der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit.

Richard Wagner.

* * *

Menschenrechte sollen sie haben, obgleich sie uns dieselben nicht zugestehen. Aber ihnen Bürgerrechte zu geben, dazu sehe ich kein Mittel als das: in einer Nacht ihnen alle die Köpfe abzuschneiden und andere aufzusetzen, in denen auch nicht eine einzige jüdische Idee steckt. Um uns vor ihnen zu schützen, dazu sehe ich wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land zu erobern und sie alle dahin zu schicken.

Fichte (Urteile über die franz. Revol.). 1815.

* * *

Bis in die Kreise der höchsten Bildung hinauf, unter Männern, die jeden Gedanken kirchlicher Unduldsamkeit oder nationalen Hochmutes mit Abscheu von sich weisen würden, ertönt es heut wie aus einem Munde: Die Juden sind unser Unglück!

Heinr. v. Treitschke.

* * *

Die Sitten der Juden sind sinnlos und schmutzig. „Unter sich halten sie auf Treue und Glauben und helfen einander, aber Fremde hassen und verfolgen sie.“ Eine zur Wollust äußerst geneigte Rasse. — Alles ist ihnen verächtlich, was uns heilig ist; während ihnen alles gestattet ist, was uns frevelhaft erscheint. — Sie sind das niedrigste aller Völker (deterrima gens).

Tacitus.

* * *

Die Sitten dieses verruchtesten Volkes sind schon so erstarkt, daß sie in allen Ländern sich verbreitet haben; den Siegern haben die Besiegten ihre Gesetze gegeben.

Seneca (nach Augustinus).

* * *

Die Juden, die in der ganzen Welt zerstreut wohnen und doch fest zusammenhalten, sind listige, menschenfeindliche und gefährliche Geschöpfe, die man gleich der giftigen Schlange behandeln muß, nämlich sofort, wie sie heranschleicht, ihr auf den Kopf treten; denn läßt man sie nur einen Augenblick den Kopf empor heben, dann wird sie sicher beißen, und ihr Biß ist sicher totbringend.

Abd al Qâdir al Gîlânî: al Fath arrabbânî Walfaid arrahmâni, Mag. 37 (545 n. Chr.).

* * *

Ehrlichkeit und Rechtssinn bei einem Juden erwarten, heißt soviel als: die Jungfräulichkeit bei einer alten Dirne suchen.
(Manâwî: al Maulid, Sig 72) (821 n. Chr.).

* * *

Es ist mir unbegreiflich, weshalb man diese mordschnaubenden Bestien (die Juden) nicht schon längst ausgerottet hatte. Würde man denn nicht wilde Thiere, die Menschen fräßen, sofort töten, auch wenn sie menschenähnlich wären? Und sind denn die Juden etwas anderes als Menschenfresser.
Mirza hassan Chan (Chiam hig Bil 3) (1689 n. Chr.).

* * *

Ein Ministerium, bei dem der Jude alles gilt; eine Haushaltung, in der ein Jude die Schlüssel zur Garderobe und zur Kasse führt; ein Departement oder Kommissariat, in welchem Juden die Hauptgeschäfte treiben; eine Universität, auf welcher Juden als Mäkler und Geldverleiher der Studierenden geduldet werden: das sind unauszutrocknende pontinische Sümpfe. Denn, nach dem alten Sprichwort: wo ein Aas liegt, da sammeln sich die Adler, und wo Fäulnis ist, hecken Insekten und Würmer." —
Herder (Ideen zur Geschichte der Menschheit).

* * *

Unbillig ist es, im Namen einer abstrakten Gerechtigkeit die bedingungslose Gleichstellung ungebetener fremder Gäste ohne entsprechende Gegenleistung von einem Volke zu verlangen; noch unbilliger ist es, einem Volke anzusinnen, daß es das überhebende Bewußtsein dieser Gäste, etwas Höheres und Besseres zu sein, als es selbst, im Namen der religiösen Toleranz respektieren und sich gefallen lassen solle; am allerunbilligsten und illoyalsten aber ist das Schaukelspiel mit der abwechselnden Hervorkehrung der einander ausschließenden Behauptungen der vollen Zugehörigkeit zur Nationalität des Wirtsvolkes und der providentiellen Erhabenheit über dasselbe.
Eduard v. Hartmann.

* * *

„Während alle anderen Religionen die metaphysische Bedeutung des Lebens dem Volke in Bild und Gleichnis beizubringen suchen, ist die Juden-Religion ganz immanent und liefert nichts als ein bloßes Kriegsgeschrei bei Bekämpfung anderer Völker." —
„Übrigens ist der Eindruck, den das Studium der Septuaginta (Griechische Übersetzung des Alten Testaments) bei mir nachgelassen hat, eine herzliche Liebe und innige Verehrung des großen Königs Nabuchodonassar, wenn er auch etwas zu gelinde verfahren ist mit einem Volke, welches sich einen Gott hielt, der ihm die Länder seiner Nachbarn schenkte und verhieß, in deren Besitz es sich dann durch Rauben und Morden setzte, und dann dem Gott einen Tempel darin baute. Möge jedes Volk, das sich einen Gott hält, der die

Nachbarländer zu „Ländern der Verheißung“ macht, rechtzeitig seinen Nebukadnezar finden und seinen Antiochos Epiphanes dazu, und weiter keine Umstände mit ihm gemacht werden!“

Schopenhauer (Parerga I, S. 136).

* * *

Auch in der alten Welt war das Judentum ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition.“

Prof. Theod. Mommsen.

* * *

---

24. Der Weg zur Selbstbefreiung.

Darüber dürfen wir uns nicht täuschen, daß eine Befreiung Deutschlands vom Judenjoch unendlich schwer ist. Der Raffiniertheit des Juden ist der Deutsche nicht gewachsen. Das National-Vermögen Deutschlands ist zum größten Teil in Judenhänden. Sie beherrschen die Börse, den Handel, das gesamte Kreditwesen, Justiz, Medizin, Wissenschaft und Kunst. In fast allen größeren städtischen Gemeinschaften haben sie sich die Herrschaft angeeinet. Und das ganze Budget einer solchen Stadt wird dann zu einem einzigen großen Korruptionsmittel in den Händen der Juden. Die ganze Verwaltung gestaltet sich dann zu einem unentwirrbaren Rattenkönig, wie das meine Lebensgeschichte zur Genüge beweist. Die gesamte Judenmacht konzentriert sich aber in der Presse. Diese schafft allenthalben künstliche Gegensätze und verwirrt das Volk in allen seinen Schichten. Ganze Volksklassen werden in Gegensatz zu ihrer Nationalität gebracht, entnationalisiert. Die jüdische Presse bewirkt also einen Zersetzungsprozeß, der in seinem Verlauf unbedingt das Ende des Vaterlandes herbeiführen muß. Die Juden machen gute Geschäfte, einmal bei der Aufrichtung des deutschen Reiches, einmal bei seinem Ende. Beim Leichenschmaus fällt für sie das meiste ab. Sie sind die Liquidatoren der sittlich und materiell von ihnen zu Grunde gerichteten Völker. Selbst in dem freien Amerika sieht man dies schon ein. Bellamy in seinem „Nationalist“ erklärt, daß Amerika in seiner gegenwärtigen Raubwirtschaft dem Untergange zutreibe. Es ist ein Dämon, der die Juden seit Alters her zu dieser Thätigkeit treibt, die sie doch schließlich mit verschlingen muß. Wie soll dieser ungeheuren Judenmacht entgegengearbeitet werden? Stehen sie doch im Begriff, sich auch der Staatsgewalt zu bemächtigen und dann das gesamte Staatseinkommen zu einem einzigen Korruptionsmittel zu machen, wie es in Frankreich bereits geschehen ist. Gleichwohl fehlt den Orientalen jede Gabe der Staatenbildung, noch mehr aber die der Staatenerhaltung gänzlich. Sie kennen nur Überhebung

und Grausamkeit oder feiges Winseln. Staatengründend und staatenerhaltend sind nur die Arier, in der letzten Zeit nur die Germanen.

In dem Buch „Rembrandt als Erzieher", dessen Erscheinen ich als ein Ereignis allerersten Ranges ansehe, sagt der Verfasser: Der Deutsche ist berufen, als Aristokrat Europa zu beherrschen, als Demokrat Amerika. Um Misverständnisse zu vermeiden, bemerke ich, daß hier jeder Bauer, und wie ich glaube, mit vollem Recht, als Aristokrat angesehen wird. Durch die Juden ist das Germanentum in Gefahr gekommen, vollständig zersetzt, seinem geschichtlichen Beruf entfremdet und seinem sicheren Untergang entgegengeführt zu werden. Erben würden dann ohne Frage die slavischen Völker sein, denn die romanischen sind trotz allen Firnisses der Kultur im Niedergange begriffen. Es ist betrübend, daß Deutschland so vollständig blind ist gegen die Gefahr, welche von Osten droht. Nicht an die Gefahr der Waffen denke ich in diesem Augenblick, sondern an die Gefahr einer edleren Kultur, die uns einmal zurückdrängen und überwinden könnte. Man vergesse nicht: Unter allem Schutt und Schmutz, unter der Korruption des Adels und der hohen Beamten und der Branntweinpest und Judenseuche ruht still verborgen der ruski mir, die russische Gemeindeordnung. Sie hat sich trotz aller Bedrückung ihrem Wesen nach durch die Jahrtausende erhalten. Sie macht in der That jeden Russen zu einem freieren Mann, als es alle Männer des zivilisierten Westens sind. Als Gemeindemitglied hat der Russe über alle Dinge seines nächsten Gesichtskreises mitzureden, hat für Alle einzustehen, und Alle stehen für ihn ein, sogar die Gerichtsbarkeit liegt mit in seinen Händen. Rußland besteht in der That aus unzähligen kleinen Republiken, in denen man das Vertretungssystem nicht kennt, sondern wo Jeder selbst entscheidet. Alle diese Republiken stehen unter einem allmächtigen Herrscher, der alle Staatsangelegenheiten ebenso selbstständig entscheidet, wie die Gemeinde die ihrigen. Natürlich ist diese großartige Idee vielfach durch Willkür des Adels und der Beamten verdunkelt, aber sie ist nicht tot. Rußland ist seinem Wesen nach sozialistisch und demgemäß ganz folgerichtig auch cäsaristisch. Der Parlamentarismus für Rußland ist ein Unsinn, und nur unreife Leute und Juden streben denselben an. Der Panslavismus strebt nach dem ungeheuren Ziele, die russische Gemeindeordnung in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder herzustellen, aus Rußland also tausende von sozialistischen Republiken zu machen, deren gemeinsamen Angelegenheiten durch den großen Vater in Petersburg absolut und unumschränkt geleitet werden. Erreicht Rußland dies, während die Zersetzung Deutschlands durch das Judentum weitere Fortschritte macht, so marschiert es an der Spitze der Kultur und eilt der Weltherrschaft entgegen, ohne daß ein Kanonenschuß zu fallen braucht. Allerdings hoffe ich, daß die Korruption des höheren Beamtenstandes, die Juden und der Branntwein die Wiedergeburt solange verzögern werden, bis wir selbst unsere Befreiung vollzogen und uns dadurch in den Stand gesetzt haben, unsere Weltmission zu erfüllen, denn das wolle man nicht vergessen: Unsere altdeutsche Gemeindeordnung, die von dem römischen Recht allerdings vollständig zerstört ist, hatte

mit der slavischen manches gemeinsam. Als vor wenigen Tagen die Kunde durch die Welt ging, daß Rußland sich seiner Juden ganz entledigen werde, ging ein Jubel durch alle antisemitischen Kreise. Ich aber war tief betrübt und bestürzt, denn folgender Satz ist in mir längst zur unumstößlichen Gewißheit geworden: **Dasjenige Volk, welches sich zuerst und am gründlichsten seiner Juden entledigt und dadurch die Bahn für seine naturgemäße Kulturentwickelung frei macht, ist zum Kulturträger, und folgerichtig auch zum Beherrscher der Welt berufen.** Demgemäß kann für uns die Frage gar nicht in Betracht kommen, ob es möglich ist, daß wir uns der Judenherrschaft und Judenkorruption entledigen. Es **muß** sein, und da kann die Frage der Schwierigkeit gar nicht erst erwogen werden.

Gegenwärtig giebt es drei antisemitische Parteien, die christlich-soziale, die deutsch-soziale und die Deutsche Volkspartei.

Ersterer gebührt die Priorität. Ihr Führer, der Hofprediger Adolf Stöcker, gründete diese Partei schon Ende der 70er Jahre. Er war es, der zuerst den weitesten Volkskreisen die Augen über das jüdische Treiben öffnete. Die Partei ist mit einem sehr starken Tropfen sozialistischen Öles gesalbt. Herr Hofprediger Stöcker will die soziale Neuordnung auf dem Grunde der christlichen Bruderliebe aufbauen, dem Staat bei seiner sozialen Neugestaltung seine altbewährte Institutionen aufrechterhalten. Natürlich zog er sich den ungeheuersten Haß aller Juden und Judengenossen zu, und was Judenhaß bedeutet, dürfte dem Leser meiner Lebensgeschichte vollständig klar sein. Der Mann, der sich wohl weniger mit Dogmatismus befaßt, als irgend ein anderer seiner Amtsbrüder, wurde als orthodoxer Mucker, Finsterling ꝛc. verschrieen, von allen Seiten mit Schmutz beworfen und nach oben und unten hin zugleich verdächtigt. Er stand aber auf einer solchen sittlichen Höhe und war außerdem Volksredner in so hohem Grade, daß heute bereits ein ganz anderer Geist in Deutschland wehen würde, wenn nicht der Fürst Bismarck, der dem Kapitalismus, d. h. dem Judentum, aus politischen Gründen seinen Schutz zugewendet hatte, zeitweise sein Wirken unmöglich gemacht hätte. Das Vaterland darf von ihm noch Großes erwarten. In der Judenfrage hat er sich bisher mehr kritisch gezeigt und ist mit seinen letzten Vorschlägen erst in zwei Fällen, bezüglich der Schule und des Rechtsanwaltsberufes, scharf hervorgetreten. Aus diesem Grunde scheint er manchen jüngeren Antisemiten nicht weitgehend genug zu sein. Parteiorgan der christlich-sozialen Partei ist das „Volk“.

Die deutsch-soziale Partei hat ihr antisemitisches Programm bereits ausgearbeitet vorgelegt, da sie die Rücksichten eines Hofpredigers nicht zu nehmen braucht. Auch ihrem Programm ist ein Tropfen sozialistischen Öles beigefügt. Allerdings ist dieses, das sogenannte Bochumer Programm, noch nicht vollständig durchgearbeitet, und ich glaube, daß in dieser Beziehung noch manches zu thun übrig bleibt. Die Partei steht auf christlich-monarchischem Boden. Der Antisemitismus steht bei ihr durchaus in erster Linie, und wenngleich sie keine Radikalmittel befürwortet, so dürfte doch

nach Ausführung ihres Programms die Bahn für einen gesunden sozialen Fortschritt frei sein. Ihr Vertreter im Reichstag ist der Abgeordnete Liebermann von Sonnenberg, früherer Offizier der deutschen Armee, der seine reichen Gaben, sein bedeutendes Wissen und seine große Energie in den Dienst des Antisemitismus gestellt hat. Kein Miserfolg, keine Verfolgung, keine Notlage hat ihn auch nur einen Augenblick wankend machen können. Der deutsche Adel hat in ihm einen vorzüglichen Streiter gestellt. Hauptsächlich litterarisch für die Partei ist thätig Fritsche in Leipzig, König in Witten, Radenhausen in Hamburg, dann vor allen Dingen auch der Altmeister des Antisemitismus, O. Glagau in Berlin, dessen Schriften, so besonders das Buch der Gründer, ferner „Deutsches Handwerk und historisches Bürgertum", endlich der periodisch erscheinende Kulturkämpfer in jeder antisemitischen Bibliothek den ersten Platz einnehmen müssen. Zentralpunkt der Partei in Berlin bildet die sogenannte Mittwochsgesellschaft. Parteiorgan sind die deutsch-sozialen Blätter.

Die deutsche Volkspartei hat ihren Sitz in Hessen. An ihrer Spitze steht der ~~Dr. phil.~~ Otto Böckel in Marburg. Es ist dies ein junger, thatkräftiger Mann mit großen Kenntnissen und großer Rednergabe, der trotz der größten Widerwärtigkeiten einen großen Teil des Hessenlandes dem Judentum dauernd entrissen hat. Seine Partei zählt gegenwärtig vier Reichstagsabgeordnete, nämlich die Herren Dr. Böckel, Zimmermann, Werner und Pickenbach. Ihr Parteiorgan ist der in Marburg erscheinende „Reichs-Herold." Die Partei steht zwar auf monarchisch christlicher Grundlage, doch huldigt sie sehr demokratischen Ansichten, tritt aber im Gegensatz zu der jüdischen freisinnigen Partei für Schutzzölle und Aufrechterhaltung unserer Wehrmacht ein. Von hervorragenden Männern der Wissenschaft sind besonders Treitschke und Dühring entschieden gegen die Juden aufgetreten, allerdings von ganz verschiedenen Standpunkten aus. Auch Herr von Hartmann hat einige, allerdings recht zahme Hülfe geleistet. Auf die weiteren, teilweise höchst verdienstvollen Vorkämpfer kann an diese Stelle nicht eingegangen werden. Es hat nicht ausbleiben können, daß von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen wurde, diese drei antisemitischen Parteien möchten sich zu einer einzigen vereinigen. Möglich wäre dies wohl, da vorläufig ihre wichtigste Aufgabe, Bekämpfung resp. Beseitigung des Judentums, weitaus in erster Linie steht. Indessen hat doch auch jede Partei ihre berechtigten Sonderaufgaben, und daher ist die Dreiteilung kein Schade, solange sich die Parteien als Teile einer großen Hauptarmee ansehen, die zwar getrennt marschieren, aber vereint schlagen. Die gegenseitige Förderung, das friedliche Einvernehmen, ist aber Grundbedingung des gemeinschaftlichen Erfolges. Besonders die Führer haben die heilige Pflicht, sich über jeden Fall friedlich und freundschaftlich zu verständigen, alles Persönliche in den Hintergrund zu drängen und etwaige Differenzen niemals weiter fressen zu lassen. Insbesondere scheint mir dies notwendig zu sein bezüglich der Verteilung der zu erobernden Wahlkreise. Mag man allerseits bedenken, daß jeder Antisemit diese Besiegung seiner selbst

der gemeinsamen, geheiligten Sache, der Zukunft des Vaterlandes und auch der zahlreichen Märtyrerschaar schuldig ist, die für ihre Überzeugung in Tod und Verderben getrieben wurde.

Eine internationale Verständigung muß außerdem, trotz aller Schwierigkeiten, angestrebt werden, und Männer wie Drumont, Schönerer u. s. w. werden dazu wohl ihre Hand bieten. Darüber kann freilich kein Zweifel bleiben: Wie die soziale Frage überhaupt, so muß auch die Judenfrage auf deutschem Boden ausgekämpft werden. Dieser Pflicht kann sich Deutschland seiner zentralen Stellung wegen nicht entziehen, aber mit der Lösung derselben wird es auch Glück und Segen über die ganze Welt verbreiten. Vorläufig mache ich folgende Vorschläge:

1. Beseitigung der Juden aus allen amtlichen Stellungen, sowohl des Staats als der Kommune, besonders auch aus dem Richter- und Rechtsanwaltsstande.
2. Aufhebung der Judenemanzipation.
3. Stellung der Juden unter Fremdenpolizei, die jeder Zeit Einsicht in die jüdischen Geschäftsbücher nehmen und bei Unreellitäten die sofortige Ausweisung beantragen kann.
4. Militärfreiheit der Juden, dafür aber eine ausreichende Fremdensteuer und Wehrgeldsteuer.
5. Verstaatlichung der Börse und der Reichsbank.
6. Verbot des Terminhandels an der Börse.
7. Verbot für die Juden, Zeitungen zu schreiben oder zu besitzen, die auf außerjüdische Kreise berechnet sind.
8. Verbot, daß Fremde Grundbesitz erwerben können (welches Gesetz auch in ganz Amerika besteht).
9. Aufhebung der Gewerbefreiheit.
10. Verbot der Naturalisation von getauften Juden.
11. Wiederherstellung des religiösen Eides.

Vielleicht wird die Gesetzgebung der Zukunft es für die größte Humanität halten, wenn die Juden in einem gut gelegenen, außereuropäischen Lande angesiedelt und dort in die Lage versetzt würden, sich ehrlich und rechtschaffen auf ihrem Acker zu nähren, wobei sie mit allem Nöthigen reichlich ausgestattet werden können. Der Überschuß ihres Vermögens, das den hunderttausenden ihrer Opfer, deren Knochen in allen Teilen der Welt bleichen, nicht mehr zurückgegeben werden kann, dürfte in der Hand des Staates die Lösung der sozialen Frage und damit den Kulturfortschritt der Menschheit wesentlich erleichtern.

Sobald die Judenfrage gelöst ist, sobald insbesondere die Juden aus der Presse verschwunden sind, ist die Bahn zu einer Verständigung über die soziale Frage frei. Wir werden uns dann nicht mehr gegenseitig mit Schmutz bewerfen, sondern jede Meinung auf ihren wirklichen Wert hin prüfen. Gegenwärtig ist dies unmöglich, da die sozialdemokratische Partei, durch ihre Hintermänner, die Juden, aufgestachelt, nicht mehr diskutiert, sondern sich schon im latenten Bürgerkriege mit den übrigen Volksklassen befindet. Daß wir uns am Anfang einer Weltwende befinden, kann kein Einsichtiger leugnen.

Wir müssen aus dem Zeitalter des schrankenlosen Produzierens hinaus in das des zielbewußten, aber ohne Aufhebung der individuellen Freiheit. Wir müssen dahin kommen, daß jeder schaffende Mensch auch den Ertrag seines Fleißes für sich erhält, und der Staat hat ihm dabei behilflich zu sein. Es wird nicht zu umgehen sein, daß die Hauptproduktionszweige genossenschaftlich organisiert, und daß den Handwerkern von Staatswegen ebenfalls zu Hilfe gekommen werde. Was alles dem Staat resp. der Kommune bei gutem Willen möglich ist, sehen wir eben in diesen Tagen in Rom. Dort striken die Schlächtergesellen, die Kommune nimmt das Schlachten und den Fleischverkauf allein in die Hand und läßt dieses durch Soldaten ausführen.

Jede Reform hat drei Stadien zu durchlaufen, erstens die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen, zweitens die Kritik, drittens die positive Schöpfung. Im zweiten Stadium befinden wir uns jetzt. Die ganze Sozialdemokratie ist nichts als eine große, zum Teil sehr berechtigte Kritik. Bevor wir zum dritten Stadium kommen, muß erst die Judenmacht gebrochen sein, denn die Juden sitzen gleich den Raubrittern des Mittelalters auf ihren Burgen und machen von dort aus ihre regelmäßigen Ausfälle, die alle positiven Schöpfungen unmöglich machen. Über das Wesen der positiven Neuschöpfungen haben die bedeutendsten Männer der Jetztzeit grundlegende Gedanken ausgesprochen, die schon jetzt, natürlich nach Erledigung der Judenfrage, praktisch zu verwerten wären. Ich nenne nur die Kathedersozialisten Schmoller, Wagner, Brentano, Schäffle, dann Männer wie den Freiherrn von Broich, von Mosch, Fritz Spielhoff und den Deutschamerikaner Dr. Schläger, der seine sorgfältigst ausgearbeiteten Aufsätze in den verschiedensten Blättern, so im Kyffhäuser, in den Bayreuther Blättern u. s. w. veröffentlicht und die Brücke bildet, welche uns mit den großen englischen und amerikanischen Sozialreformern verbindet. Seine letzte Veröffentlichung über Naturrecht und historisches Recht dürfte bahnbrechend wirken. Ferner nenne ich den verstorbenen Erzbischof Ketteler, Kaplan Hitze, v. Schorlemer-Alst, von Hüne. Als ein Ereignis ersten Ranges bezeichnete ich schon oben das Erscheinen des Buches „Rembrandt als Erzieher".

Jeder Satz dieses Buches fällt wie ein Lichtstrahl in dunkle Verhältnisse und könnte als Kapitelüberschrift zu einem neuen Buche dienen.

Folgende Sätze aus dem Buch führe ich an, um zu zeigen, wessen sich der Leser zu dem ganzen Buche zu versehen hat: Preußen hat zu Anfang dieses Jahrhunderts den Grundsatz angenommen, die erlittenen Niederlagen durch Stärkung der wissenschaftlichen Kraft des Volkes wett zu machen. Deutschland soll zu Ende des Jahrhunderts den Grundsatz annehmen, die erfochtenen Siege durch Stärkung der künstlerischen Kraft des Volkes zu rechtfertigen.

* * *

Kunst muß die Naivität zurückgeben, die wir durch die Wissenschaft verloren haben.

Wir lernen aus diesem Buche, daß die soziale Frage keineswegs, wie die Sozialdemokraten annehmen, reine Magenfrage ist, sondern daß es sich bei derselben noch um viel andere, höhere Interessen handelt. Die soziale Frage ist überhaupt nicht danach angethan, daß sie von einem Mann und in einem kurzen Zeitraum gelöst werden könnte, aber in Angriff muß sie sofort genommen werden und zwar mit allem Ernst, denn Stillstand ist Untergang. „Deutschland", sagte Treitschke in einer seiner jüngsten Vorlesungen, „gleicht einem Wagen, der auf scharfer Kante thalabwärts fährt. Er muß dauernd in Bewegung bleiben, denn sonst stürzt er unfehlbar in den Abgrund." Da die Vorbedingung zur erfolgreichen Inangriffnahme der sozialen Reform die Lösung der Judenfrage ist, so halte ich diese für überreif, und Zweck meines Buches ist es, recht dringend auf die sofortige Inangriffnahme derselben hinzuweisen.

Du darfst, deutscher Mann, sämtlichen produktiven Völkern der Welt Deine Liebe, Deine Achtung und Deine Freundschaft zuwenden, denn jedes produktive Volk klettert, oft ohne es zu wissen, auf der Leiter der Kultur empor, aber das parasitische kulturzerstörende jüdische Volk, das überall moralische Fäulniß und Zersetzung der bestehenden Zustände herbeizuführen sucht, weil es nur in der Fäulniß ernten kann, mußt du mit vollem Bewußtsein bekämpfen und unschädlich zu machen suchen.

Dem bisher angerichteten Unheil, das sich besonders in der Zerstörung unserer nationalen Institutionen und des nationalen Wohlstandes zeigt, müssen wir dreist ins Auge blicken. Thatkräftig müssen wir daran gehen, die alten Schäden zu beseitigen und dabei zugleich einen tüchtigen Schritt auf dem Wege der Kultur vorwärts zu thun.

Vor allen Dingen müssen wir aus dem sentimentalen Kosmopolitismus herauskommen. Nur als fest abgegrenzte Nationalität können wir der ganzen Welt den Segen bringen, den sie von uns erwarten darf.

Alle Völker der Welt bedeuteten nur so lange etwas für die Kultur überhaupt, als sie eine festgeschlossene Nationalität bildeten.

Unsere größten Dichter haben deshalb auch die Vaterlandsliebe als unsere heiligste und höchste Pflicht hingestellt, der sich ein edler Mensch auch beim besten Willen nicht entziehen kann. Wie schön sagt Göthes Iphigenie:

So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich wie im ersten fremd,
Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg.

Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborene spielend fest und fester
Mit sanften Banden an einander knüpfen.

und wie ergreifend klingen die Worte Allinghausens in Schillers Tell:

Verblendeter, vom eitlen Glanz verführt,
Verachte dein Geburtsland! Schäme dich
Der uralt frommen Sitte deiner Väter!
Mit heißen Thränen wirst du dich dereinst
Heim sehnen nach den väterlichen Bergen,
Und dieses Herdenreihens Melodie,
Die du in stolzem Ueberdruß verschmähst,
Mit Herzenssehnsucht wird sie dich ergreifen,
Wenn sie dir anklingt auf der fremden Erde.
O, mächtig ist der Trieb des Vaterland's:
Die fremde falsche Welt ist nicht für dich;

und dann an einer anderen Stelle:

Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans theure schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft;
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Deutsches Volk, niemals hat dir die Welt ein treueres Bild deines ureigensten Selbst gegeben, niemals auch wird dies in aller Zukunft möglich sein, als Göthe in seinem Faust. Seine letzten Worte waren:

„Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht ich sehen,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.
Zum Augenblicke dürft ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön.
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick."

Deutsche Brüder! Diese Freude am Vaterlande, diese Liebe zum Vaterlande hat Euch das Judentum zu rauben gesucht, wo es dies eben wagen konnte! Schimpft doch nicht auf die Juden, vertheidigt sie auch nicht, sondern studiert sie. Studiert Heine, Börne u. s. w. Besonders derjenige Teil der Nation, der im Schweiß seines Angesichts die Werte schafft, ohne dieselben doch mit genießen zu können, der dem jüdischen Mammonismus neuerdings am gefährlichsten zu werden schien, ist systematisch zu bewußter Vaterlandsfeindlichkeit erzogen worden.

Soweit meine Beobachtungen reichen, ist das Gift allerdings noch nicht bis zum innersten Kern der Volksseele vorgedrungen. Ist das Judentum beseitigt, so werden die Schlacken von selbst abfallen.

Doch auch die Liebe zu den vaterländischen Institutionen, insbesondere zur Monarchie, ist noch wenig erschüttert. Das Gefühl der Pietät unserm Herrscherhause gegenüber, unter welchem unsere Vorfahren seit Jahrhunderten glücklich und zufrieden gelebt haben, ist überall noch viel lebendiger, als die bereits siegestrunkene Judenschaft annimmt. Doch nicht das Gefühl allein kettet uns unauflöslich an unser Herrscherhaus, sondern das tiefste folgerichtigste Denken zeigt uns, daß die **soziale Erbmonarchie** uns allein unserm geschichtlichen Beruf entgegenführen kann. Die Monarchie bildet den einzigen festen Pol in der Erscheinungen Flucht. Der moderne Parlamentarismus giebt uns im besten Falle eine Momentphotographie der augenblicklichen Stimmung. Wo ein parlamentarisches Regiment herrscht, da wird die Nation von solchen Momenteindrücken fortgerissen zu Dingen, die später den größten Schaden herbeiführen können. Dies ist die große Lehre der Konfliktszeit von 1861—1866. Die Momentstimmung führte das Vaterland unfehlbar dem Untergange entgegen. Die Monarchie gebot Halt diesem Fortgerissenwerden durch die Stimmung des Moments, sie bildete einen wirklichen roche de bronce, und **rettete Preußen wider seinen Willen vor sich selbst.** Dieser Gegensatz tritt häufig in Krisen hervor, wie damals nach Außen, so jetzt nach Innen. — Auch bei der jetzt bestehenden inneren Krisis wird Deutschland vor sich selbst durch die soziale Monarchie gerettet werden.

Hören wir, was Dr. Schläger in seinem Artikel: „Der Kampf zwischen der naturrechtlichen und historischen Schule“ über diesen Punkt sagt:

„Diese Leute bestehen nach wie vor darauf, Regierung und Volk als zwei sich ewig bekämpfende Gegensätze hinzustellen und als Hauptziel die Schwächung der Regierungsmacht, die Vermehrung der Befugnisse der Volksvertretung auf ihr Banner zu schreiben. Bismarck wies diese in Preußen jedenfalls unberechtigte Auffassung einmal im Reichstage mit scharfen Worten zurück, indem er erklärte, daß er, der Reichskanzler, ebenso gut zum Volke gehöre, wie die Mitglieder des Reichstages, und daß er nicht gewillt sei, sich in einen künstlichen Gegensatz dem Volke gegenüber stellen zu lassen. Man hat leider den tiefen Sinn dieser Erklärung nicht verstanden, nicht verstehen wollen.

In den letzten Sätzen haben wir eines der lehrreichsten Beispiele aus dem siegreichen Kampfe des historischen Rechtes, der mit tieferem Staatsinhalte unabweisbar geforderten Maßnahmen, (Reorganisation des preußischen Heeres) gegen das im Abgeordnetenhause unter der Devise „Diesem Ministerium keinen Mann und keinen Groschen“ durch Grabow, Virchow und die Fortschrittspartei in's Feld geführte demokratische oder Naturrecht hervorgehoben. Formell mag ja eine Verletzung des Buchstabens der Verfassung vorgelegen haben, insofern ja Bismarck selbst im Herbst 1866 eine nachträgliche Gutheißung seines Verfahrens von der Kammer sich gefallen ließ. Das Wesen des Gegensatzes, die Berechtigung der Krone, als Vertreterin des historischen

Rechtes, die Durchführung der „geschichtlichen Bestimmung des preußischen Staates“ zu erzwingen, bleibe durch jene Indemnitätsforderung Bismarcks unbeeinträchtigt“. — Die Notwendigkeit verlangt allerdings, daß die soziale Erbmonarchie eine freie ist. Wäre sie von einer bestimmten Volksklasse abhängig, so würden die Forderungen dieser auch allein Befriedigung finden. Da in Europa der Kapitalismus, d. h. das Judentum, viele Regierungen beherrscht, so findet der Kapitalismus allein wesentliche Förderung seiner Interessen, während die übrigen Volksmassen sich mit schönen Worten begnügen müssen. Die Notwendigkeit eines festen Pols ist auch stets in allen Republiken anerkannt worden. Man hat überall Senate gegründet, die sich aber nirgends als widerstandsfähig genug gezeigt haben. Wirkliche, ernsthafte Republiken, in denen das Volk in seiner Gesamtheit an der Regierung Teil genommen hätte, hat es in der Welt übrigens wenige gegeben. Entweder regierten die durch Geburt, oder die durch Reichtum ausgezeichneten wenig zahlreichen Volksklassen, und die eigentlich produktive Bevölkerung wurde von ihnen mehr bedrückt, als irgend wo anders. Der Kampf zwischen den Patriziern und Plebejern in Rom war nichts weiter, als ein Kampf zwischen der Geburts- und Geldaristokratie. Als Athen zur wirklichen Demokratie überging, verfiel es dem baldigen Untergange. Die Sozial-Monarchie der Hohenzollern ist in der Weltgeschichte etwas völlig Neues und hat ihre Berechtigung in vier Jahrhunderten dadurch dargethan, daß sie aus einer halben Wüstenei, aus Sandschollen ohne Wert, einen blühenden Staat geschaffen, und dem alten absterbenden Europa einen neuen Mittelpunkt und neue Ideen gegeben haben.

Leider besitzt die große Mehrzahl der Nation hierfür auch in seinen patriotischen Teilen noch viel zu wenig Verständnis. Auch in den Schulen wird dies Verständnis noch wenig geweckt, wie denn z. B. alle Geschäftsbücher viel von den Kriegen und Heldenthaten zu erzählen wissen, die doch bei sämtlichen Monarchen des Hohenzollernhauses, selbst bei Friedrich dem Großen in zweiter oder dritter Linie stehen, aber wenig von der schaffenden sozialen Thätigkeit aller Fürsten, die doch ihr eigenstes Wesen ausmacht. Unser Vaterland wird auch in der Zukunft nur als soziale Monarchie zum Segen der Menschheit an der Spitze der Völker marschieren, sonst wird es zurück versinken in Bedeutungslosigkeit und Elend.

Meine Ueberzeugung geht dahin, daß die Hohenzollern in ihrer Bedeutung für die Welt erst am Anfang ihrer Laufbahn stehen. Alles Bisherige bildete erst die Einleitung.

An Dir, Du Deutsches Volk, liegt es nun, das Deinige zur Erreichung des großen Zieles beizutragen. Mit dem Parlamentarismus, der Dir erhalten bleiben wird und muß, ist die Bestimmung Deiner Geschicke mit in Deine Hände gelegt. Trage nun an Deinem Teile dazu bei, daß sich die großen Volksmassen in Deutschland wieder wohl und glücklich fühlen können, und daß Alle in demselben wieder eine wirkliche Heimat finden.

Wirkliche große soziale Reformen sind notwendig, nicht nur dürfen den produktiven Volksmassen einige Brocken zugeworfen werden.

Deutschland ist ja so reich an edlen, aufopferungsfähigen Männern und an großen Talenten.

Bisher sind dieselben allerdings durch das Judentum gegen einander gehetzt worden, aber wenn Deutschland an die rasche Beseitigung dieser beutegierigen Parasiten geht, werden sich die Männer aller Richtungen wieder zusammenfinden.

Als die erste französische Republik in voller Blüte stand, wurden ihr zu Ehren gar häufig kleine Bouquets gebunden. Mit Vorliebe wählte man dazu einen katholischen Geistlichen und ein junges Mädchen, oder eine Nonne und einen sogenannten Verdächtigen. Man band dieselben mit den Füßen zusammen und warf sie ins Wasser. Die krampfhaften Bewegungen der Ertrinkenden mußten die Schaustellungen ersetzen, die bisher die Monarchie und die Geistlichkeit in ihren feierlichen Aufzügen geboten hatten. So ein kleines Bouquet möchte ich meinen Lesern auch überreichen, indem ich vier Personen mit einander in Beziehung bringe, die sich wohl von allen Personen Deutschlands am fernsten stehen. Es sind dies der verstorbene Pastor Knack, der sozialdemokratische Abgeordnete Fritz Kunert, der Stadtschulrat Dr. Bertram, eine katholische Krankenpflegerin, Schwester Bertha.

Pastor Knack erklärte bekanntlich, daß die Bibel seine einzige Richtschnur in allen Dingen sei, und er auch an die Forschungen der Wissenschaft nicht glaube, wenn dieselben der Bibel widersprächen. Es ist bekannt, daß er deswegen von der gesamten Judenpresse, die in ihm das Christentum zu treffen suchte, mit dem tollsten Hohn überschüttet wurde. Wolkenschieberhüte und Wolkenschieberschnaps giebt es noch heute. Diesen Mann in seiner stillen Thätigkeit zu beobachten fand ich wiederholt Gelegenheit. Er hat von seinem Einkommen nur einen geringen Bruchteil für sich verbraucht. Das meiste gehörte den Armen. Als einmal ein Notleidender zu ihm kam und er vergeblich die ganze Wohnung nach einer Gabe durchsucht hatte, fiel ihm das Strickzeug seiner Frau mit einem halbfertigen Strumpf und einem Knäuel Wolle in die Augen. Er gab dieses hin als das einzig Wertvolle, was er finden konnte.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Fritz Kunert war früher Lehrer in Berlin, hatte aber nur ein Gehalt von 1560 Mark. Als der Rector Bombe so schrecklich aus dem Leben geschieden war, zogen sich selbstverständlich fast alle Specialcollegen von der Familie zurück.

Da Bombe am Tage vor seinem Tode noch sein ganzes Gehalt für Schuldenbezahlung weggegeben hatte, so kam die Familie in die schrecklichste Not. Neben dem Kommerzienrat Pintsch war es einzig und allein Fritz Kunert, der hier eingriff. Weder verwandtschaftliche Verhältnisse, noch besondere Freundschaft, sondern allein die große Not, die sonst bekanntlich die Menschen abstößt, ketteten ihn an die Familie. Sein doch wahrhaftig nicht hochbemessenes Gehalt nahm er zur Hälfte für sich, die andere Hälfte floß den sechs unmündigen Bombeschen Kindern zu.

Von dem Schulrat Professor Dr. Bertram ist mir Folgendes bekannt: Wenn Lehrer in gar zu große Not kamen, und die behördlichen Unterstützungen wesentliche Hülfe nicht schaffen konnten, so be-

stellte er solche Lehrer zu sich und händigte ihnen persönlich eine Summe von sechzig bis hundert Mark als zinsloses und in beliebigen Raten rückzahlbares Darlehn ein. Ich halte es für höchst wahrscheinlich, daß dasselbe in gar vielen Fällen nicht hat zurückgezahlt werden können. Um ja jeden Dank von sich abzuwehren, deutete er an, daß er anderweitig dieses Geld zur Verfügung erhalten hätte. Mir ist aus anderen Quellen sicher bekannt, und im Klagefalle würde ich es auch beweisen, daß diese stillen Wohlthaten fast über die Grenze des Könnens hinaus ausgedehnt sind.

Die katholische Krankenpflegerin Schwester Bertha lernte ich in einer total verarmten Familie Lochschefsky kennen, in der die Frau zu allem Überfluß nach überstandenem Wochenbett schwer erkrankt war. Als ich dort eintrat, war sie damit beschäftigt, die Windeln zu waschen, während doch ihre zarten Händchen und ihre ganze Erscheinung auf frühere Lebensverhältnisse hindeuteten, die kaum zu ihrer augenblicklichen Beschäftigung paßten. Diese Schwester hat in der Familie die denkbar unangenehmsten Arbeiten verrichtet, und einige Tage später sah ich sie mit einem Hundefuhrwerk, in dem sie jedenfalls Bedürfnisse für die Familie herbeigeschafft, die sie sicher erst irgendwo hat erbitten müssen, vor dem Hause der Familie halten.

Wie gefällt Dir dieses Bouquet, lieber Leser, ein orthodoxer Geistlicher, ein Sozialdemokrat der radikalsten Richtung, ein fortschrittlicher Schulrat und eine katholische Nonne, die doch wahrscheinlich dem äußersten Ultramontanismus huldigt? Es ist diese Zusammenstellung aber keineswegs eine bloße Marotte von mir, vielmehr wird sie Dich zu hochernstem Nachdenken anregen. Diese vier Leute, so sehr verschieden, wie Menschen nur sein können, sind sich in der Hauptsache doch gleich. Sie stellen sich mit ihrem ganzen Sinn in den Dienst der Nächstenliebe, und die Not ihrer Mitmenschen zu lindern ist ihre Lebensaufgabe. Solche Leute von echt deutscher, christlicher Gesinnung, gegen die sich allerdings einer derselben höchlichst verwahren wird, haben wir aber in unserem Vaterlande in großer Zahl. Sollte zwischen all diesen Leuten, die doch dem Wohl ihrer Mitmenschen Alles aufopfern, nicht eine wirkliche und ernsthafte Verständigung möglich sein, und sollte auf Grund solcher Gesinnungen nicht im ganzen deutschen Volke eine wirkliche soziale Neuordnung sich begründen lassen? Bis jetzt war dies unmöglich, weil die Judenpresse jeden gegen den anderen hetzte und Mistrauen säete. Behält diese ihren Einfluß, so wird es niemals anders werden. Darum, deutsches Volk, ermanne Dich, beseitige in allererster Linie Deinen Todfeind, den Du in falsch verstandener Humanität bei Dir aufgenommen hast. Dann gehe entschlossen daran, allen Deinen Kindern das Glück zu bereiten, das auf dieser unvollkommenen Erde möglich ist. Unter dem Schirm einer mächtigen sozialen Erbmonarchie wird Euch dies möglich sein, sobald Ihr überhaupt in die Lage kommt, Euch gegenseitig nach Beseitigung des jüdischen Preßpiratentums offen und ehrlich auszusprechen.

Jede Partei hat ihr Gutes, in jeder finden wir Leute, die dem Wohl des Ganzen sich selbst mit allem, was sie haben, zum Opfer bringen würden. Auch bei den Sozialdemokraten sind solche Leute

zu finden, auch dort giebt es ideales Streben. Daß das Judentum sie von diesem abgelenkt und auf Ziele gewiesen hat, die ewig unerreichbar sind, ist bedauerlich, aber nicht unabänderlich.

Männer aller Parteien, die Ihr nicht von Selbstsucht, Herrschsucht, Rachsucht eingenommen seid oder diese unedlen Eigenschaften in Euch überwinden könnt, einigt Euch alle, zunächst den schlimmen jüdischen Parasiten, diesen Bacillus der Fäulnis, zu beseitigen, und dann messet Euch in leidenschaftloser Weise mit Aufgebot aller Geisteskräfte in dem Streben, ernste Besserung unserer Zustände herbeizuführen. Werde sich jeder dessen bewußt, daß es auf keiner Seite ohne ernsthafte Opfer abgehen kann.

Schlußwort.

Wenn Du, deutscher Mann, den bisherigen Darstellungen Deine volle Aufmerksamkeit zugewendet und Deine eigenen Beobachtungen damit in Beziehung gebracht hast, so wird folgender Satz in Dir zur unumstößlichen Ueberzeugung werden:

„Das fernere gleichberechtigte Nebeneinanderwohnen der germanischen und jüdischen Bevölkerung ist eine Unmöglichkeit. Beide Nationalitäten sind in der Mehrzahl ihrer Angehörigen nicht im Stande, ihre Charaktereigenthümlichkeiten, die sie während mehrerer Jahrtausende treu bewahrt haben, in wenigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten abzulegen. Der Versuch, durch Aufhebung aller Schranken eine Einigung resp. Vermischung beider Völker herbeizuführen, der bei der Germanisierung slavischer Völkerschaften so herrliche Früchte getragen hat, ist vollständig gescheitert. Die Semiten haben ihre Gleichstellung nur dazu benutzt, das germanischen Volk finanziell zu knechten, sittlich und politisch zu korrumpieren, um sich dadurch zur herrschenden Nation zu machen. Diejenigen Semiten, welche sich durch Religionswechsel anscheinend dem deutschen Volke anschlossen, haben am allerschädlichsten gewirkt. Da die Germanen Träger der höchsten Kulturgedanken sind, so haben sie nicht nur das Recht, sondern auch Gott und der Menschheit gegenüber die geheiligte Pflicht, dem Wirken der kulturfeindlichen, parasitischen jüdischen Nation ein Ende zu machen."

Deutsches Volk! Das Schicksal hat offenbar noch Großes mit dir im Schilde, das zeigt die Entwickelung der letzten Jahre. Der große Moment, deine eigentliche Aufgabe zu erfüllen, ist gekommen, vergesse ihn nicht. Was ich in erster Linie erstrebe, die Beseitigung des Judentums, ist nur die durchaus nötige Vorbedingung für die Erfüllung deiner geschichtlichen Mission.

Deutsche, lest die Hermannsschlacht von Kleist, lest sie mit Verständnis für die Gegenwart, und laßt Euch dadurch begeistern

für Eure Pflicht, der ſich kein wahrhaft deutſcher Mann fernerhin entziehen kann. Ich ſchließe mit einem Götheſchen Wort aus Fauſt, Teil II:

Was euch nicht angehört,
Müſſet ihr meiden,
Was euch das Innere ſtört,
Dürft ihr nicht leiden,
Dringt es gewaltig ein,
Müſſen wir tüchtig ſein;
Führet herein.

Wendet zur Klarheit
Euch liebende Flammen!
Die ſich verdammen,
Heile die Wahrheit;
Daß ſie vom Böſen
Froh ſich erlöſen,
Um in dem Allverein
Selig zu ſein.